Der neue mongolenstu...

Christian Spielmann

GIFT OF
HORACE W. CARPENTIER

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

DER NEUE

MONGOLENSTURM.

Caveant Europae Populi.

Stimme eines Predigers in der Wüste
über die Vorgänge in Ostasien.

Von

Dr. C. Spielmann.

Braunschweig
C. A. Schwetschke und Sohn.
1895.

H 1/595

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

DS519
S75

CARPENTER

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Appelhans & Pfenningstorff (Inh: E. Appelhans,
in Braunschweig.

Digitized by Google

Vorwort.

Dem Verfasser kam es darauf an, durch die gegenwärtige Schrift der öffentlichen Meinung in Deutschland und sonstwo in Europa, wo man mit dem „liebenswürdigen und thatkräftigen“ japanischen Volke allzusehr sympathisiert, warnend entgegenzutreten. Mag man ihm vorwerfen, er sehe zu schwarz, so nimmt er dies ruhig hin, wenn die kleine Arbeit die Leser nur zu einigem Nachdenken anregt. Damit glaubt er seinem Gewissen genügt zu haben; im übrigen: videant consules —!

Digitized by Google

Das allgemeine Interesse wendet sich gegenwärtig dem ostasiatischen Kriegsschauplatze zu, auf dem zwei grosse Völker, Söhne einer und derselben Mutter, der mongolischen Rasse, einander in blutigem Bruderstreite zerfleischen. Das grosse Publikum hat jedoch für das grimmige Duell, das sich zwischen China und Japan abspielt, nur etwas wie Neugier übrig, ohne zu ahnen, dass mit den jetzt dort fern in Asien vorgehenden Ereignissen vielleicht eine neue Epoche der Weltgeschichte eingeleitet wird.

Die Sympathie ist allenthalben auf Seiten der Japaner. Professoren und Reisende haben längst vom Podium herab die Intelligenz, die Thatkraft, die Höflichkeit und die Liebenswürdigkeit der Japaner in die Welt hinausposaunt, und das ganze Abendland ist in eine förmliche Japanschwärmerei hineingeraten, die sich so weit verstiegen hat, dass es Mode wurde, Zimmer mit antikem Kulturgerümpel, das die Söhne des „Landes der aufgehenden Sonne“ in die Ecke warfen, zu dekorieren. Und da nun jetzt die Japaner auch äusserlich zeigen, dass sie etwas geworden sind, da freut sich der politische Kannegiesser über die Kulturverbreiter, die den bezopften chinesischen Reaktionären gehörige Denkzettel austeilen. Die militärischen Kreise beobachten mit grossem Behagen, wie gewandt die Heere des Inselvolkes operieren, wie geschickt die modernen Mordmaschienen angewandt werden und wie sie sich in ihren zerstörenden Wirkungen auf Menschenwerke und Menschenleiber äussern. Die Könige des Abendlandes schmücken sich mit dem Chrysanthemum-Orden des Mikado, und die Regierungen

Digitized by Google

hüten sich wohl, ein kühnes Machtwort zu sprechen, um dem entsetzlichen Massacre ein Ende zu machen. Die Staatsmänner haben sich geradezu für eine vorläufige beschauliche Betrachtung des Zerfleischungswerkes ausgesprochen.

Es lässt sich dies auch einigermassen begründen. Denn die europäischen Diplomaten und das nordamerikanische Kabinett sind aufeinander so eifersüchtig, dass keines dem andern eine Einmischung in fremde Angelegenheiten gönnt. Und ausserdem stecken die abendländischen Staaten ja selbst bis an den Hals in Kriegsrüstung und können anderen daher das Kriegen ohne Ursache oder wenigstens ohne Vorwand nicht untersagen. Man glaubte ja auch wirklich, dass die japanische Regierung ein Recht hätte, gegen die unhaltbaren Zustände in dem Schutzstaate Korea einzuschreiten, ja man liess sogar zu, dass die Japaner, wozu sie nicht das Recht hatten, die Chinesen aus jenem Lande hinauswarfen. Damit aber wäre doch eigentlich der Streit erledigt, und von rechtswegen könnten nun Pazifikationsversuche eingeleitet werden. Aber da erklärte sich in Japan Regierung und Volk entschieden gegen solche Bestrebungen. Eine kolossale Bewegung durchbrauste den ganzen Inselstaat. Die gesamte Bevölkerung erhob sich wie ein Mann; der Landtag bewilligte einstimmig sechshundert Millionen Mark zur Fortführung des Krieges. Tausende von Freiwilligen meldeten sich zum Eintritte in das Heer; der Kaiser selbst begab sich ins Kriegslager; Myriaden streitbegeisterter Krieger wurden nach den feindlichen Küsten übergeführt.

Nicht mehr Korea ist der Gegenstand des Kampfes, denn diese Halbinsel ist längst erobert; gegen die Hauptstädte Peking, die Residenz des Beherrschers des ungeheuren Reiches der Mitte, und Mukden, die nationalheilige Stadt der regierenden mandschurischen Dynastie, gehen die Operationen. Und wie zielbewusst verfahren die Angreifer! Zu Lande von Korea aus und zur See über den Busen von Pe-tschi-li

Digitized by Google

suchen sie Peking von zwei Seiten zu fassen; nach der Eroberung der beiden grossen Seehäfen Lu-schun-kou (Port-Arthur) und Wei-hai-wei und der Vernichtung der chinesischen Flotte werden sie auch jetzt direkt gegen die Hauptstadt vorgehen können. Die Pei-ho-Mündung und die Taku-Forts sind noch zu forcieren, und dann werden die Regimenter des Mikado in Schnellmärschen bald vor den Backsteinmauern der Millionenstadt stehen, die den ehernen Kruppschlünden nicht widerstehen können.

So liegt es jedem Einsichtsvollen klar vor Augen: die Japaner planen prinzipiell eine Eroberung Pekings und damit des chinesischen Reiches, den Sturz der Mandschudynastie. Es ist ein moderner mongolischer Alexanderzug, der sich vor unsern Augen im fernen Osten vollzieht. Und zwar ist dieser nicht etwa eine Folge der schnellen Eroberung Koreas, nach dem bekannten Satze l'appétit vient en mangeant, sondern von den japanischen Feldherrn und Staatsmännern langer Hand vorbereitet.

Der lang verborgen gehaltene, aber deutlich erkennbare Endzweck ist der: die Aufrüttelung der Millionen der mongolischen Rasse aus ihrem Kulturschlafe und deren Erhebung zur herrschenden Rasse in Asien, vielleicht in der Welt überhaupt.

Der Enthusiasmus für die japanischen Kulturverbreiter sollte den arischen Nationen — so meinen wir — angesichts der furchtbaren, drohenden Gefahr vergehen.

Es soll nun im einzelnen dargelegt werden, warum und wie sich die europäischen Kulturvölker vor ihrem asiatischen Konkurrenten bewahren mögen.

1.

Die Völker der mongolischen Rasse sind die zahlreichsten und am weitesten über den Erdball verbreitet; man schätzt ihre Kopfzahl auf etwa achthundert Millionen, also auf vier Siebentel der gesamten Bevölke-

Digitized by Google

rung der Erde. Man kann sie in zwölf grössere oder kleinere Familien zusammenfassen: die chinesische, hinterindische, japanische, mongolische, tibetanische, türkische, finnische, drawidische, malaiische, polynesische, amerikanische und arktische. Die Stämme dieser einzelnen Familien und diese wieder untereinander zeigen enge Verwandtschaft; alle kennzeichnet der mongolische Typus: sie sind Brachykephalen mit breitem, plattem Gesichte, kurzer, meist stumpfer Nase, mehr oder weniger schiefstehenden Schlitzaugen, schwarzem, straffem Haare, schwachem Barte und gelber, brauner oder rotbrauner Hautfarbe, mit den mannigfachsten Nuancierungen. Ein Merkmal der Weststämme ist noch die agglutinierende Sprache (Mongolen, Türken und Finnen).

Der Ausgangspunkt der mongolischen Rasse ist das zentrale asiatische Hochland östlich vom „Dache der Welt“ (Pamir); radienartig hat von hier aus die Ausströmung der Mongolenvölker über die Erde in verschiedenen aufeinanderfolgenden Epochen bis in die neueste Zeit stattgefunden. Die weiten Steppenbecken der inneren Mongolei eigneten sich vorzüglich als Raumbehälter und Ausstrahlungszentrum für urkräftige, naturwüchsige Nomadenvölker, und so sind diese denn auch von hier aus nach allen Seiten bis in die entferntesten Gegenden des asiatisch-europäischen Kontinents, ja über das pazifische Weltmeer nach dem amerikanischen Erdteile und auch vielleicht über den Nordteil des afrikanischen entsandt worden. Kein Hindernis war den mongolischen Weltwanderern unbezwinglich; weder von der Natur noch von den Völkern liessen sie sich Grenzen setzen oder Einhalt gebieten. Der Drang nach Wandern und Umherschweifen ist einem grossen Teile der gelben Völker bis auf den heutigen Tag geblieben; selbst innerhalb der Grenzen von Kulturstaaten, des chinesischen und des russischen, hat sich der nomadische Charakter der Mehrzahl der innerasiatischen Stämme erhalten.

Die chinesische Familie ist von den ostasiatischen Mongolenvölkern am ehesten zur Sesshaftigkeit und Ruhe,

Digitized by Google

zum Ackerbau gekommen. Von den Bergländern des Westens aus drangen die Chinesen etwa dreitausend Jahre vor dem Beginne unserer Zeitrechnung in die fruchtbaren Gefilde am gelben und blauen Flusse (Hoang-ho und Jang-tse-kiang) ein und folgten dem Laufe dieser Riesenströme bis zum Meere. Nach und nach entstand nach Unterwerfung der dunkelhäutigen Eingeborenen (Miao-tse) der grosse Strom- und Seekulturstaat mit den Formen, die er sich durch die Jahrtausende hindurch bis auf den heutigen Tag im grossen und ganzen erhalten hat. Seine Grenzen waren anfangs sehr beschränkt.

Aus dem nordchinesischen Gebiete ging dann der Strom der Wanderer über Korea und das gelbe Meer nach den grossen Inseln des Ostens, etwa tausend Jahre vor Beginn der christlichen Aera. Auch hier wurden allmählich die Urbewohner (Aino) unterworfen oder auf das Nord-Eiland Jesso gedrängt; es entstand der insulare japanische Kulturstaat, der sich aber im Laufe der Zeit ganz selbständig und vom Mutterlande in jeder Hinsicht unabhängig entwickelte.

Ebenso drangen die Wanderer südlich in die Bergländer der grossen Halbinsel vor, die sich nach dem Sunda-Archipel hinausstreckt. Dort entstand eine Reihe von kleineren Kulturstaaten, die hinterindischen, die erst viel später zur Blüte kamen und meist als getreue Abbilder des Mutterkulturstaates gelten können (Annam, Siam, Barma, Kotschintschina).

Die eigentlichen mongolischen Stämme, die im Ursitze, das will sagen in den weiten Steppen der Wüste Schamo oder Gobi und im Becken des grossen Baikalsees verblieben sind, haben ihre nomadische Lebensweise beibehalten. Man trifft hier den echten sogenannten mongolischen Typus an, daneben aber auch mannigfache Variationen, so dass man daraus recht gut ersieht, dass hier die Wiege der verschiedensten Völker der weitverzweigten Rasse gestanden hat. Einzelne Stämme sind in die weiten nördlichen (sibirischen) Ebenen hineingeschoben. Seit Jahrtausenden hausen die Wüstenvölker

Digitized by Google

in der von den Vätern vererbten Art und Sitte; von Zeit zu Zeit werfen sie ihre Hordenmassen hinaus über die zivilisierte Welt hin. Aus diesem urmongolischen Gebiete brach auch der grösste mongolische Weltsturm, der dschingiskhanische, los.

Die tibetanische Familie bewohnt das Hochland von Tibet zwischen dem Tanglagebirge und dem himmelhohen Himalaya. Die Tibetaner, unter denen der Hohepriester der buddhaistischen Mongolen, der Dalai-Lama, der für viele Millionen das geistliche Oberhaupt ist, seinen Sitz hat (zu Lhassa), haben es zu keiner hohen selbständigen Kultur gebracht. Der chinesische Einfluss ist unverkennbar, wenn auch das chinesische Volkselement im Lande nur geringe Verbreitung hat.

Die türkischen oder turanischen Völker sitzen westwärts von der Urheimat; nur vereinzelte Teile sind nordöstlich nach Sibirien eingesprengt. Die turk-turanischen Stämme haben sich, so scheint es, am frühesten gegen Abend gewandt, auf dem Südwege über das Plateau von Eran nach Vorderasien und vielleicht auch nach Nordafrika. Bereits viertausend Jahre vor unserer Zeitrechnung, also am ehesten von allen bekannten Völkern, entwickelten die Turanier (Sumerier) eine bedeutende Kultur im unteren Euphrat-Tigrisbecken, welche die Mutterkultur der semitischen und der ägyptischen, überhaupt der vorderasiatischen wurde. Auch in historischer Zeit nahmen turanische Völker den genannten Weg ins Abendland; andere schlugen den nördlichen ein, an den grossen Seen vorbei.

Denselben Weg verfolgten die finnischen Stämme, die in unvordenklichen Zeiten über die osteuropäischen Steppen nördlich bis in die skandinavische Halbinsel hinein und bis ins Herz Europas, ja vielleicht bis nach Frankreich und Spanien vordrangen. Neuerdings hat der Linguist von der Gabelentz den Zusammenhang der nordafrikanischen (turanischen) Ursprache mit der iberisch-baskischen und den dieser beiden mit der finnischen mit grossem Geschick nachgewiesen. Auch in Sibirien sitzen grosse Stämme finnischen Ursprungs.

Digitized by Google

Den Südteil von Vorderindien bewohnt die drawidische Familie, die ehedem über die ganze Halbinsel verbreitet war, auf den Resten einer schwarzen Urbevölkerung. Durch jahrhundertelange Kämpfe mit den von Nordwesten eingewanderten arischen Stämmen wurden die Drawida in dem Pendschab und Duab ganz ausgerottet oder zu Paria heruntergedrückt; doch gelang es den Ariern nicht, sie auch von dem Hochlande von Dekhan völlig zu verdrängen. Die abgeschlossene Lage der ostindischen Halbinsel liess auch den drawidischen Volksteil der Mongolen eine eigenartige Entwickelung nehmen. Die Drawida können zu den Halbkulturvölkern gezählt werden.

Die malaiischen Völker sassen ursprünglich auf der Insel Sumatra und verbreiteten sich allmählich ostwärts über die Reihe der Sundainseln bis in den polynesischen Archipel hinein, andererseits zur See, oder über einen versunkenen Kontinent oder grössere Eilande (Lemurien!) im indischen Ozean bis nach Madagaskar. Im zwölften Jahrhundert unserer Zeitrechnung besetzten sie dann die Halbinsel Malakka. Sie sind die Begründer grosser Seehandels- und Seeräuberstaaten geworden (Reiche von Madschapahit und Dschodschokarta auf Dschawa, von Menangkabo auf Sumatra, von Sulu und Ternate). Ihre Kultur empfingen die Sunda-Malaien zumeist aus dem braminischen Indien.

Die polynesische Familie (von den schwarzen Papûastämmen zu unterscheiden) ist am nächsten mit der malaiischen verwandt; sie hat die Tausende von Eilanden des pazifischen Ozeans besetzt und steht auf sehr niederer Kulturstufe. Die südöstliche Inselgruppe von Nuka-Hiwa (Marquesas-Inseln) und von Waihu (Osterinsel) werden von einem Menschenschlage bewohnt, den man augenscheinlich für verwandt mit dem amerikanischen erklären muss.

Die amerikanischen Stämme (Rothäute, Indianer) werden neuerdings als Mongolen der neuen Welt bezeichnet. Alle nordamerikanischen rothäutigen Triben

Digitized by Google

sind untereinander verwandt, jetzt nur noch in kümmerlichen Resten vorhanden; im Laufe eines Jahrhunderts werden sie ganz ausgegangen, oder in der arischen Bevölkerung aufgegangen sein. An die nordamerikanischen schliessen sich die mexikanisch-mittelamerikanischen und die brasilischen Indianer an. Das Mittelalter kannte zwei grosse Kulturzentren der rothäutigen Völker, das toltekisch-aztekische von Anahuak (Mexiko) und das inkaische zu Kuzko (Peru). Sie blühten, ersterer Staat etwa tausend Jahre (550—1520), letzterer etwa fünfhundert (1050—1530).

Die arktische Familie hat ihre Sitze um den Nordpol in den Eisesregionen des nördlichen Europa, Asien und Amerika. Zu ihr gehören einzelne sibirische, die grönländischen und nordhudsonischen Stämme, deren Hauptbestandteil die Eskimo bilden.

Diese kolossale Expansivkraft der mongolischen Rasse, die sie schon seit Jahrtausenden gezeigt hat, und zwar innerhalb der Epochen der historischen Zeit, findet nur neuerdings einigermassen ein ähnliches Beispiel in der Verbreitung der arischen Völker über den Erdkreis. Allein wenn man die Massen inbetracht zieht, die das zentral-asiatische Hochland in die Kontinente und über die Ozeane nach allen Seiten hinausschickte, dann will es gar nichts bedeuten, wenn man die vielleicht hundert Millionen Europäer damit vergleicht, die sich nach Asien, Afrika, Amerika und Australien gewandt haben. Auch seitens anderer Völker ist eine so kolossale Verbreitung in historischer Zeit nicht zu verzeichnen. Der Weltsturm der semitischen Araber ist rasch verbraust, weil die Wüstenstämme Arabiens sich allmählich unter den unterworfenen Völkern verloren, wenngleich das arabische Element vermöge seiner geistigen Superiorität in manchen Ländern lange Zeit hindurch und vielfach heute noch die Herrschaft ausübt. Die grosse Bewegung der berberischen (nordafrikanischen) Stämme hat sich auf den Norden und die Mitte ihres heimischen Erdteils beschränkt und in Europa (Spanien) nie festen Fuss fassen können. Die Ausbreitung

Digitized by Google

der Negerrasse in Amerika ist durch die Sklaveneinfuhr seitens der europäischen Bewohner der neuen Welt künstlich veranlasst worden, während im Heimatlande der schwarzen Völker, in Afrika selbst, die letzteren im Gegenteil immer mehr eingeschränkt werden.

Also nur die mongolische Rasse und die arische haben beide ihre zentrifugale Bewegung beibehalten und stehen einander heute noch so feindlich gegenüber wie ehedem. Und immer noch hat die erstere der letzteren, was die Kopfzahl betrifft, ein grosses Uebergewicht entgegenzusetzen.

Das einzige, was die Arier heute noch über die Mongolen erhebt, sie ihnen geistig überlegen macht, das ist die Kultur, die sie alle insgesamt umfängt, während die Mongolen noch zumeist in der Unkultur oder Halbkultur leben — die Chinesen nicht ausgenommen.

Aber wer sagt denn, dass dies immer so bleiben muss! Nur diejenigen, die der Ansicht sind, dass unsere weisse Rasse die von Ewigkeit her bevorzugte, zum Träger der Kultur prädestinierte sei, die alle anderen weit überrage.

Man hat so gern China als Beweis dafür angeführt, dass die Mongolen Jahrtausende hindurch kulturell in der Entwickelung stehen geblieben seien. Wer — nochmals — sagt aber, dass dies auch noch fernerhin Jahrtausende, Jahrhunderte, Jahrzehnte hindurch der Fall sein wird und bleiben muss! Sind die Japaner nicht auch wie die Chinesen Jahrtausende hindurch auf demselben kulturellen Standpunkte stehen geblieben und haben sie sich nicht während kaum eines Menschenalters mit einem gewaltigen Rucke aus der Stagnation herausgerissen und zu einem modernen Kulturvolke aufgeschwungen!

Und ferner halten wir den Schwärmern für die Idee der Superiorität der weissen Rasse, der mittelländischen, wie wir sie nach dem Vorgange neuerer Ethnologen nennen wollen — Arier, Semiten und Berbern gemeinsam unter der Bezeichnung begreifend —, entgegen, dass

Digitized by Google

diese letztere der Schüler der Mongolen gewesen ist. Jahrtausende bevor die Mittelländer an ein Kulturleben dachten, war dieses hoch entwickelt bei den Turaniern, den mongolischen Sumeriern im unteren Mesopotamien, den Erfindern der ältesten Schrift, der Keilschrift, — ganze zweitausend Jahre früher als die ägyptischen Pharaonen ihre Pyramiden bauten, deren Urformen im Sumerierlande sich vorfinden.

Also sind die Mongolen die Lehrmeister der Mittelländer gewesen.

Allerdings haben die Schüler nachher die Meister überflügelt. Nunmehr aber beginnt sich der umgekehrte Prozess zu vollziehen. Die japanische Reaktion gegen die mittelländische Kulturherrschaft macht sich geltend. Ein neuer Kampf der beiden Rassen widereinander steht bevor.

Und dieser Kampf ist nur die Wiederaufnahme des vieltausendjährigen, eine Zeit lang unterbrochen gewesenen. Das wollen wir nunmehr nachweisen.

2.

Dass die Mongolen, die turanischen Sumerier im Euphrat-Tigrisbecken wie die Chinesen am Hoang-ho und Jang-tse-kiang, die ersten Kulturvölker der Welt waren, das bezweifelt heute niemand mehr. Dass sie aber nicht die Urbevölkerung dieser Gegenden bildeten, das ist ebenso unzweifelhaft. Alle antike Kultur hat sich auf der Grundlage von unterworfenen Urvölkern entwickelt.

Diese wilde Urbevölkerung ist in China in den Miao-tse (= „Kinder des Bodens“) nachzuweisen, im Euphrat-Tigrisbecken nicht mehr deutlich. Die Autochthonen sind dunkler, oft schwarzer Farbe. Auch in Ostindien und auf den polynesischen Inseln (Papûa) treffen wir diese den Mongolen inferiore Rasse an. Dies scheint anzudeuten, dass auch anderwärts sich eine solche vorgefunden hat, die teilweise oder ganz vernichtet wurde. Andererseits mögen auch wieder die west- und nordwestwärts wandernden

Digitized by Google

mongolischen Nomadenstämme die ersten gewesen sein, die leere Gegenden bevölkerten; dies war vielleicht in Europa der Fall.

Aber schon tausend Jahre nach dem Auftreten des turanischen Kulturvolkes der Sumerier im südlichen Babylonien (Schinear = Schumir, der uralte Name hierfür) beginnt der Rassenkampf dieses Volkes mit den mittelländischen Semiten, den Chaldäern.

Um das Jahr 3800 vor unserer Aera werden die ersten Stadtreiche der semitischen Akkadier gegründet; um dieselbe Zeit beginnt das altägyptische Reich in seinen Uranfängen zu entstehen. Es dauert aber noch anderthalb Jahrtausende bis zu den Pyramidenbauten, während diese im Lande am Euphrat und Tigris längst in ihrer vorbildlichen Urform stehen.

Um diese Zeit bereits hat also der Kampf zwischen Mongolen und Mittelländern seinen Anfang genommen. Und er wird fortgesetzt. Die Semiten werden um 2000 Herren der Sumerier und assimilieren sie sich oder tilgen sie aus. Der altbabylonische Staat begründet sich; neben ihm später der altassyrische; nur im altelamitischen erhält sich die turanische Kultur mit semitischen Elementen durchsetzt.

Um dieselbe Zeit blüht der altmemphitische Pharaonenstaat; die turanischen Urbewohner gehen in der längs der Südküste des Mittelmeeres sich hinziehenden Westwärtsbewegung der berberischen (hamitischen) Stämme auf. Der semitisch-hamitische Völkerstamm der Phöniker beginnt von der syrischen Küste aus seine Seefahrten und die Kolonisation des Mittelmeerbeckens.

Ein wenig später finden wir die arischen Stämme in einer südöstlichen Vorwärtsbewegung von den turanischen Steppengebieten zum Indus- und Gangeslande. Seit etwa 1300 entstehen in Hindustan die Hindureiche. Die dunkeln Urbewohner und die mongolischen Dravida werden unterjocht oder zurückgedrängt; nach 1000 erobern die Arier auch Teile des Dekhan.

Da haben wir die erste Reaktion der Mittelländer

Digitized by Google

gegen die Mongolen. Die Richtung der ersteren geht im ganzen südlich oder südwestlich. Wer weiss aber, ob diese Bewegung nicht selbst durch einen Druck der Mongolenvölker von Norden her veranlasst worden ist!

Der Ursitz der mittelländischen Rasse ist in früherer Zeit entweder am Kaukasus oder am Pamir gesucht worden. Neuerdings erheben sich viele und gewichtige Stimmen für die Annahme, dass er in Europa zu finden sei und zwar im nördlichen Mittelteile, der früher vielleicht eine andere Gestalt gehabt habe. Dieser Teil (etwa das heutige Norddeutschland und das ausgefüllte Ostseebecken) sei von den europäischen Ariern besetzt gewesen, von denen sich zuerst die Thrako-Illyrer und die Romanen (Gräko-Italer) südlich, dann die Kelten westlich und die Slawen östlich absonderten, während die Germanen in der Mitte sitzen blieben. Oestlich davon, in den heutigen russischen Ebenen, hätten die asiatischen Arier gesessen: Skythen, Saken, Eranier und Hindu, die sich allmählich um die grossen Becken des Kaspi- und Aralsees herumschoben. Die Skythen wären im heutigen Russland sitzen geblieben, die Saken in den Steppen nördlich der Seen, die Eranier und Hindu hätten sich zunächst im Amu- und Sirgebiete niedergelassen. Dann wären von letzteren erstere unter stetem Kampfe mit den Turaniern Herren des heutigen Persien geworden, letztere nach Indien gegangen.

Diesen arischen Völkern gliederten sich am Kaukasus und auf dem armenischen Hochlande die hamito-semitischen Völker an. Es zweigten sich zuerst die hamitischen Völker (Kuschiten-Aethiopen, Kopten-Aegypter und eigentliche Berbern) ab, die über Palästina längs der See hin nach Arabien, ferner nilaufwärts und an der Südküste des Mittelmeeres entlang rückten. Die Semiten (Babylonier-Assyrer und Aramäer und die Hebräer und Araber) folgten, nahmen das Euphrat-Tigrisland, Syrien, Palästina und Arabien in Besitz, aus letzterem die Kuschiten zumteil verdrängend und ihnen bis zum Hochlande von Habesch jenseits des Roten Meeres folgend.

Digitized by Google

Um das Jahr 1200 vor unserer Zeitrechnung finden wir die nordeuropäischen Arier in einer neuen Bewegung. Ein grosser Völkerstrom wogt über die Balkanhalbinsel, Kleinasien und Syrien zertrümmert das dort bestehende grosse kuschitische Khetareich und findet erst in Aegypten durch die Schwerter der Pharaonen sein Ende. Um dieselbe Zeit oder kurz nachher werden die Dorer von dem Nordstosse südlich gedrängt, wandern die Etrusker von Norden in Italien ein und dehnen sich die Kelten bis nach Spanien und Britannien aus.

Und aber ein halbes Jahrhundert später, um 700, findet wiederum eine Bewegung der Nordvölker statt. Von der Donau her über Thrakien und Kleinasien; an der Küste des schwarzen Meeres entlang und über die Pässe des Kaukasus, über die Steppen Turans von Osten her wälzt sich über hundert Jahre lang die kimmerisch-medische Wanderung. Wiederum stürzt ein Kulturreich, diesmal das der semitischen Assyrer, zusammen; an dessen Stelle drei andere: das medische, babylonische und lydische treten.

Diesmal aber war ganz bestimmt der Druck mongolischer Völker von Norden und Osten die Ursache der grossen Bewegung. Denn den arischen Völkern, die über Vorderasien herfielen, waren viele turanische Stämme beigesellt. Wir finden ferner seit der Zeit das Band der arischen Steppenvölker in Südrussland und Turan, das die europäischen und asiatischen Arier verknüpfte, zerrissen — die skythisch-sakischen Stämme sind mit turanisch-türkischen Stämmen durchsetzt. Die Saken im Oxuslande werden ganz turanisiert. Um 250 gründen — wir greifen hier etwas vor — turanische Stämme (die Indoskythen) ein Reich im heutigen Afghanistan und im Pendschab.

Diese Herrschaft der arisch-turanischen Steppenvölker wurde zuerst schwer getroffen durch die Erhebung des rein arischen Perservolkes. Bereits der Gründer der ersten Weltmacht, d. h. der persischen, Kurus (Cyrus), bekämpfte die turanischen und turanisierten Steppenvölker

Digitized by Google

des Nordens und ist auch gegen sie gefallen. Er und sein Sohn Kambudschija (Kambyses) vereinigten die vorderasiatischen und die nilotischen Kulturländer zu einem kompakten Reiche, um den Angriffen der nordischen Barbaren besser widerstehen zu können. Damit aber wurde zugleich der semitisch-ägyptische Eroberungsdrang mit ins Perserreich aufgenommen. Nachdem der dritte persische Grosskönig Darajawus (Darius) die Einheit seiner Weltmacht hergestellt hatte, begann er geradezu seinen Angriff auf den turanisierten Norden, um freilich das Schicksal aller Eroberer, die es unternehmen Steppenvölker zu unterwerfen (Karl XII., Napoleon I.), zu erleiden. Nachdem der Versuch total missglückt war, begann sich die persische Expansivkraft auf Südeuropa, die hellenischen Kulturstaaten zu entladen, im Bunde mit den seemächtigen Karthagern. Allein die Hellenen erwehrten sich der Asiaten.

Und nicht nur das. Unter dem Makedonier Alexander beginnen die Hellenen die Reaktion gegen Asien, gegen das semitisierte Perserreich; sie unterwerfen den Orient bis ins Indusland hinein ihrer Kultur. Die drei mächtigen orientalischen Reiche, die aus dem hellenisch-persischen entstehen: das ägyptische, das seleucidische und das parthische erwidern aber, wenigstens die beiden letzteren, sofort wieder den Angriff. Das parthische Reich und das indoskytische (s. o.) tragen turanischen Charakter; die Turanisierung des Ostteils von Iran macht immer weitere Fortschritte. Nun sind es wieder die Römer, die nach dem hannibalischen Kriege und der Niederzwingung der karthagischen Angriffe auf Spanien und Italien auch gegen die asiatischen Dränger sich wenden. Das seleucidische und ägyptische Reich wurden einverleibt; Rom umfasst die gesamten Kulturländer um das Mittelmeerbecken und an der atlantischen Küste. Aber das parthische Reich kann nicht bezwungen werden. Und vollends ein ebenbürtiger Gegner ersteht den Römern in dem Neuperserreiche der Sasaniden, das an die Stelle des Partherreiches tritt, um 230 unserer Zeitrechnung. Es bedeutet die Be-

Digitized by Google

gründung des Sasanidenreiches die asiatische Reaktion des Ariertums gegen den Einfluss des Turanismus wie gegen den europäisch-arischen Einfluss. Denn die altpersischen Verhältnisse wurden damals in ihrer reinen Urform, reiner als zu den Zeiten des Darajawus, wieder hergestellt.

Fast gleichzeitig mit dem Sasanidenreiche beginnt im Norden des Römerreiches die germanische Welt sich zu entwickeln und auszudehnen. Da trifft die Germanen der furchtbare Stoss der mongolischen Macht und wirft sie ins Römerreich, das sie zum Teil zertrümmern.

Zentralasien entleert seine Völkerstämme und stürzt sie Wurf auf Wurf in die weiten Ebenen des europäischen Ostens. Ein dreizehnhundertjähriger Völkersturm beginnt (373—1683).

Das Neuperserreich wird gleichfalls angefallen. Aber die heroische Tapferkeit der Sasanidenherrscher Khosrau Anoscharewan und Khosrau Parwes (ca. 530—630) dämmt den Wüstensturm. Während dann aber im Norden die Völker aufeinanderprallen, flammt in den Steppen Arabiens ein anderer Wüstenbrand auf, der der islamischen Araber, der das Neuperserreich vernichtet, Vorderasien und Nordafrika unterwirft und sich zur Eroberung von Europa anschickt, aber vor Konstantinopel und in den Gefilden an der Loire scheitert.

Wenden wir uns nun näher zu den mongolischen Wanderungen. Die nomadischen Steppenvölker des zentralen Asiens finden bei ihrem Einbruche ins Abendland, nach Europa, zwei Hauptwege. Geschieden sind diese durch den Aral- und Kaspisee, den Kaukasus und das schwarze Meer. Nördlich führt der Weg durch die weiten Steppen Turans und zwischen Kaspisee und Uralgebirge in die sarmatische Tiefebene und dann nördlich der Karpaten weiter. Südlich geht er über das Plateau von Eran und über Armenien und Kleinasien. Ein Mittelweg führt am Pontus entlang, die Donau aufwärts ins Herz Europas.

Das mongolische Volk, das den Eroberungszug, den ersten einer langen Reihe, begann, sind die Hunnen, die,

Digitized by Google

nachdem sie lange ohne Erfolg gegen das chinesische Reich angekämpft haben, sich auf dem Nordwege westwärts ins Abendland wenden. Anno 373 stossen sie auf die Staaten der Germanen im östlichen Europa, zertrümmern die gotischen Reiche und stören die anderen germanischen Völker aus ihrer Ruhe auf. Nördlich des Pontus und südlich der Karpaten herziehend dringen sie bis in die Ebenen der Theiss vor, die sie besetzen. Dort gründen sie die grosse hölzerne Nomadenstadt, die Residenz des Grosskhans Attila (dessen mongolischer Name uns nicht erhalten ist). Attila herrscht von der Ostsee bis zum Pontus, vom Rheine bis zum Ural über eine Unzahl germanischer, slawischer und turanisch-finnisch-mongolischer Stämme. Dann rüstet sich der Mongolenherrscher auch zur Unterwerfung des europäischen Westens und Südens. Aber nun vereinigen sich die römischen und germanischen Völker, und in der Entscheidungsschlacht auf den katalaunischen Gefilden in Gallien wird der Versuch des Grosskhans vereitelt. Neue andere misslingen. Nach dem Tode des Gewaltherrschers vernichtet die Befreiungsschlacht am Netad in Pannonien die Hunnenmacht. Die germanischen und slawischen Völker werden frei; die Hunnen verschwinden aus der Geschichte (454).

Unterdessen hat sich in den Steppen Turans ein ungeheures türkisches Reich gebildet, diesseits des Pamir; bald nachher entsteht ein ebensolches jenseits dieses Scheidegebirges. Das erstere sendet neue Volksstämme gegen das Sasanidenreich und das Abendland. Die vordersten sind die Awaren; diesen folgen Bulgaren und Chasaren. Um 550 erscheinen die Awaren, von den Angriffen auf das Sasanidenreich zurückgeschlagen, nordwärts des Kaspisees und des Pontus, nach Europa flutend. Donauaufwärts ziehend lassen sie sich in Pannonien nieder, das germanische Gepidenreich vernichtend. Die Bulgaren, die dem Zuge folgen, nehmen die Gebiete am Pontus und an der Wolga bis zur Kama ein (um 600). Bald darauf schieben sich die Chasaren nach, in den Süden Russlands, die Bulgaren trennend in die kamischen, die ihr Reich

Digitized by Google

an der Kama und Wolga bilden, und die danubischen zwischen Dnjepr und unterer Donau, die unter der Oberhoheit der Awaren stehen. Um 680 begründen die Chasaren ihr grosses Reich vom Ural bis zum Dnjepr und von dem Kaukasus bis zur Oka, dem viele finnische und slawische Stämme tributär waren. Die Residenz des Khakhans war Sarkal (Bjeloweschie), und das Volk wie der Herrscher bekannten sich zur jüdischen Religion. Gedrängt von den Chasaren wandten sich die danubischen Bulgaren in das heutige rumänische Gebiet und über die Donau in die mösischen und thrakischen Provinzen. Das Awarenreich hatte sich über die böhmischen und mährischen Lande ausgedehnt, bis sich diese Gebiete losrissen (um 630). Aber um so furchtbarer und unablässiger suchten die Awaren die bayerischen, longobardischen und fränkischen Staaten heim. Um 800 gelang es dem fränkischen Grosskönige Karl im Verein mit den Bulgaren das Awarenreich und -Volk zu vernichten. Die pannonischen Gefilde blieben wüste; die Bulgaren errichteten ihren Staat östlich davon (im heutigen Siebenbürgen, Rumänien und Bulgarien). Sie waren nicht sehr zahlreich, assimilierten sich den dort (im heutigen Bulgarien) sesshaften Slawen und gingen endlich derart in diesen auf, dass man sie heute ohne weiteres den Slawen zurechnen kann.

Diese Bewegungen waren kaum beendet, als sich der dritte Stoss vollzog. Von dem nördlichen Uralgebirge herab kam nomadisierend das finnische Volk der Ugren oder Magyaren (830); um dieselbe Zeit das türkische der Petschenegen vom Uralflusse her. Während die Magyaren in friedlicher Weise von den Chasaren Wohnsitze zwischen Don und Dnjestr erhielten, brachen die Petschenegen kriegerisch durch; ihnen folgte aus Turan ein dritter mongolischer (türkischer) Stamm, die Uzen (Kumanen, Polowzer). Die Magyaren, westlich gedrängt, zogen donauaufwärts und nahmen die Awarenwüste — das Flachland an der Theiss und mittleren Donau — ein. Die Petschenegen setzten sich zwischen

Digitized by Google

Aluta, Karpathen und Dnjepr, die Uzen zwischen Kaukasus, Don und Wolga fest. Die Magyaren begannen nun das Abendland mit ihren furchtbaren Raubzügen heimzusuchen, fast zwei Menschenalter hindurch (895—955). Die Rosse dieser mongolischen Räuber tranken in der Weser, in der Loire, im Po; Hunderte von Städten im ostfränkischen, westfränkischen und lombardischen Reiche mit all ihrer Einwohnerschaft und deren Schätzen fielen den Wilden zur Beute, bis die Vernichtungsschlacht durch die Deutschen auf dem Lechfelde die Magyaren in ihre Sitze dauernd zurückscheuchte. Die Petschenegen fielen unterdessen über das byzantinische und chasarische Reich her. Letzteres zerstörten und teilten sie um 1020 mit den slawischen Russen. Die verwüstenden Plünderungszüge nach der Balkanhalbinsel aber dauerten bis um 1100. Endlich machten sich Uzen, Magyaren und Byzantiner zur Vernichtung der Petschenegen auf. Eine grosse Mordschlacht bei Lebunion raffte ihre Hauptmacht dahin. Von da ab verlieren sich ihre Horden unter Bulgaren und Magyaren (als Szekler). Darauf nahmen die Uzen die Gebiete zwischen Aluta und Don ein, nördlich bis zu den Karpathen. Sie waren ein nicht minder schlimmes, beutelustiges Nomadenvolk, türkisch-mongolischer Abkunft, das unter seinen Khanen sowohl die russischen Kleinstaaten wie auch die bulgarischen und byzantinischen Gebiete heimsuchte, mit den Magyaren dagegen sich besser vertrug.

Das türkische Reich in Turan erfuhr im Inneren und Aeusseren mehrfache Umwälzungen. Die letzte Ausströmung der Völker nördlich des Kaspi- und Aralsees war begleitet von einer parallelen südlich dieser Seen. Seit 830 begannen einzelne türkische Stämme in das arabische Kalifenreich einzudringen; sie traten als Leibwache in die Dienste der Beherrscher der Gläubigen. Bald spielten sie bei Thronrevolutionen die Rolle der Prätorianer; hundert Jahre später, als das Kalifenreich zerfallen war, rissen sie die weltliche Macht zu Bagdad an sich. Und nun kamen immer mehr türkische Stämme

Digitized by Google

nach Eran; einer schob den andern vorwärts bis in die kleinasiatischen Staaten und nach Aegypten hinein. Auf der anderen Strasse drangen sie durch die afghanischen Pässe südöstlich ins Indus- und Gangesland. Die Wanderungen dieser Turkvölker, von denen ein Teil seinen christlichen oder buddhaistischen Glauben erst nach dem Betreten Erans mit dem islamischen vertauschte, dauerten über vierhundert Jahre, bis sie einigermassen zur Ruhe kamen. Das grosse Reich der Seldschuken umfasste ganz Vorderasien unter Melikschach (ca. 1090), das der Ghasnewiden unter Machmud (ca. 1000) ganz Osteran, das Indus- und Gangesland. Das Seldschukenreich zerfiel bald in mehrere Teile; in Eran selbst trat an seine Stelle das Reich der türkischen Khowaresmier (1150). Die Ghasnewiden wurden durch die Ghoriden (1186) ersetzt, diese durch die Kildschi (1288), diese endlich durch die Thogluk (1321).

Unterdes aber hatte sich in dem grossen Völker-Raumbehälter der Schamo-Wüste selbst eine gewaltige Umwälzung vollzogen. Seit dem zehnten Jahrhunderte waren die tatarischen Niutschen in Nordchina eingebrochen und hatten dort ein Reich begründet; sie waren um 1120 durch die Kin ersetzt worden. Um 1200 aber erhoben sich die Steppenmongolen am Baikalsee unter Temudschin, dem Dschingiskhan. Nach der Unterwerfung des Türkenreichs in der grossen Bucharei und des Staates der Kin, sammelte der Dschingiskhan die gesamte innerasiatische Mongolenmasse und warf sie auf das Abendland. Auf dem nördlichen Wege durch Turan und auf dem südlichen durch Eran drangen die Weltstürmer vor. Alle Staaten wurden vernichtet, die Völker unterjocht, weiter getrieben oder ausgerottet. Dschingiskhans Söhne und Nachfolger setzten das Werk fort. Bis in die schlesischen Ebenen, bis an die Grenzen Aegyptens stürmten die Weltzerstörer. Auf der Wahlstatt bei Liegnitz kehrten sie um. Dann wurde der Osten, ganz China, Tibet und ein Teil von Hinterindien unterworfen, während Hindustan widerstand. Um 1280 beherrschte der

Digitized by Google

Grosskhan Kublai unmittelbar die Länder vom stillen Meere bis zum Pamir, vom Eismeere bis zum Himalaya, der Unterkhan von Eran dieses Hochland bis zum Euphrat und Tigris, der von Dschagatai Turan, der von Kiptschak Russland.

Bevor die türkische Macht also zerschmettert wurde, war sie durch den Angriff der occidentalischen Christen in dem sogenannten Kreuzzuge sehr erschüttert worden. Es war dies die dritte Reaktion des Abendlandes gegen den Andrang der orientalischen Völker. Doch konsolidierten sich die Reste der türkischen Macht, die mamelukische (turkomannische) in Aegypten (1250) und die osmanische (1300) in Kleinasien, und die letztere wurde sowohl ein Wall gegen die Mongolen als ein steter Bedränger des byzantinischen Reiches.

China riss sich von der tatarischen Herrschaft los, um dieselbe Zeit, als Timur der Lahme (Tamerlan), der „grosse Wolf", auf seinen entsetzlichen Ausrottungskriegen noch einmal die gesamte übrige Mongolenmacht zusammenfasste (1370), südwärts bis zum Hellespont, norwärts bis Moskau vordringend. Aber China blieb ununterworfen, und die Mordschlacht bei Angora gegen die osmanischen Türken setzte dem Eroberer auch im Westen ein Ziel, obwohl er siegreich blieb.

Allmählich schüttelten die geknechteten Völker nach Timurs Tode unter seinen Nachfolgern das Mongolenjoch ab. Die Grossfürsten von Moskau machten sich von dem Khan zu Kiptschak frei (1480); in Erans Westen bildete sich ein neues turkmenisches Reich, im Osten ein afghanisches (arisches), das sich auch nach Indien hinein ausdehnte; ersteres wurde um 1500 durch ein arisch-persisches der Ssaffidynastie ersetzt. Das turanische Mongolenkhanat und die Reste des Kiptschak erlagen um 1550—1600 den Russen, die von da ab auch über Sibirien ihre Herrschaft ausdehnten.

Dagegen erzielten die Mongolen noch zwei grosse Erfolge. Turanische Stämme begründeten (1526) das weite Reich des Grossmogul in Ostindien, das über

Digitized by Google

zweihundert Jahre als glänzender Kulturstaat blühte, und mandschurische eroberten (nach 1640) das chinesische Reich und bildeten für anderthalbhundert Jahre eine gewaltige Macht in Mittel- und Ostasien.

Für das Abendland war die eigentliche Mongolenmacht nicht mehr direkt gefährlich; desto furchtbarer bedrohten es die osmanischen Türken. Als der Halbmond auf der Sophienkirche zu Konstantinopel aufgepflanzt wurde, war bereits fast die ganze Balkanhalbinsel in den Händen der Eroberer, und noch zweihundert Jahre wuchs die Macht der Osmanen und zitterten vor ihr die europäischen Staaten. Ganz Vorderasien und Nordafrika bis zum Atlas, Südrussland und Ungarn fielen in ihre Gewalt; oft schien es, als ob der Rossschweif bis ins Herz Europas getragen werden sollte; da machte der Entscheidungskampf vor den Thoren Wiens dem aggressiven Vordringen der Osmanen ein Ende (1683).

Sofort begann die europäische Reaktion. Oesterreich und Russland gemeinsam, dann letzteres allein übernahmen sie. Nach zehn blutigen Kriegen ist die Türkenmacht nach zweihundertjährigem Kampfe in Europa auf einen kleinen Rest ihres Besitzes beschränkt, und ihre Nebenländer beginnen sich abzulösen und in europäische Hände überzugehen. —

Dies ist das Bild des gewaltigen Kampfes des Ariertums, ja der Welt, gegen die Mongolen. Dreizehnhundert Jahre hat der letzte dieser Ringkämpfe fast ununterbrochen die Völker Europas, der Erde, im Atem gehalten. Myriaden der gelben Weltstürmer sind auf den Gefilden und in den Schluchten der Gebirge Europas vermodert, nachdem sie aber auch die Blüte der slawischen, romanischen und germanischen Bevölkerung der jeweiligen Zeit mit hinabgerissen und unschätzbare Werke der Kultur vernichtet hatten.

Der grosse Völkerbehälter Zentralasiens aber hat immer noch Menschenmaterial genug, um neue Stürme zu wiederholen.

Digitized by Google

3.

Soeben bereitet sich eine neue Bewegung unter den mongolischen Völkern vor. Zielbewusst wird sie ins Werk gesetzt von dem modernen Kulturvolke auf den ostasiatischen Inseln.

Die Japaner nennen ihr Land Nipon, d. h. das der aufgehenden Sonne. Sie wollen den Namen zur Wahrheit machen, die aufgehende Sonne für die Mongolenwelt werden.

Die Inseln sind bis etwa 1200 vor unserer Zeitrechnung ganz von den Ainos, dunkelhäutigen, schwarzhaarigen Mongolenstämmen, die heute noch auf Jesso, den Kurilen, Tarakai und einem grossen Teile von Kamschatka hausen, bewohnt. Um die genannte Zeit kamen die ersten Scharen chinesischer Einwanderer an, denen immer stärkerer Nachschub folgte. Die Fremdlinge unterjochten oder vertrieben die Ainos zumteil; zumteil vermischten sie sich mit ihnen, und so entstand das heutige Volk der Japaner. Die mitgebrachte chinesische Kultur entwickelte sich in eigenartiger Weise weiter; aber die Sprache entlehnten die Einwanderer den Unterworfenen, ebenso wie die Religion, den Dämonendienst des Schintu. Zur staatlichen Einheit wurden die japanischen Stämme zusammengefasst durch Sinmu (= der göttliche Krieger) um 660—590, einen Eroberer, der, von Kiuschiu kommend, sich aufschwang über die anderen Stammhäupter. Er nannte sich Mikado (= der Erhabene, Augustus), baute der Sonnengöttin (der obersten Gottheit) einen Tempelpalast, den er selbst bezog, zu Kioto oder Miako (= Residenz). Die geistliche und weltliche Macht vereinigte er in seiner Person und teilte das eroberte und noch zu erobernde Land unter seine Gefolgen oder Lehnsfürsten (Daimio). Die Nachwelt machte den Sinmu zu einem Sohne der Sonnengöttin und zum Nationalheros. Von ihm stammten alle seine Nachfolger ab.

Die Kriege gegen die Aino dauerten fort, durch die Jahrhunderte hindurch. Sie nahmen eine immer

Digitized by Google

weitere Ausdehnung an, so dass um 60 vor Christo der Mikado das Institut der vier Kongressfeldherrn (Schogun) schuf und sie über die Bezirke der zu erobernden Lande setzte. Nachdem nun endlich diese Eroberung vollendet war, begann, da es an kriegerischer Beschäftigung fehlte, der innere Kampf der Lehensträger und der Schogune widereinander. Aus den vielfachen Wirren erhob sich um 1190 der Schogun Joritomo als alleiniger Herr. Es gelang ihm, die Stellung eines Maiordomus des Mikado zu erlangen und sein Amt in seinem Hause erblich zu machen; er nahm den Titel Kubosama an. Seine Dynastie zu Jedo herrschte bis 1334, dann wurde sie durch eine andere ersetzt, die bis 1586 die Maiordomuswürde inne hatte.

Der Mikado blieb dabei einziger legitimer geistlicher und weltlicher Herrscher, der aber in seinem ungeheuern Kaiserpalaste ganz verschwand und nur wenig sichtbar wurde. Den Hofstaat (Dairi) des Göttersprossen bildeten seine Verwandten, aus denen der am meisten Berechtigte zu seinem Nachfolger gewählt wurde. Der Name des heiligen Mannes war nur dem Dairi bekannt; der Verkehr mit ihm durch eine ausgesuchte Etikette geregelt. Seine Einkünfte bezog der japanische Augustus aus den weitausgedehnten Domänen und den Tributleistungen und Geschenken des Schogun und der Daimio. Die Daimio waren erbliche Lehensfürsten der einzelnen Provinzen. Die drei höchsten waren kaiserliche Prinzen, dann folgten die achtzehn grossen Pairs und zuletzt etwa dreihundertvierzig Hochadlige. Der dritte Teil von ihnen war im Besitze je einer starken Festungsresidenz; manche Daimio hatten sogar mehrere. Die Hälfte des Jahres aber verbrachten sie in der ungeheuern Hauptstadt des Schogun, in Jedo, um damit ihre Unterthänigkeit auszudrücken, in der That aber, um ihn zu überwachen. Sie erschienen stets mit grossem, oft nach Tausenden zählenden Gefolge. Den niederen Adel, dessen zweite Klasse, bildeten die Jakonin oder Samurai (Zweischwertmänner, vom Rechte zwei Schwerter im

Digitized by Google

Leibshawl zu tragen). Sie standen zumeist im Afterlehns- und Soldverhältnisse und wurden namentlich zum Fernhalten der Ausländer gebraucht. Diese obere Kaste bildete ein Zehntel der Bevölkerung. Dann kamen die Kasten der Bosan (daraus Bonzen = Gelehrte, d. h. Litteraten, Aerzte und Priester), der Kaufleute, der Handwerker, der Fischer und der Schiffer, endlich die der Bauern; diese sechs machten den Rest, neun Zehntel der Bevölkerung aus. Einen geringen Prozentsatz der letzteren bildete die Klasse der Unehrlichen und Bettler, die unter Häuptlingen in bestimmten Ortschaften wohnen und sonst keine Häuser betreten durften. Dazu gehörten die Gerber, Metzger, Scharfrichter und Kerkermeister. Die grosse Masse des Volkes war arm, aber genügsam und zufrieden.

Die alte dämonologische Religion trat allmählich zurück, als die buddhaistische und kongfutsische Lehre Eingang fand. Die buddhaistische wurde nach und nach die öffentliche, herrschende, d. h. in der foistischen (chinesisch-tibetanischen) Form, und zählte über hunderttausend Tempel und Götterbilder. Viele der Tempel enthielten aber auch nur einen Metallspiegel um die Vorschrift des Cognosce te ipsum zu symbolisieren. Die Bekenner der kongfutsischen Sittenlehre bilden eine innere Vereinigung ohne Kultus. —

Das Jahr 1586 brachte für Japan eine gewaltige Umwälzung. Aus niederem Stande warf sich der kriegerische und staatsmännisch begabte Fidejosi zum Schogun auf, entsetzte seinen Amtsvorgänger, liess ihn hinrichten und nahm den Titel Taikosama (= unumschränkter Herr) an. Er riss fast die gesamte weltliche Macht an sich, und da er die Uebergriffe der Daimio zurückwies und sie in Schranken hielt, so bestätigte ihn der Mikado in seinem Amte. Nichtsdestoweniger war und blieb der letztere der eigentliche Herrscher. Die Würde des Taikosama (den nur die Europäer Taikun nannten) wurde für erblich in der Familie des Stifters bezw. in deren drei Seitenlinien erklärt; der minderjährige Fürst

Digitized by Google

erhielt eine Regentschaft, die ebenfalls in einer bestimmten Familie erblich war. Dem Taikosama stand der erste Rat (das Hausministerium), aus fünf Daimio dritter Klasse gebildet, zur Seite, als höchste Behörde zur Entscheidung aller Staatsfragen und zur Ausübung der Gesamtstaatsverwaltung. Beratende Behörde war daneben der zweite Rat (Staatsrat) von sieben Daimio vierter Klasse. Der dritte Rat, aus vierundzwanzig Mitgliedern, Daimio dritter und vierter Klasse, bestehend, war die Gegenbehörde des Mikado, welche die beiden ersten Räte im Interesse des Kaisers zu überwachen hatte. Dann folgte der vierte oder grosse Rat, aus sämtlichen Daimio bestehend, der über wichtige, die Allgemeinheit betreffende Fragen zu entscheiden hatte. Der Taikosama unterhielt am Hofe des Mikado und an dem der mächtigsten Daimio besondere Gesandte.

Fidejosi war in seiner Macht noch völlig autokratisch. Er schaffte Ruhe im Lande und war der erste, der den kriegerischen Sinn seiner Landsleute zur Bethätigung nach aussen leitete. Er hatte sich kein geringeres Ziel gesetzt als die Eroberung Chinas. Gerade vor nunmehr dreihundert Jahren, anno 1594 ging ein japanisches Heer nach Korea hinüber und eroberte die Halbinsel. Als nun die Chinesen heranrückten, wichen die Japaner zum Meere zurück, griffen aber, nachdem Verstärkungen angekommen waren, von neuem an. Eine Mordschlacht sondergleichen entspann sich, in der die Chinesen zuletzt Sieger blieben. Myriaden von Japanern fielen im Kampfe oder auf der Flucht, kaum ein Zehntel des Heeres führte der Schogun in die Heimat zurück. Der Schreckenstag wurde in Japan bis auf den heutigen Tag in Trauer begangen, und die Insulaner sparten den Chinesen die Rache. Vielleicht hatte der Schogun auch seitdem die Gewohnheit wie früher der Perserkönig, sich von seinem Leibsklaven zurufen zu lassen: „Herr, gedenke der Athener“, d. h. Chinesen!

Der Nachfolger Fidejosis war es, der die Bestimmungen über das Regiment des Taikosama traf, die wir

Digitized by Google

oben vernommen haben. Ausserdem führte er eine neue Gesetzgebung ein, die bis zur grossen Umwälzung vor einem Menschenalter Geltung hatte. Der Staat setzte die Richter ein, vor denen sich der Verklagte selbst rechtfertigen musste; Advokaten gab es nicht. Die Bürger hatten untereinander zu beaufsichtigen, und jedes Vergehen zu denunzieren. Auf schweren Verbrechen stand die Todesstrafe, auf Verbrechen gegen den Staat Verbannung auf eine öde Insel und zwar auf Lebenszeit. Der echt barbarische Gebrauch, für überaus schwere Verbrechen die ganze Umgebung (Familie, Strasse, Wohnort) des Delinquenten büssen zu lassen, bestand auch in Japan. Die Adeligen, Militärs und die Beamten des Schogun besassen das Vorrecht, sich wegen eines begangenen oder angeschuldigten Delikts selbst zu entleiben, um einem ehrlosen Tode zu entgehen, sobald der Taikosama dies erlaubt hatte. Dies geschah öffentlich oder geheim durch das Bauchaufschlitzen (Harakiri).

Der Taikosama residierte von nun an ständig in Jedo und hielt den Mikado in Kioto eingeschlossen. Von auswärtigen Kämpfen war fernerhin nicht mehr die Rede; desto schwieriger wurden mit der Zeit die inneren Verwickelungen. Sie waren religiöser Art. Im Jahre 1549 war der grosse Jesuitenmissionar Franz Xaver nach Japan gekommen, und seine Thätigkeit war eine so erfolgreiche gewesen, dass man ein Menschenalter später bereits zweimalhundertfünfzigtausend Christen aller Volksstände und über zweihundert Kirchen zählte. Damit zugleich kamen die Portugiesen nach dem Inselreiche und begannen ihren Handel zu treiben. Als nun aber die Daimio die fremde Religion benutzten, um dem Schogun aufsässig zu werden und die Missionare auch weltliche Politik trieben, liess schon Fidejosi zweimal eine harte Verfolgung eintreten. Und nun begannen auch in der Folgezeit des öfteren blutige Religionskriege, die aber die Zahl der christlichen Bekenner nur vermehrten. Endlich stiess der Plan der Neubekehrten, mit portugiesischer Hilfe die Herrschaft des Taikosama geradezu zu stürzen,

Digitized by Google

dem Fasse den Boden aus. Als niederländische Kaufleute das Komplott dem Schogun verrieten, liess dieser mit dem Aufgebote seiner gesamten Kriegsmacht eine allgemeine Christenjagd durchs ganze Reich veranstalten. Dem grässlichen Blutbade entrannen etwa vierzigtausend Christen und drängten sich auf der festen Felsenburg Schimabara bei Nagasaki zusammen. Lange lag ein zahlloses Heer der Japaner davor, bis die Niederländer Geschütze herbeischafften, die Bresche legten. Unter furchtbarem Gemetzel wurden sämtliche Eingeschlossenen vernichtet (1638). Diesem Ereignisse folgte die Austreibung aller Fremden und das Verbot, bei Todesstrafe sich nicht mehr im Reiche blicken zu lassen. Die Zweischwertmänner bekamen das Recht, jeden Ausländer ohne weiteres zu töten. Nur den Niederländern war es unter entehrenden Bedingungen gestattet, von dem ihnen als Wohnplatz angewiesenen kleinen Eilande Deschima bei Nagasaki aus beschränkten Handel zu treiben.

Der hermetische Verschluss des Inselreiches dauerte über zweihundert Jahre, und alle Versuche anderer europäischer Mächte Verbindungen mit Japan anzuknüpfen, misslangen. Den ersten Erfolg erzielten die unausgesetzten Bemühungen der Nordamerikaner. Mit einer imposanten Flotte erschienen sie im Jahre 1854 vor Jokohama und schlossen mit dem Taikosama den Friedens- und Freundschaftsvertrag zu Kanagawa ab, infolge dessen ihnen die Häfen von Schimoda und Hakodade geöffnet wurden. Bald darauf erzwangen sich Engländer und Russen dasselbe Vorrecht zugleich für Nagasaki und wurden auch den Niederländern die sie einengenden Bedingungen erlassen. Die schweren Schläge, die das chinesische Reich von 1856—1860 durch die westlichen Barbaren empfing, erschreckte auch die Japaner. Mit den vier genannten Mächten wurden neue Verträge abgeschlossen; dann folgten von 1858—1864 solche mit Frankreich, Portugal, Preussen und der Schweiz. Weitere Häfen wurden geöffnet und den Fremden, Niederlassung und Reisen ins Innere des Landes gestattet, neben völ-

Digitized by Google

liger Religionsfreiheit. Den Russen endlich wurde die Insel Tarakai (Sachalin) zumteil, später ganz überlassen.

Der Taikosama, der die Fremden zuerst zugelassen hatte, konnte sich dieses Faktums nicht erfreuen. Die reaktionäre Partei beseitigte ihn. Und darauf folgte eine achtjährige unruhige Zeit, voller Palastrevolutionen, Ränke und Mordthaten. Die feudale und die bureaukratische Partei standen widereinander, jene auf des Mikado, diese auf des Taikosama Seite. Bald aber vereinigten sie sich — die Vertreter des Despotismus und Obskurantismus —, und seit dem Jahre 1862 nahmen sie offen Stellung gegen die Ausländer, die freiheitliche und aufklärende Ideen ins Land trugen. Ein merkwürdiges Spiel der mongolischen Diplomatie begann. Der Mikado erhielt mit einemmale wieder den vollen augusteischen Glanz in den Augen der Welt. Da er, von seiner Umgebung dazu gedrängt, die Verträge mit den Fremden nicht bestätigte, weil seine göttliche Majestät nicht bei dem Abschlusse gefragt worden war, so erklärte auch der Schogun, sich dem Ansehen seines Kaisers fügen zu müssen, und berief sich dazu auf den Widerwillen des Adels, dem gegenüber er nichts vermöchte. Die Reaktion bekam völlig Oberwasser. Die Samurai durchzogen das Land und mordeten die Fremden, wo es ohne Aufsehen gelang, darunter den amerikanischen Gesandtschaftssekretär Heuskin und den englischen Reisenden Richardson. Den jungen Schogun brachte man aus Jedo fort, schloss die Vertragshäfen, beschoss die französischen Kriegsschiffe bei Schimonosaki und trieb sie zurück. Dasselbe Schicksal erlitten die englischen vor Kagoschima auf Kiuschiu. Nun begannen zwar Verhandlungen; aber die Daimio wussten den Ausländern fortwährend Schwierigkeiten zu bereiten.

Ein offener Reaktionär und versteckter Rebelle, ein echter Vertreter der altjapanischen Absperrungspolitik war der Fürst von Nagato. Als er die Nachgiebigkeit der Regierung sah, sagte er sich von ihr los und begann auf eigene Faust den Kampf gegen die Fremden. Nun

Digitized by Google

machten diese aber Ernst. Im September von 1864 dampfte ein zwanzig Schiffe starkes Geschwader der Amerikaner, Engländer, Franzosen und Niederländer in die Meerenge von Schimonosaki und vernichtete nach dreitägigem Bombardement die Befestigungen des trotzigen Vasallen, so dass dieser sich auf Gnade und Ungnade unterwarf. Darauf wurden die Verträge durch die Regierung bestätigt. Es zeigte sich nun, dass der Schogun in der That innerlich den abendländischen Reformideen nicht abgeneigt und an deren Verwirklichung nur durch den Trotz der Feudalherren verhindert wurde. Nunmehr begann er zunächst ein stehendes Heer mit Hilfe europäischer Offiziere zu schaffen; im übrigen liess er der Verbreitung der abendländischen Einwanderer und Reisenden volle Freiheit. Die Daimio merkten, worauf hinaus der Generalissimus wollte und begannen untereinander Bündnisse abzuschliessen, die direkt gegen den Taikosama gerichtet waren und dessen Sturz und die Erhebung des Mikado als ausschliesslichen und thatsächlichen Herrschers bezweckten.

Der 1866 erwählte Taikosama Stotsbaschi sah sich alsbald rings von Schwierigkeiten umgeben. Auf niemanden konnte er sich verlassen, auf niemanden sich stützen, ohne sich auf der anderen Seite mächtige Feinde zu erwerben. So fand er keinen anderen Ausweg als sich seiner Würde zu entäussern und diese dem Mikado zurückzugeben. Allein da dieser Schritt doch seinen Anhängern missfiel und sie ihm Unterstützung versprachen, griff er nachträglich zu den Waffen. Nach zweijährigem Bürgerkriege jedoch (1867—1869) wurde er besiegt, da er die meisten Daimio gegen sich hatte und zog sich in seine Stadt Mito zurück, wo er in einem gewissen Internate als Staatspensionär gehalten wurde. Ein zu seinen Gunsten erfolgter Aufstandsversuch, der nach der Neuordnung der Dinge von den damit unzufriedenen Daimio und Samurai (1873—1877) erregt ward, wurde niedergeschlagen, und seitdem hat der abgesetzte Schogun, der heute noch lebt, nichts mehr gegen sein Schicksal unternommen.

Digitized by Google

Die erwähnte Neuordnung der Dinge begann sofort nach Beendigung des Bürgerkriegs und zwar in überraschender und gründlicher Weise. Der achtzehnjährige thatkräftige und aufgeklärte Mikado Mutsuhito war unumschränkter Herr der Verhältnisse geworden, und die Feudalherren waren ihm unbedingt ergeben. Sofort wurde die äussere Politik bestimmt: den Ausländern wurde Freiheit des Handels verwilligt und ihnen in Jedo ein besonderes Quartier zu Niederlassungen und Geschäftshäusern eingeräumt. Den Umschwung in der inneren Politik führten die Daimio selbst herbei. Sie hatten die Oberhoheit des Mikado nie geleugnet, aber den Schogun stets als Usurpator betrachtet. Sie hatten auch einsehen lernen, und zwar durch den neuerlichen Verkehr mit den Fremden, dass sie sich der abendländischen Kultur nicht würden fernerhin versperren können. Aber sie erkannten dabei, dass, wenn deren Einführung durch den Schogun geschähe, die Ausländer zur Herrschaft über Japan gelangen würden, während der von ihnen wieder erhobene Mikado sich auf die Einheimischen stützen und die Europäer nur so lange nützen würde, bis das Reich kulturell umgestaltet und selbständig geworden sei. Deshalb thaten sie freiwillig den folgenschweren Schritt: sie gaben in einer feierlichen Versammlung zu Jedo ihre Lehen an den Mikado zurück und wurden von diesem als „Kaiserliche Statthalter“ (Dschihandschi) wieder eingesetzt. Auch fand die Entbindung von der zum drückenden Zwange gewordenen Pflicht, in Jedo zu residieren, statt.

Diese merkwürdigen Akte vollzogen sich in dem Jahre der Wiedergeburt Japans 1869.

Der Mikado trat nunmehr aus seiner Abgeschlossenheit hervor und zeigte sich öffentlich. Dass er völlig weltlicher Herrscher des Reiches der aufgehenden Sonne heissen und sein wollte, bezeugte er äusserlich dadurch, dass er seinen Tempelpalast zu Kioto verliess und seine Residenz nach Jedo verlegte, das den offiziellen Namen

Digitized by Google

Tokio empfing. Die Millionenstadt, in herrlicher, gartenreicher Umgebung an der grossen Bucht gelegen, wo Hunderte von Schiffen ankern könnten, mit ihren regelmässigen, rechtwinkelig sich kreuzenden Strassen, den zahlreichen Bogenbrücken, Kanälen, Quais, mit der ungeheuren Zitadelle und dem Kaiserpalaste, der ein ganzes Stadtviertel einnimmt und dessen Holzhäuser und -wälle mit feinstem rotem und schwarzem Lack überzogen waren und vergoldete Zierraten trugen, mit ihren Schlössern, bunten Pagoden, Lusthäusern, Theegärten, grünen Parks u. s. w. — sie wurde nunmehr das Eingangsthor der abendländischen Kultur.

4.

Die Umgestaltung der Verhältnisse in Japan vollzog sich sehr rasch.

Die Religionsfreiheit wurde öffentlich verkündet. Die buddhaistische Lehre, die von den Schogunen besonders begünstigt worden war, trat wieder mehr und mehr zurück vor der alten Schintureligion, die nunmehr allerdings abgeklärt und des dämonologischen Charakters entkleidet ist. Christliche Anschauungen haben sich vielfach mit ihr vermischt; das Christentum selbst, namentlich in der protestantischen Form, hat überhaupt viel Anklang in Japan gefunden. Seitdem steht das bronzene Riesenbild des grossen Buddha bei Kamakura verlassen. Viele buddhaistische Tempel sind gesperrt, die Heiligtümer zerstört, das Kirchenvermögen ist eingezogen worden. Die Klöster verwandelte man vielfach in Kasernen und setzte den Mönchen ein Jahresgehalt aus.

Das Feudalwesen ist aufgehoben worden. Die früheren acht Kasten sind in Klassen verwandelt worden. Mitglieder des hohen und niederen Adels, die sich mit der neuen Ordnung nicht zurechtfinden konnten, weil ihnen dadurch Aemter oder Einkünfte verloren gingen, sind durch Staatspensionen entschädigt worden. Die Samurai, denen, wie überhaupt den Bewohnern, das

Digitized by Google

Waffentragen verboten wurde, sind grossenteils — man sagt fast dreissigtausend — zu Polizisten verwendet worden. Sie regieren die Menge durch ihr Ansehen und fast nur durch Winke. Zwanzig Jahre nach dem Beginne der Umwandlung, im Jahre 1889, hielt es der Mikado für angebracht, dem Volke eine Verfassung und konstitutionelle Vertretung zu geben. Der japanische Landtag setzt sich aus einem Ober- und Unterhause zusammen; ersteres besteht zum Teil aus ernannten, zum Teil aus erwählten Mitgliedern, letzteres ganz aus gewählten. Wahlberechtigt ist jeder Japaner, der fünfundzwanzig Jahre alt ist und mindestens ebensoviele Dollars Steuern zahlt. Die Zahl der Landtagsmitglieder beträgt dreihundert. Die Rechte des Landtags sind im allgemeinen die der konstitutionellen europäischen Körperschaften.

Das gesellschaftliche Leben beginnt sich immer mehr zu europäisieren. Die Polygamie ist gestattet; doch hat der Mikado nur eine Frau als rechtmässige, und viele Adelige und Wohlhabende folgen seinem Beispiele. Bei den niederen Klassen verbietet sich die Vielweiberei von selbst. Eine religiöse Weihe der Ehe hat nie stattgefunden; aber seit 1874 ist die Zivilehe gesetzlich eingeführt worden.

Das Bildungswesen hat ungeheure Fortschritte gemacht. Der allgemeine Schulzwang für Knaben und Mädchen ist Gesetz; es ist ihm noch nicht allenthalben durchgreifende Geltung verschafft, doch wird dies in absehbarer Zeit geschehen sein. Der Unterricht beginnt in allen Schulen um sieben Uhr nach dem Gongschlage. Die Schulhäuser und deren innere Einrichtung sind bequem und praktisch, die Lehrmittel zahlreich und vorzüglich; die Disziplin ist musterhaft. Das Reich ist seit 1872 in acht Schulbezirke eingeteilt, von denen jeder eine Hochschule und dreissig höhere Schulen hat oder erhält; gegenwärtig giebt es an achtzigtausend Volksschulen. Lehrer- und Lehrerinnenseminare bestehen seit mehr als zwanzig Jahren; das älteste der letzteren ist 1875 selbst von der Kaiserin zu Tokio eröffnet worden.

Digitized by Google

Es sollen etwa tausend Lehrerinnen bereits thätig sein. Alljährlich geht eine Anzahl von Zöglingen Studiums halber ins Ausland mit einem Stipendium von sechstausend Mark pro Kopf. Die Missionshäuser der Amerikaner haben keinen Zulauf mehr, da der Unterricht in ihnen zu sehr in abendländischem Geiste erteilt wird. Die bedeutendste Hochschule ist die Akademie zu Tokio, 1873 förmlich eröffnet. Sie erfuhr erst allmählich die Umgestaltung in europäischem Sinne und hat seit 1878 vier Fakultäten: Jurisprudenz, Naturwissenschaften, Philosophie und Medizin, von denen letztere gesondert besteht. Die fünfhundert Studenten wohnen zusammen und studieren auf Staatskosten. Die ausländischen Professoren, unter denen das deutsche Element vorherrscht, werden allmählich durch einheimische ersetzt. Mit der Verbreitung des Lesens und Schreibens dringt das Bildungs- und Wissensbedürfnis tief ins Volk ein. Buchhandlungen sind in jeder Stadt, eine Leihbibliothek ist auf jedem Dorfe vorhanden; Zeitungen gelangen überall hin. Die Pressfreiheit lässt alle Arten Bücher und Schriften zu. Leider aber sollen gerade die naturalistischen und die Schauerromane des Kolportagehandels die weiteste Verbreitung finden. Dagegen erwirbt unter den Gebildeten die freie, von keiner einseitig theologischen Beeinflussung gehinderte Forschung sich viele Anhänger.

Das Rechtswesen hat eine bedeutende Umgestaltung erfahren. Eine jede Bezirkshauptstadt besitzt ein Landgericht, das volle Kompetenz in Kriminal- und Zivilsachen hat. Die Urteilsprüche in peinlichen Fällen müssen jedoch eine Bestätigung durch das Obergericht erfahren. Amtsgerichte für Bagatellsachen bestehen in allen grösseren Städten; Appellhöfe sind mit den höheren Gerichten verbunden. Die Strafen sind den Forderungen der Humanität angepasst. Die Folter ist abgeschafft, ebenso die Todesstrafe. Das Recht des Bauchaufschlitzens ist aufgehoben, da es sich mit den modernen juridischen Anschauungen nicht mehr verträgt.

Das Verkehrswesen ist auf europäischem Fusse

Digitized by Google

eingerichtet. Die erste Eisenbahn wurde 1872 eröffnet; sie führte von Tokio nach Jokohama. Seitdem durchzieht eine Linie die ganze langgestreckte Insel Nipon, und auch auf Jesso und Kiuschiu sind Strecken angelegt worden. Elektrische Verbindungen bestehen zwischen allen grösseren Orten auf Nipon und Kiuschiu; nach Jesso ist ein unterirdisches Kabel gelegt. Dampfer stellen die Verbindung der Inseln untereinander und mit dem Festlande her. Für den Verkehr im Innern sorgen die mit Zebuochsen bespannten Lastwagen; zum Transport der Personen dienen die Dschinrikscha, zweirädrige Handkarren, von schnelllaufenden Kulis zu einem Drittel der Schrittzeit fortbewegt.

Das Heerwesen ist ganz nach französisch-deutschem Vorbilde reformiert worden. Anstelle der oft schwerfälligen Ausrüstung der Soldaten des Schogun ist die leichte europäische getreten; die Bewaffnung bilden die bei uns bekannten modernsten Mordwerkzeuge. Das Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht ist ausgesprochen worden. Ebenso ist die Flotte vorzüglich ausgerüstet. Die Schlachten bei Phiöng-yang, am Yalu, bei Lu-schun-kou und Wei-hai-wei haben gezeigt, wie die Söhne der Inseln das Kriegshandwerk verstehen.

Auch auf die Lebensweise hat die Berührung mit dem Auslande verändernd eingewirkt. Zwar ist die Nahrung der Japaner so ziemlich dieselbe geblieben. Reis, Hirse, Salzfische und Rettiche bilden die Speise der Armen; die Reichen fügen hinzu Vögel der verschiedensten Art und rohes Gemüse in grosser Mannigfaltigkeit, ausserdem viel Zuckerwerk. Als Getränk dient Thee, Reisbier (Sake) und Strochin (Schnaps), als Reizmittel dient Tabak. Fleisch wird sonst gar nicht genossen, Milch als weisses Blut verabscheut, auch Butter nicht verbraucht. Das Rind ist überhaupt in gewissem Sinne unheilig; sogar vor Lederwaren haben die Japaner Abscheu. Völligen Ekel erregt ihnen das Schwein. — Die Tracht wird bei den Vornehmen mehr und mehr europäisch; doch haben die Frauen noch Vorliebe für die

Digitized by Google

schlafrockartigen, vom Gürtel umfassten Gewänder und Antipathie gegen Hemden. Die niederen Volksklassen in Stadt und Land sind bei ihrer primitiven Bekleidung (bloss ein Hüftschurz oder auch — gar nichts) geblieben. Eine Verordnung von 1873 hat den Männern das Kopfscheren untersagt, und seitdem lassen sich die Japaner das Haar wie die Europäer wachsen, während sie früher bloss einen kleinen Schopf stehen liessen. — Der Bau der Wohnungen nimmt auch immer mehr abendländischen Charakter an. Nach Bränden werden, namentlichin Tokio und anderen grossen Städten, anstelle der Holzhäuser mit ihren Tapeten und Zimmerwänden von Papier, Backsteinbauten aufgeführt, schon um den verheerenden Bränden Einhalt zu thun.

All diese grossen Umwälzungen sind in dem Inselreiche im Verlaufe von drei Jahrzehnten, also innerhalb eines Menschenalters vor sich gegangen.

Vor dreissig Jahren: in tiefster einseitiger Absperrung,
zehn Jahre später: lern- und wissbegierig,
aber zehn Jahre später: schon ziemlich selbständig,
wieder über zehn Jahre — heute: aggressiv vorgehend,
— das ist es, was uns die Japaner so bewundernswert, aber auch zugleich so gefährlich erscheinen lässt.

Die vierzig Millionen Menschen in einem schönen, fruchtbaren, unter einem heiteren Himmel gelegenen Lande sind das Ebenbild der hellenischen Arier oder werden es immer mehr werden, in geistiger Beziehung. Dazu kommt, dass sie ein thatkräftiges und streitbares Volk sind und verhältnismässig zahlreich.

Schon das äussere Auftreten dieses Volkes imponiert den Fremden. Die Japaner besitzen — darin sind alle Kenner des Landes und seiner Bewohner einig — ein lebhaftes Naturell und ein sanguinisches und optimistisches Temperament. Dieses hilft ihnen über alle Bedenklichkeiten und Kümmernisse des Lebens hinweg, es macht sie befähigt, alle Hindernisse, auch die noch so

Digitized by Google

schwierigen, zu überwinden. Dies ist auch bei allem, was sie angreifen, zumeist der Fall. Der arme Japaner verspürt seine Armut nicht; denn er weiss in seiner heiteren Genügsamkeit mit dem wenigen, das er hat, zufrieden zu sein. Als Kleidungsstückes benötigt er, wie erwähnt, höchstens eines bunten Hüftschurzes; seine Wohnung macht er sich selbst aus Bambusrohr und Flechtwerk, und wenn er täglich seinen Reis oder seine Hirse im Topfe hat und seinen Thee dazu, so ist er auch bezüglich seiner Nahrung vollauf befriedigt. Die schwerste Arbeit verrichtet er unter Schwatzen und Lachen; selbst der Kuli, der den Dschinrikscha im Schnelllaufe schweisstriefend bergan zieht, kommt nicht aus der Fröhlichkeit hinaus. Dasselbe Benehmen, eine ausserordentliche Höflichkeit, fröhliche Freundlichkeit im Umgange zeigen alle Klassen, wobei doch wieder eine ruhige Gelassenheit und eine gewisse Zurückhaltung herrscht, so dass äusserliche übertriebene Freundschafts- und Liebesbethätigungen, wie Umarmen und Küssen, bei den Japanern unbekannt sind. Dass sich der öffentliche Verkehr ohne Störung abwickelt, ohne dass ein Polizeisystem in unserem Sinne notwendig ist, zeigt, dass das ganze Volk einen feinen natürlichen Takt für Ruhe und Ordnung besitzt. Mit dem Sinne für Ordnung hängt auch der für Reinlichkeit zusammen, und er wird unterstützt durch die öffentlichen Bäder, die sich sogar in jedem Dorfe befinden.

Daraus geht ferner hervor, dass auch der Fleiss des Volkes ein lobenswerter sein muss, und in der That, das ist er. Die Japaner geniessen nicht ohne eigene Bemühung die Erzeugnisse ihres Bodens. Unverdrossen haben sie von jeher daran gearbeitet, ihr herrliches, von der Natur so reich begabtes Land durch eine rationelle Bodenkultur in einen blühenden Garten zu verwandeln. Jeder Japaner ist ein geborener Gärtner. Und dabei sind sie darauf aus, auch eine gewisse Regelmässigkeit walten zu lassen und nach den Vorschriften ihrer für uns allerdings bizarr sich äussernden Aesthetik zu verfahren. Ebenso sind sie in industrieller Hinsicht sehr produktiv.

Digitized by Google

Dabei brauchen wir nur an ihre verschiedenen Arbeitsgebiete zu denken, an die Porzellan-, Lackwaren-, Papier- und Seidemanufaktur. Auf diesen Feldern haben sie nach allen Regeln der Kunst vorbildlich gewirkt, und ihre Arbeit hat neuerdings einen bedeutenden Aufschwung genommen durch die Anwendung maschineller Hilfe.

Die Intelligenz, die das Volk hierbei zeigt, verrät sich aber auch bei allen anderen Gelegenheiten. Oder ist es nicht ein Zeichen der Intelligenz, dass sich das Volk der Japaner innerhalb eines Menschenalters aus dem Zustande der Halbkultur derart in die Höhe geschwungen hat, dass es sich nunmehr bereits den Kulturvölkern des Abendlandes nahezu ebenbürtig an die Seite stellen kann! Dass es in der kurzen Zeit bei allerdings ungehinderter Entfaltung alle die Entwickelungsstufen überholt hat, die die europäischen Nationen langsam durchmachten! Mit beiden Füssen zugleich sind die Japaner in die moderne Kultur hineingesprungen und fühlten sich auch sofort in ihr heimisch. Das ist es, was die europäischen Lehrmeister an ihren mongolischen Schülern rühmen: ist einmal das Interesse für irgend einen Wissensgegenstand erregt, dann giebt sich der Japaner ihm mit ganzer Seele hin, ruht nicht eher, als bis er ihn innerlich sich assimiliert hat, dann aber verarbeitet er ihn selbständig und ist imstande, ihn in den verschiedensten entsprechenden Formen wieder zu reproduzieren. Allseitiges Interesse, leichte Apperzeption, gründliche Assimilation und selbständige Reproduktion, darin zeigen sich die Vorzüge des japanischen Intellektes. Die lebhafte Begier z. B., sich durch Lesen weiter zu bilden erfüllt den Daimio ebenso wie den Kuli (Bauer). Und ebenso verbreitet ist das Interesse für Zeichnen, Musik, Poesie, Theater und andere Schaustellungen, besonders athletische.

Das sittliche Gefühlsleben der Japaner weist dagegen mancherlei Gegensätze auf, die einem tieferen Forscher nicht verborgen bleiben können. Eine schöne Eigenschaft ist die religiöse Toleranz, die wenigstens neuerdings bis zu einem gewissen Grade geübt wird;

Digitized by Google

die Aufklärung hat eben den Sieg über den Gewissensdespotismus fast völlig davongetragen. Und auch der frühere Christenhass hatte, wie wir gehört haben, zumeist politischen Grund. Das Familienleben ist ein höchst patriarchalisches und beruht auf gegenseitiger Liebe von Eltern und Kindern. Die Stellung der Frau ist von jeher geachtet gewesen; neuerdings ist die Frau auch mehr aus ihrer Abgeschlossenheit herausgetreten. Aber sonst sind die Sitten sehr lax. Das Hetärenwesen steht nirgendwo in solcher Blüte wie in Japan; in den öffentlichen Theehäusern frönt jeder, der es will, ohne Beanstandung seiner Leidenschaft; in Tokio besteht ein ganzes Stadtviertel für Prostituierte. Solche Frauen werden sogar mit Vorliebe geheiratet und geniessen hohes Ansehen. Auch finden Szenen, die bei uns für obscön und strafbar gelten, in Japan öffentlich statt, und niemandem fällt etwas darüber ein. Nur sind neuerdings die gemeinsamen öffentlichen Bäder verboten worden. Naturalia non sunt turpia — in der Befolgung dieses Grundsatzes ähneln also die Japaner wiederum den Hellenen. Und dass mit der Wollust die Grausamkeit verbunden ist, äussert sich darin, dass der äusserlich so polierte und liebenswürdige Japaner ein rachsüchtiger Mensch werden kann, wenn er irgendwie ernstlich beleidigt wird, und dass er auch im Blute seiner Feinde zu schwelgen vermag. Die Massacres von Lu-schun-kou (Port-Arthur) haben das aller Welt gezeigt.

Also als Verstandsmensch zeigt sich der Japaner besonders, und nächst seinem Verstandesleben ist das Willensleben am meisten durchgebildet. Davon zeugt wiederum die Thatsache, dass sich das Volk in so kurzer Zeit zu solcher Höhe aufschwang. Davon zeugte schon vorher die Thatsache, dass sich die Daimio freiwillig ihrer Macht entäusserten, um dem ganze Volke und Staate zum allgemeinen Aufschwunge zu verhelfen, ein Ereignis, das in der neueren Geschichte nur etwa in der Unterordnung der deutschen Fürsten unter die Führerschaft des preussischen Königs sein Gleichnis ge-

Digitized by Google

funden hat. Eiserne Willenskraft, der feste Entschluss, alles daran zu setzen, um das einmal gesteckte Ziel zu erreichen, das macht den einzelnen Japaner wie das japanische Volk im ganzen zum Charakter und zeichnet es aus vor den meisten europäischen Völkern — die Engländer und Russen vielleicht ausgenommen.

Dazu kommt schliesslich noch als besonderer Vorzug die gesunde Körperbeschaffenheit des Volkes im allgemeinen. Die Beschäftigung mit mehr oder minder schwerer Arbeit, die Abhärtung durch Bewegung im Freien ohne viel Bekleidungsstücke, die Uebung der Kraft durch die so beliebten athletischen Exerzitien und Spiele trugen dazu bei, die Leute körperlich tüchtig zu machen. Faselhänse berichten zwar schon von einer drohenden „Degeneration der Stadtbevölkerung“ durch den „Uebergang von dem Athletensaale zur Schulbank“; es ist dies einseitige Auffassung. Das japanische Heer hat bewiesen, dass es die Strapazen des Winterfeldzugs gut ertragen kann. Der Prozentsatz der Kranken ist, relativ betrachtet, derart, dass man sich wundern muss, dass die Söhne des Sonnenlandes die arge Kälte, die im Reiche der Mitte herrschte, so bestanden.

Der Wille der Japaner wird gern in den Dienst des Ehrgeizes und zwar des krankhaften Ehrgeizes gestellt. Ein solcher zeigt sich besonders in der übertriebenen Bethätigung des Nationalismus. Der Japaner gleicht darin sehr dem Franzosen. Die gloire der grande nation, das ist das Phantom, für das auch der Japaner willig alles einzusetzen bereit ist. Soll doch schon demnächst von einer Anzahl „Patrioten“ ein Eiffelturm zum Andenken an die Siege über China errichtet werden.

Solche Völker, die ihre Nation gewaltthätigerweise über andere erheben wollen, sind dem Weltfrieden immer gefährlich gewesen.

5.

Das japanische Volk hat dem chinesischen die Rache gespart für die Niederlage, die es vor dreihundert Jahren

Digitized by Google

in Korea erlitten hat. Seitdem hat sich der tiefe Hass immer mehr befestigt, und nun, da die Japaner sich kräftig genug fühlen, das nationale Unglück von ehedem zu rächen, fallen sie über den Gegner her.

Auffallend ist es, sagt der Berichterstatter der „China Mail“, mit welchem sicheren Bewusstsein der Krieg gegen China geführt wird und nach welchen Vorbildern. Die japanischen Soldaten wissen vom „Grossen Westen“ alles Mögliche. Manche von ihnen reden ganz vernünftig von Spartanern und Persern, von Napoleons Marsch nach Moskau und stellen sogar Vergleiche zwischen der Abschaffung der Feudalherrschaft in England und der in Japan an. Sie sehen sehr wohl den Unterschied zwischen der alten Kriegsweise, Mann gegen Mann, und dem modernen Feuergefechte ein. Sie sprechen verächtlich von der chinesischen Taktik bei Phiöng-yang, wo die Chinesen Kavallerieangriffe gegen modernes Infanteriefeuer versuchten, ohne vorher ihre Maschinenkanonen ins Gefecht gebracht zu haben, um die Infanterie ins Wanken zu bringen. Unter den Soldaten wie unter den Kuli sind Notizbücher etwas ganz Gewöhnliches; sie führen regelmässige Tagebücher und notieren alles, was ihnen merkwürdig dünkt.

Ein japanischer Offizier liess sich mit einem europäischen Begleiter in ein eingehendes Gespräch ein, in welchem er den Zug seines Heeres gegen das barbarische China mit dem Alexanderzuge gegen Persien verglich und wobei er ganz zutreffende Vergleiche anstellte. Die letzten Konsequenzen, bemerkt der Europäer, zog er indessen nicht; er sprach es nämlich nicht aus, dass der Mikado demnächst von Peking aus, nach der Entthronung der mandschurischen Dynastie ebenso des unterworfenen Riesenreichs Geschicke zu ordnen gedenkt, wie ehemals Alexander das persische Reich von Susa aus einer Neuorganisation unterwarf. Wir wissen auch, warum der Japaner dies nicht aussprach. In jedem der Inselleute steckt ein Diplomat. Jedermann weiss ganz genau, dass der Krieg seit langer Zeit vorbereitet ist und dass er

Digitized by Google

nur zu dem genannten Endzwecke geführt wird; aber jeder hütet sich — und hierin zeigt sich wiederum die gewaltige Disziplin der Japaner — etwas von dem verlauten zu lassen, was Staatsmänner und Feldherrn geheim zu halten für gut finden, damit den gesteckten Zielen ja die Wege nicht verlegt werden.

So erklärt sich auch das Verhalten der schlauen Männer den Fremden, besonders den abendländischen Mächten gegenüber. So lange es sich um Korea handelte, von vornherein, trat die japanische Diplomatie mit den Mienen gerechter Entrüstung vor den Areopag der Völker und berief sich auf ihr unbestreitbares Recht, mit den Waffen einzuschreiten, in einem Lande, das, unter japanischer Hoheit stehend, sich der Einführung der Kultur widersetze, und gegen die chinesische Mitlehnsherrschaft, die die barbarische Regierung stütze und heimlich gegen Japan, das den Kulturfortschritt vertritt, intriguiere. Damit gewannen die Klugen und Berechnenden unmittelbar die Sympathieen aller Zivilisationsschwärmer und Humanitätsduseler, die aber trotzdem den frischen, fröhlichen Krieg als das altheilige Mittel der Kulturverbreitung betrachten. Als dann Korea erobert war, gab man sich den Anschein, als sei man zum Frieden geneigt, stellte aber die Forderungen so hoch, dass man von Anfang an wusste, der dünkelhafte Hof von Peking würde sie nicht bewilligen. Und in dem Nichtbewilligen lag wiederum die Ursache, den Krieg fortzusetzen, der unterdes natürlich keinen Augenblick geruht hatte. Als dann die Chinesen wirklich anfingen zu unterhandeln, da wurden Schwierigkeiten über Schwierigkeiten erhoben. Bald war diese Gesandtschaft nicht ansehnlich, bald jene nicht kompetent genug, bald das eine oder das andere Formelle nicht in der Ordnung. Und als nun auch die auswärtigen Mächte sich einzumischen begannen, da erkannte man die menschenfreundlichen Bestrebungen wohl an, liess aber doch mit ziemlicher Bestimmtheit durchblicken, dass man eigentlich sich um den Streit nicht zu kümmern brauchte, da Japan seine Sache mit China allein auszumachen hätte.

Digitized by Google

Die am wenigsten eigennützig interessierten Amerikaner liessen deshalb auch ohne weiteres ab von ihren Vermittelungsversuchen. Die europäischen Diplomaten aber führten Graf Ito und seine japanischen Schlauköpfe ebenso an der Nase herum, wie früher Midhat Pascha und seine türkischen es thaten, als die berühmte konstantinopolitanische Konferenz tagte.

Dabei ist das Benehmen der Japaner gegen die Europäer im eigenen Reiche wie in den vom Kriege heimgesuchten Gegenden das liebenswürdigste und zuvorkommendste — äusserliche wie bisan. Während die bornierten Zopfträger alles Mögliche thun, um sich die Sympathieen der Europäer zu verscherzen, mit gehässigen Verfolgungen, mit Mord und Totschlag ihren Wohlthätern lohnen, hat die Regierung des Mikado bei Beginn des Krieges erklärt, dass keinem Angehörigen fremder Nationen Unbill oder Nachteil widerfahren solle und dass die Vertragshäfen nicht belästigt werden würden. Gefangene Ausländer, Offiziere sowohl wie Soldaten, werden mit wenigen Ausnahmen sofort entlassen. Geraubtes oder abhanden gekommenes fremdes Eigentum wird alsbald zurückgestellt. Alle Welt fürchtete nach der Eroberung von Wei-hai-wai einen Handstreich der Japaner auf den Vertragshafen Tschi-fu, und die in der dortigen Bai liegenden Panzerkolosse mit schwarz-weiss-roter, rot-weiss-blauer und anderer Flagge machten sich bereits gefechtsklar. Aber die Japaner sind nicht so einfältig, sich die Grossmächte Europas unnötigerweise auf den Hals zu hetzen. Die Stadt werden sie, wenn sie sie haben wollen, doch bekommen.

Aus all dem geht das eine hervor: nicht um der europäischen Interessen und der Europäer selbst willen, sind die Japaner so für diese besorgt, auch nicht des Völkerrechts halber, sondern aus dem Grunde, dass den Mächten zur Einmischung in ihre Angelegenheit keine Gelegenheit gegeben werde.

Sogar gegen ihre Feinde, die Chinesen, zeigten die Japaner von Anfang an ein Entgegenkommen, das sogar

Digitized by Google

den Brauch, wie solcher sonst bei anderen „zivilisierten“ Völkern zur Kriegszeit herrschte, übertraf: sie gestatteten den in ihrem Reiche wohnenden Chinesen den Verbleib, wenn letztere nichts Feindliches unternähmen. Diese Massregel ist vernünftig und nebenbei dem eigenen Lande nur von Nutzen; ausserdem dünkt sie in den Augen der Welt äusserst human. Eine andere erscheint ebenso human, nämlich die, dass die Japaner die gefangenen und entwaffneten Chinesen laufen lassen. Aber auch hierin zeigt sich wieder die Schlauheit. Da erfahrungsgemäss die Chinesen, wenn sie geschlagen sind, sich nicht wieder sammeln, namentlich wenn die Führer fehlen, so kommt den Japanern das Entlassen der Gefangenen nur zu gute; denn sie sind dann nicht genötigt, ihre Verpflegung mit diesen zu teilen und durch Detachierung von Gefangenen-Eskorten ihre Streitmacht zu schwächen.

Dass im übrigen das Leben eines Chinesen den Japanern blutwenig gilt, das beweist schon die Verachtung, die sie gegen ersteren hegen. Der unsaubere Chinese ist dem reinlichen Japaner ein „Schwein“ — anders benennt er ihn nicht —, weil das Schwein dem ersteren als der höchste Leckerbissen gilt, dem letzteren der Gegenstand des tiefsten Ekels ist. So erklärt es sich auch, dass ein japanischer Offizier nach der Schlacht von Phiöng-yang nach Hause schreiben konnte: Nachdem der Hauptkampf vorüber und die Mühe überstanden war, kam das eigent-Vergnügen. Ich verfolgte mit meiner Schar einen vierfach grösseren Haufen von Schweinen, der sich in ein Reisfeld geflüchtet hatte. So wie sich ein Kopf sehen liess, wurde drauf gehalten, und regelmässig verschwand er unter Gequieke. Schliesslich pflanzten wir die Seitengewehre auf und gingen mit Hurrah — diesen Mordsbefeuerungsruf haben die Japaner also auch den Europäern schon abgelernt — drauf los. Es ist keiner entkommen. Noch nie habe ich eine so fidele Sauhatz mitgemacht.

Kennzeichnet dies die innere Gesinnung der japanischen Kultivatoren an sich und gegen die Chinesen, und zwar die Gesinnung der Führer, so ist das Massacre

Digitized by Google

von Lu-schun-kou (Port-Arthur) bezeichnend für die mongolische Wildheit, wenn sie einmal in der Masse entfesselt ist. Allerdings haben die Chinesen auch das Ihrige dazu beigetragen, um die Greuel der Japaner herauszufordern. Wenn Verwundete und Gefangene mit abgeschnittenen Köpfen und sonst in jeder Weise verstümmelt aufgefunden wurden, so konnte das die eindringenden Japaner allerdings zur Wildheit reizen, zumal die Bestialität ja bei jedem Gemetzel leicht die Oberhand über den Menschen gewinnt. Es hat sich aber herausgestellt, dass die Anführer der Truppen nicht nur dem Morden nicht Einhalt thaten, sondern es geradezu befahlen. So musste nicht nur die ganze Besatzung, sondern auch die gesamte Einwohnerschaft von Lu-schun-kou „über die Klinge springen", wie der satanische Kriegsgalgenhumor die Vernichtung der Menschenleben bezeichnet. Und mit dem einfachen Hinschlachten ist es auch nicht gethan gewesen; die unglücklichen Opfer, Mann, Weib und Kind, wurden noch aufs entsetzlichste verstümmelt — der mongolische Blutdurst feierte hier seine allbekannten dschingiskhanischen und tamerlanischen Orgien. So wie der Marschall Oyama zu Lu-schun-kou die Chinesen, liess Timur, „der grosse Wolf", ehemals die hinduischen Gefangenen vor der Schlacht bei Delhi und die türkischen nach der Schlacht von Angora niedersäbeln.

Nun ist aber auch von anderen bekannten „Kulturvölkern" so manches Repressalien-Mordgemetzel vollführt worden; man denke an die französischen, deutschen und englischen Unthaten im spanischen Halbinselkriege zur napoleonischen Zeit, an die russischen Blutorgien in den polnischen Insurrektionskriegen, an die schauerlichen Thaten der Baiern zu Bazeilles, an die Grausamkeiten der Kolonialtruppen aller Nationen, von denen wir Deutschen bei dem Namen Hoornkrans rot werden müssen. Wenn wir aber nun meinen, uns humanere Schüler im Reiche der aufgehenden Sonne erzogen zu haben, so ist dies nicht der Fall — ut pictura docet.

Die Mongolen sind auch in der barbarischen Kriegs-

Digitized by Google

weise nur unsere gelehrigen Schüler gewesen. Wenn sie uns darin übertreffen, so ist nicht allein ihre wilde mongolische Anlage daran schuld, sondern auch der mit der Zivilisation eingesogene nationale Hochmutsdünkel, der alle anderen Völker als geringwertig achtet.

Aber trotzdem die Japaner die Chinesen so unter aller Menschenwürde behandeln, haben sie dennoch vor, sie zu ihrem Zwecke nutzbar zu verwenden.

Das soll nach einem grossen Beispiele geschehen — und wir können die Absicht der Japaner nur als an sich grossartig bestaunen.

Als Alexander der Griechenheld — das beliebte Vorbild der Japaner — mit seinem kleinen Haufen auszog, um das grosse Reich der Perser zu erobern, da liess auch er in den grossen Schlachten am Granikus, bei Issus und Arbela seine Krieger im Blute der „Barbaren“ baden. Und so wütete auch später das Mordschwert der Eroberer weiter, bis die weiten Gebiete des persischen Weltreichs unterjocht waren. Dann aber nahm ein anderes Werk seinen Anfang. Der Makedonierkönig begann eine Verschmelzung der Unterworfenen und der Sieger anzubahnen. Durch das grosse Land, vom Nil bis zum Indus, zerstreute er seine Kulturkolonien, um den Orient allmählich mit hellenischer Zivilisation zu durchtränken, sämtliche Völker hellenischer Bildung zu erschliessen. Wie ihm das gelungen ist, wissen wir. Das Ptolemäer-, das Seleuciden- und das Arsacidenreich sind neue Träger der Kultur geworden, die zu Athen und anderwärts im Griechenlande ihre Wurzeln hatte.

Aehnliches bereitet sich nunmehr im fernen Osten vor. Der Mikado von Japan, der zunächst nur darauf bedacht ist, die Glorie seiner Waffen leuchten zu lassen ins weite Reich der Mitte, er schaut weiter. Denn auch er und seine Staatsmänner, sie sehen doch nebenher ein, dass das Verdienst, Kulturverbreiter zu sein, ein höheres ist als das der bloss kriegerischen Thaten. Wie Alexander das Perserreich, so wollen sie das chinesische aufrütteln aus dem Kulturschlafe, es der abendländischen

Digitized by Google

Kultur zugänglich machen — hie und da ist dies Ziel in letzter Zeit doch verraten worden.

Am liebsten würde ohne Zweifel der Mikado sich selbst auf den Thron des Sohnes des Himmels setzen. Ob dieses Wagnis aber nicht doch zu hoch geht, das haben sich die japanischen Staatsmänner jedenfalls schon überlegt. Doch werden sie das bei einem Friedensschlusse wenigstens sich aushalten, dass sie bei der Umgestaltung des Riesenreiches ein gewichtiges Wörtlein mitzureden haben.

Es wird sich fragen, ob die mandschurische Dynastie diesen Frieden abschliesst, und wenn, ob sie nach ihm noch lange das Heft der Herrschaft in Händen halten wird. Die nachfolgende Regierung aber wird sicher von dem japanischen Einflusse abhängig sein.

Dann beginnt also wieder der Zug der Kultur von Osten nach Westen. Aber es liegt in der Aufschliessung Chinas noch eine weit höhere Bedeutung und in dieser eine Gefahr für das Abendland.

Die Hunderte von Millionen Mongolen, mit all den Errungenschaften der modernen Kultur einmal vertraut, werden eine kolossale Macht werden, und dann, im Besitze der Macht, diese auch zu verwenden, sie auszudehnen suchen. Der Drang der Mongolen geht naturgemäss nach Westen und Südwesten gegen das Abendland wie ehedem zur Zeit Attilas, Dschingiskhans und Timurs.

Zunächst müssen die Mongolen im eigenen Hause, d. h. in ihrem Erdteile, Asien, Herr werden. Deshalb lautet nach berühmten Mustern zuvörderst das Feldgeschrei der Japaner:

Asien den Asiaten, d. h. den Mongolen, insbesondere uns, ihren Führern!

6.

Sehen wir nun zu, ob es den Japanern möglich sein wird, das ungeheure chinesische Reich aus seiner, wie es

Digitized by Google

heisst, stagnierenden Halbkultur heraus zu reissen und modernen Reformen zugänglich zu machen.

Die Bevölkerung des Riesenstaates beträgt nach ungefährer Schätzung vierhundert Millionen. Davon sind sieben Achtel eigentliche Chinesen. Aber diese so ungeheure Menge wird nicht regiert von ihresgleichen. Das Oberhaupt, der Kaiser, und mit ihm die gesamte Beamtenhierarchie, die die Herrschaft ausübt, sie sind zwar auch mongolischen Stammes, aber nicht chinesischen, sie gehören vielmehr bekanntlich der den Chinesen von jeher feindlichen mandschurischen Nation an.

Die Mandschu, sesshaft in den Ländern nördlich des Amur, begannen kurz vor dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts eine jener vielen Südwärtsbewegungen, die China seit dem Bestehen seines Staates erlebt und gegen die es vor zwei Jahrtausenden bereits die grosse Mauer — Wan-li-tschang-tsching — errichtet hat, welch letztere das Land aber nicht schützen konnte. Zwistigkeiten im Reiche der Ming-Dynastie bahnten den Mandschu den Weg. Anfangs in den Grenzprovinzen geduldet, bemächtigten sie sich unter den letzten schwachen Ming-Kaisern immer weiterer Distrikte und gründeten dann in der heutigen Mandschurei ein Reich mit der Hauptstadt Mukden. Im Jahre 1640 begannen sie dann den offenen Angriff auf den Mingstaat, stürzten den rechtmässigen Herrscher und erhoben den ihrigen an dessen Stelle. Nach vierzig Jahren, um 1680, war das gesamte eigentliche China in der Gewalt ihrer Dynastie, die sich Tsing, d. i. die Reinen (reine Mandschu), nannte und den Chinesen die Tracht des Zopfes aufzwang.

Sie hat zwei grosse Fürsten hervorgebracht, die gewaltigen Kaiser Kang-hi (1662—1722) und Kien-lung (1735—1796). Der erstere wurde der eigentliche Staatsordner. Nachdem er ganz China und die Insel Taiwan (Formosa) unterworfen und siegreiche Kriegszüge nach Tibet und der Mongolei unternommen hatte, begründete er die militärische Zwingherrschaft und die Beamtenhierarchie, wie sie heute noch das Volk knebelt und

Digitized by Google

knechtet. Doch war Kang-hi nebenbei ein grosser Freund abendländischer Wissenschaft wie — ausnahmsweise — manche Mongolenkhane vor ihm. Die jesuitischen Missionare, die ihm diese vermittelten, waren im Lande hoch angesehen und nahmen einflussreiche Stellen in der Staats- und Hofverwaltung ein, und ihnen zu Liebe gestattete der Kaiser die ungehinderte Ausbreitung des Christentums. Kien-lung, sein Enkel, trat ganz in die Fusstapfen seines grossen Vorfahren, nur dass er dem Christentume abhold war. Sonst war er ein ebenso wissenschaftsfreundlicher wie kriegerischer Regent. Er ist derjenige Herrscher, der dem Reiche der Mitte durch seine Eroberungen, die er ganz im alten mongolischen Stile unternahm — Völkerverpflanzungen und Völkeraustilgungen — die ungeheuere Ausdehnung von heute gab.

Seine Nachfolger wandelten nicht auf dieser Bahn weiter. Mit wenigen Ausnahmen erschöpften sie ihre Kräfte frühzeitig in trägem Serailleben, hielten den Staat den Fremden verschlossen und steiften sich hochmütig auf ihre Macht, die doch nur in kräftigen Händen Bedeutung hatte.

Es ist das Eigentümliche, dass die Chinesen sich schon des öfteren kürzere oder längere Zeit hindurch Fremdherrschaften gefallen liessen, d. h. die Herrschaft eines an Zahl viel schwächeren Volkes, von dem sich zu befreien ihnen eine Leichtigkeit wäre. Dies liegt in der Eigentümlichkeit des chinesischen Geisteslebens begründet.

Die Chinesen sind im Gegensatze zu den Japanern eine friedlich gesinnte Nation, die ihr Heil in einem arbeitsamen, stillen Leben sucht. Fleissig und genügsam sind also auch die Chinesen, wenn sie auch als fleischessende Leute bezüglich der Nahrung etwas mehr Ansprüche machen als die Japaner. Während diese letzteren aber mehr ideal gesinnt sind, huldigt der Chinese dem Materialismus. Dies liegt in den eigentümlichen Verhältnissen des Bodenbesitzes und des Familienlebens begründet. Der Grund- und Bodenbesitz jeder Gemeinde ist nämlich gemeinsames Eigentum bis zu einer bestimm-

Digitized by Google

ten Menge und wird unter die Gemeindeglieder verteilt; daneben giebt es allerdings auch noch Privateigentum, das aber einen gewissen Umfang nicht überschreiten darf. So ist es unmöglich, dass Latifundien entstehen. Andererseits ist das Grundeigentum bis zu einer gewissen Menge unveräusserlich, und dadurch wird auch der Armut vorgebeugt. Auf diesem Grundeigentume haust nun die ganze Familie. Die verheirateten Söhne bleiben im Hause und bilden mit der Familie einen Wirtschaftsverband, d. h. alle Einnahmen fliessen in eine gemeinsame Kasse, aus der die einzelnen Zweighaushaltungen ihre Ausgaben bestreiten. Alte und arbeitsunfähige Familienglieder werden erhalten, junge arbeitsfähige Faulenzer aus dem Familienverbande ausgeschlossen. Da nun der Chinese auf solche Weise an Scholle und Familie gefesselt ist, so ist es bei seinem materiellen Sinne erklärlich, dass er anderswie so viel als möglich zu erwerben sucht, um die allgemeinen Einnahmen zu erhöhen und später, wenn die Familie sich auflöst und er selbst ein neues Familienoberhaupt wird, über ein ansehnliches Vermögen verfügt. Da nun durch Bodenerwerb dies Ziel nicht zu erreichen ist, so begeben sich die geringer Situierten in fremden Dienst, der sie für zwei Drittel der Zeit des Jahres in Anspruch nimmt, während die besser Situierten sich auf den Handel verlegen. Dies ist namentlich bei den Anwohnern der grossen, oft Hunderte von Meilen ins Land aufwärts fahrbaren Ströme und der Meeresküste der Fall. An dieser drängen sich daher auch die Niederlassungen; Myriaden von Menschen wohnen auf Bambusflössen in der Nähe der grossen Städte und reichen Emporien. Auf diese Weise schwellen die letzteren: Kwang-tung, Amoy, Fu-tscheu, Ning-po, Schanghai, Su-tschau u. a. auf Hunderttausende von Einwohnern an.

Es lässt sich denken, dass die Heilighaltung der Familienpflichten bei den Chinesen noch mehr wie bei den Japanern ein inniges patriarchales Leben zeitigen muss, und in der That ist die Verehrung, die die Kinder den Eltern und Grosseltern entgegenbringen, unbegrenzt, wie andererseits die Sorge der Eltern für ihre Kinder gross ist. Was

Digitized by Google

von den häufigen Kindertötungen berichtet wird, scheint vielfach übertrieben zu sein. Auch die Frauen, die der ärmeren Klassen besonders, haben mehr Ansehen als mitunter berichtet wird. Die grausame Sitte der Fussverstümmelung kommt zumeist nur bei vornehmen Haremsdamen — die Vielweiberei ist gestattet — vor, um die Frauen ans Haus zu fesseln. Was die Religion anbetrifft, so sind die Chinesen noch toleranter als die Japaner, die Lehren des Buddha-Fo und die des Kong-fu-tse sind ihnen nur äusserliche Vorschriften, und das Christentum hassen und verfolgen sie nur, wenn sie damit die verhassten Ausländer zugleich mittreffen können. Der chinesische Hochmut verachtet die „rothaarigen Barbaren", d. h. die Europäer und besonders die Engländer, und duldet sie nur gezwungen um des eigenen Vorteils halber. Neben seinem materiellen Sinne zeigt der Chinese wie der Japaner Hang zur Grausamkeit; im Gegensatze zum Japaner ist er lauter und unhöflicher, auch nicht so reinlich wie dieser.

Energie und Ausdauer zeichnet den Chinesen ebenso aus wie den Japaner. Um reich zu werden, lässt er sich die grössten Entbehrungen gefallen, um anderen Arbeitern vorgezogen zu werden, nimmt er mit einem Hungerlohne vorlieb. Er passt sich allen Verhältnissen, auch den unbequemsten an, nur um voranzukommen und mit allen konkurrieren zu können. Sein ganzes Leben stellt er in den Dienst seines Willens, und dieser richtet sich, wie gesagt, allein auf seines Ego materielle Wohlfahrt.

Aus diesem Umstande bekümmert sich die Bevölkerung auch wenig darum, wer in Peking auf dem Throne sitzt und die Herrschaft ausübt. Der mandschurische Kaiser übt ja denselben Despotismus durch Soldaten und Beamte aus wie die Söhne des Himmels aus den anderen Dynastieen vor ihm. Die Vizekönige der Provinzen und die Gouverneure der Bezirke, alle Satrapen und Saträpchen, sind fast ausschliesslich aus mandschurischen Familien; einem Chinesen wird der Zutritt zur gesamten Beamtenlaufbahn sehr erschwert. Und diese letztere ist an sich mühesam. Durch eine Reihe verschiedener Schulen

Digitized by Google

und scharfer Examina muss der junge Mann laufen bis er zum Ziele kommt und die Schlussprüfung vor der Pekinger Akademie machen kann. Dann aber ist er ein angesehener Herr, wird vom Volke wie ein Halbgott angesehen und hat als Mandarin in seinem Bezirke unumschränkte Macht, die leider zumeist auf Kosten der Untergebenen missbraucht wird. Neben dieser bureaukratischen Gewalt kommt die alte noch bestehende einheimische Clanverfassung und Kommunalverwaltung politisch nicht zur Geltung. Die Militärwürdenstellen sind ebenfalls in den Händen mandschurischer Personen, und auch der Kern des aus „acht Bannern" bestehenden Heeres, das in Garnisonen über das ganze Land verteilt ist, setzt sich aus Mandschuren zusammen. Diese bilden das kriegerische und kaisertreue Element, während die eigentlichen Chinesen schlechte Soldaten und weder national, noch — und dies ist sehr erklärlich — dynastisch gesinnt sind.

Nach der grossen Mandschurenkaiser Tode begann die allmähliche Abschliessung des Reiches wieder, bis in den vierziger Jahren durch den sogenannten Opiumkrieg die Engländer die Eröffnung der fünf Handelshäfen Kwangtung, Amoy, Fu-tscheu, Ning-po und Schang-hai und die Einfuhr des Opiums, dessen Genuss dem Chinesen das Höchste ist, erzwangen. Mit Amerika und Frankreich mussten bald ähnliche Verträge geschlossen werden. Die Versuche der kaiserlichen Regierung zu Peking in der Folgezeit, sich von dem Einflusse der Europäer zu befreien und sie von dem Lande auszuschliessen, führte die Kriege von 1856—1860 herbei. Ein französisch-englisches Heer rückte nach der Entscheidungsschlacht von Palikao vor Peking und zwang den geflüchteten „Sohn des Himmels", die Verträge zu bestätigen und die Gesandten beider Staaten in die Hauptstadt aufzunehmen. Die übrigen europäischen Mächte benutzten dies und schlossen in den folgenden Jahren ebenfalls Verträge mit China ab. Allmählich wurden noch mehr Häfen den Europäern und Nordamerikanern geöffnet.

Digitized by Google

Man sah nun am chinesischen Hofe selbst ein, dass man mit dem bisherigen Starrsinn nicht weiter kommen würde, ebensowenig wie mit dem Abschluss gegen die fremdländische Kultur. Man hielt aber die einheimische immer noch für stark genug, um ihr durch Aufpfropfung ausländischer Reiser erhöhte Lebensfähigkeit zu verleihen. Und in der That ist die chinesische Kulturstagnation keine absolute, nur eine relative, d. h. in bezug auf die abendländische, zu nennen. China hatte zu Beginn unserer Zeitrechnung zwanzig, im Mittelalter sechzig, heute hat es vierhundert Millionen Bewohner, und es ernährt diese ohne nennenswerten Import noch mit Leichtigkeit. Und wenn eine Hungersnot — infolge der mangelhaften Verbindungen — ausbricht, dann sind die Myriaden von Dahingerafften doch schnell wieder ersetzt. Eine solche Lebenskraft finden wir nur bei einem kulturell sich entwickelnden, nicht bei einem kulturell völlig stagnierenden Volke. Also wie gesagt, die chinesischen Machthaber hielten es doch für angebracht, das ihnen notwendig und nützlich Erscheinende aus der ausländischen Kultur aufzunehmen. Jene Machthaber, die Leiter des gesamten Staatswesens des ungeheuren Reiches der Mitte, sind in den letzten drei Dezennien drei Personen gewesen: die Kaiserwitwe, der Prinz Kong, ihr Schwager, und der Vizekönig von Pe-tschi-li zu Tien-tsin, Li-hung-tschang. Diese drei kraftvollen Regenten führten unter der Minderjährigkeit der Kaiser Tung-chi und Kwang-su (des heutigen) das Staatsruder.

Li-hung-tschang ist unzweifelhaft derjenige, der im Reiche der Mitte den kürzesten Zopf trägt, d. h. am aufgeklärtesten ist und die Europäer achtet, soviel dies sein mongolischer Hochmut zulässt. Man hat ihn nicht mit Unrecht den chinesischen Bismarck genannt; ja er übertrifft diesen Staatsmann für China noch insofern, als er zugleich ein bedeutender Feldherr ist. Li ist der politische Wiederhersteller des chinesischen Reiches geworden. Dieses war nämlich während des Krieges mit den rothaarigen Barbaren in die äusserste Bedrängnis

Digitized by Google

geraten. Der ganze Süden stand in lichterlohem Aufstande; die nationale Erhebung der Tai-ping unter Tien-te, die die Entthronung der fremden Mandschu-Dynastie bezweckte, die Volksmassen bis zum Jang-tse-kiang für diese Idee zu begeistern wusste und eine Art von Christentum zum Glauben des neuen Staates erhob, drohte Herr des Reiches zu werden. Die Provinzen Jün-nan und Kan-su suchten sich selbständig zu machen und in der grossen Bucharei begründete Jakub Khan von Kaschgar das muslimische Reich von Dschiti-schehr. Ausserdem rissen die Russen Stücke von Turkestan und der Mandschurei ab. Sobald nun der englisch-französische Konflikt beigelegt war, trachtete Li-hung-tschang zunächst die Taiping niederzuwerfen, was mit Hilfe der Ausländer unter entsetzlichen Greueln nach der Eroberung von Nan-king gelang (1864—1866). Dann bildete der Vizekönig das mandschurische Heer nach europäischem Muster um und begann die Unterwerfung der übrigen empörten Provinzen. Mit der Zertrümmerung des Reiches von Dschiti-schehr, 1876, war die Wiederherstellung der Mandschurenmacht beendet; sogar die Russen mussten sich bequemen, das Kuldscha-Gebiet in Turkestan wieder abzutreten. Die grossartigen Verdienste Lis machten ihn zum mächtigsten Manne im Reiche; aber seine sonstigen Bestrebungen um die Einführung der abendländischen Kultur blieben nur halbe Massregeln. Neuerdings lähmten auch Kabalen am Kaiserhofe und im Tsung-li-jamen (dem Reichsrate) seine Thätigkeit, und die immer mehr verrottenden Zustände des Mandarinentums bilden für die Absichten auch des bescheidensten Kulturreformers unübersteigliche Hindernisse.

Allmählich gehen den Chinesen, d. h. den einsichtigen, die Augen auf über ihre inneren Verhältnisse, und sie finden auch die Wege, auf denen ihnen geholfen werden kann. Lassen wir darüber die „Schang-haier Nachrichten“ selbst reden. Es schreibt darin ein Mitarbeiter in einem Leitartikel mit Freimut das Folgende:

Der Vergleich Japans mit unserem Reiche nimmt

Digitized by Google

sich aus, als wenn man ein Staubkorn mit einem Berge vergleichen wollte. Eine einzige unserer Provinzen hat so viel Flächeninhalt wie das ganze Land des Mikado. An Grösse des Gebiets, an Einwohnerzahl, an Reichtum der Produkte, an Reichtum der Bürger, an Kredit im Auslande, an Grösse und Kraft der einzelnen Bewohner sind wir Japan ins ungemessene voraus. Und dennoch hat es uns bisher zu Wasser und zu Lande gründlich geschlagen. Wie das fast Unmögliche möglich geworden ist, das müssen wir uns fragen. Der Grund ist: **unsere Verbohrtheit.** (Fett gedruckt im Originale.) Ja! Hätte unsere Regierung nicht in dieser schrecklichen Verbohrtheit verharrt, so hätten wir dieses Staubkorn Japan schon längst zermalmt und aus dem Kaiserreiche eine Provinz gemacht haben müssen. Ganz im Gegensatze zu uns aber hat Japan seit dreissig Jahren Europa sich zum Muster genommen, und zwar hat es mit einer Eile die westlichen Institutionen nachgeahmt, die vielfach zum Spotte Veranlassung gegeben hat. Dass es diesen Spott ruhig mit in den Kauf nehmen konnte, das zeigt sich heute. Die bedeutendsten Fortschritte jedoch hat Japan in den letzten zehn Jahren gemacht. Warum? **Um unser Reich zu stürzen.** (Fett gedruckt.)

Gegen dieses Unglück, das uns betroffen hat, hilft nur das Folgende: 1) Abschaffung der Erblichkeit von Aemtern. 2) Einrichtung des Heer- und Unterrichtswesens nach europäischem Muster und Annahme alles dessen, was sonst der Westen besseres bietet. 3) Es muss aufhören, dass ein guter Aufsatz oder ein Gedicht als Befähigungsnachweis gilt, ein Staatsamt zu bekleiden. 4) Dem Talent allein sollen die Staatsstellungen gehören. 5) Der Kaiser soll nicht in seinem Palaste sitzen, sondern herauskommen und Umschau im Volke halten. 6) Der Kaiser soll keine Haremspolitik treiben, daher 7) Vertreibung aller Weiber vom Hofe bis auf die zwei oder drei Nebenweiber der Kaiserin. 8) Strenges Gericht über alle Offiziere, die sich der Feigheit schuldig gemacht haben. Man lege ihnen ohne Gnade den Kopf vor die Füsse.

Digitized by Google

Der Artikel zeigt doch, dass man anfängt zu erkennen, wo die Schäden liegen und wie sie zu heilen sind.

Die Japaner würden, wenn sie in den Besitz von Peking und damit in den des chinesischen Reiches gekommen sind, wohl wissen, wie sie zu verfahren hätten. Sie würden ganz entsprechend so verfahren wie der Artikel der „Schang-haier Nachrichten“ anrät, mit dürren Worten — sie würden die mandschurische Misswirtschaft hinwegräumen und das Land der abendländischen Kultur öffnen, wie sie es ehedem mit dem ihren gethan haben.

Bis es dahin kommt, haben, wenn China nicht selbst nachgiebt, die europäischen Mächte noch ein Wort mitzureden. Japan, die gepriesene neue „Leuchte Asiens“, soll hoffentlich nicht zur verderblichen Brandfackel der Welt werden.

7.

Die Macht, die in der ostasiatischen, in der chinesisch-japanischen Frage, d. h. in der Frage, ob zukünftig das Mongolentum oder das Ariertum die Weltgeschicke bestimmen soll, das am meisten entscheidende Wort führt, ist Russland.

Das ungeheure Reich, das grösste der Welt dem Rauminhalte nach, das vom pazifischen Weltmeere an sämtliche Steppengebiete umfasst, die sich bis zur Ostsee und dem mitteleuropäischen Berglande ausdehnen — es ist heute schon vorzugsweise eine asiatische Macht.

Die mongolische Herrschaft, die ihre Fortsetzung in der moskowitischen Tsarengewalt fand, hat den Grund dazu gelegt. Die furchtbare Expansivkraft und der ungezügelte Expansivdrang des Reichs, sie sind nicht panslawisch-arischen, sondern panmongolischen Ursprungs.

Als der altrussische Chronist, der ehrwürdige, wahrheitsliebende Mönch Nestor im Kloster zu Kiew seine Geschichte des russischen Reiches schrieb (um 1100), da zählte er zwölf russisch-slawische Stämme oder Völker auf, die das Gebiet des mittleren heutigen europäischen

Digitized by Google

Russland inne hatten: Slowenen, Kriwitschen, Polotschanen, Drjegowitschen, Drewljänen, Poljänen, Radimitschen, Wjätitschen, Sewerjänen, Muromen, Wessen, Meren (die drei letzteren waren slawisierte Finnen). Den ganzen Norden, den weiten Osten, Südosten und Süden nahmen damals wie zumeist heute noch mongolische Völker ein. Nördlich der oberen und mittleren Wolga, sowie östlich der Oka, sassen finnisch-ugrische Stämme, an der Kama hausten die Bulgaren, östlich vom Dnjepr bis zur Wolga erstreckte sich das Reich der Chasaren, jenes turk-turanischen Halb-Kulturvolkes, das nach einander durch die Nomadenreiche der türkischen Petschenegen und dann der Uzen oder Kumanen (russisch Polowzer), die bis zur unteren Donau reichten, ersetzt wurde. Fast sechs Jahrhunderte hindurch (680—1220) dauerte diese Herrschaft der asiatischen Nomadenstämme, von der die Slawen lange Zeit abhängig waren.

Die russischen Slawenstämme wären überhaupt vielleicht ganz im Chasarenreiche aufgegangen, dem sie tributär waren, wenn sie nicht ein organisierendes Ferment durch die normannisch-warägischen Elemente erhalten hätten. Diesen, also dem nordgermanischen Schwedenvolke, das ihnen um 860 die Führer und Staatsordner gab, verdanken die Russen ihre grossstaatliche Existenz und die Bewahrung ihrer Selbständigkeit. Man weiss, wie neuerdings der slawo-russische Hochmut diese Thatsache wegzuleugnen versucht hat, indem er die Waräger allen möglichen anderen Ursprungs, nur nicht des verhassten germanischen sein lassen will. Allein der Versuch ist historisch nicht gelungen; die angeführte Thatsache bleibt bestehen.

Schon hundert Jahre später sind die warägisch-germanischen Stämme in der slawischen ganz aufgegangen. Der kriegerische Impuls und der Wandertrieb des Normannentums hat sich den Slawen mitgeteilt. Die Züge gegen das Chasarenreich und den Dnjepr hinab ins schwarze Meer bis vor Konstantinopel, ja die Wolga hinunter bis über das Kaspimeer ans persische Gestade be-

Digitized by Google

zeugen das. Wladimir (der slawisierte Name von Waldemar), genannt der Apostelgleiche, nimmt die christliche Religion an, entsagt der Vielweiberei, um die byzantinische Kaisertochter zu heiraten und vereinigt (um 1000) die russisch-slawischen Stämme unter seiner Herrschaft. Seine Nachfolger zertrümmern die Chasarenmacht, ohne die weiten Ebenen des Ostens und Südens ganz in Besitz nehmen zu können. Auch die Seezüge gen Byzanz hören auf, nachdem (seit ca. 1060) das Reich wieder in mehrere Teile zerfallen ist, die nur nominell unter der Oberhoheit des Grossfürsten (Weliki-Knjäs) von Kiew stehen. Die Teilung setzt sich fort, so dass im zwölften Jahrhundert die Zahl der Fürsten über siebzig erreicht. Neben dem Grossfürsten von Kiew im Süden, erhebt sich der von Susdal im Norden. Kämpfe zwischen diesen Rivalen und gegen die türkischen Polowzer füllen über ein Jahrhundert die Annalen des Reiches.

Da bricht der furchtbare Mongolensturm herein. Batu Khan und seine Nachfolger nehmen, nachdem sie die russischen Gebiete mit Feuer und Schwert verwüstet, Kiew (1240) zerstört und die slawische Volkskraft gebrochen haben, ihren Sitz zu Ssarai an der Wolga, der grossen Jurten-Hauptstadt der „goldenen Horde“, des Reiches von Kiptschak. Der Islam wird dessen Volksreligion. Zahllose mongolische Stämme bevölkern den Süden und Osten des heutigen europäischen Russland; das Nomadentum nimmt überhand im Kiptschakreiche, die begonnene slawische Ausdehnung wird zurückgedrängt, wo sie nicht ausgerottet ist. Und gleichzeitig beginnt, wie im Süden und Osten durch die Tartaren, im Westen durch Polen und Littauer, im Norden durch die Schweden die Einengung des russischen Gebiets.

An zweihundertundfünfzig Jahre haben so die russischen Fürsten das drückende Joch der Mongolen getragen, ihnen schwer gezinst und in kriechender Unterwürfigkeit gehuldigt. Schwer lastete die gewaltige Zwingherrschaft der Fremden, deren Symbol die Knute war, auf den slawischen Stämmen; alle Widerstandskraft, aller

Digitized by Google

Selbständigkeitssinn wurde im Volke unterdrückt. Ehedem war den Russen der Tsar (slawisiert aus Cäsar) zu Konstantinopel (Tsarigrad = Tsarenburg) der glänzendste Herr der Welt erschienen, jetzt war es der Grosskhan zu Ssarai, dem sie den Namen beilegten. Ueber die russischen Fürsten schwang sich allmählich (seit 1300) der von Moskau auf; er überbot alle anderen an Demut dem Khan gegenüber und sandte den meisten Tribut; dadurch erwarb er die Grossfürstenwürde als gnädiges Gegengeschenk. Aber die zu frühzeitigen Versuche, die mongolische Oberhoheit abzuschütteln, misslangen; härter als je zwangen die Asiaten die Russen ins Knechtesjoch.

Endlich, als der Mongolensturm des Timur verbraust war und innere Unruhen das Khanat von Kiptschak zerwühlten, gelang es dem moskowitischen Grossfürsten Iwan Wassilijewitsch I. im Jahre 1480 das Joch der Tataren abzuwerfen und zugleich die nicht unmittelbar unter fremder Herrschaft stehenden Slawen des heutigen mittleren Russlands unter seinem Szepter zu vereinigen. Als Gemahl der letzten byzantinischen Despotentochter nach dem Falle des oströmischen Reiches und als Besieger des tatarischen Khans nahm er den Titel Tsar nun selbst an und auch das Herrschersymbol — die Knute. So bildete die moskowitische Autokratie die einfache Fortsetzung der asiatisch-mongolischen, und die Grossfürsten des moskowitischen Reiches bemühten sich in allen Stücken durch Annahme der tatarischen Institutionen sich als die politischen Nachfolger des Grosskhans von Ssarai zu gerieren, so wie sie auf kirchlichem Gebiete als die Nachfolger des Autokrators von Konstantinopel gelten wollten. Gegen das kiptschakische Reich, das sich nun in die drei Khanate der Krim (von Baktschisarai), von Astrachan und von Kasan teilte, begannen die Tsare von Moskau die Reaktion. Iwan Wassilijewitsch II., zubenannt der Schreckliche, unternahm die Unterwerfung von Kasan und Astrachan und damit die Eröffnung der weiten Ostgebiete. Nur das Khanat der Krim blieb noch über zweihundert Jahre hin-

Digitized by Google

durch den Russen ein furchtbarer Gegner, gestützt auf die verwandten islamischen Osmanen. Noch oft machten die nomadischen Stämme weite Plünderungs- und Sklavenrazzias ins Moskowiterreich, ganze Gegenden verödend.

Es entstand aber wider diese mongolischen Feinde den Russen ein mächtiger Bundesgenosse in den halbnomadischen Bastardstämmen der Kasaken. Aus einer Vermischung slawischer Abenteurer und Freibeuter mit tatarischem Blute hervorgegangen, ein halbzivilisiertes, freiheitliebendes Reitervolk, begannen sie zuerst auf eigene Faust, dann unter dem Schutze des Tsaren von Moskau den Kampf gegen ihre Todfeinde, die Mongolen, wie gegen ihre Dränger im Westen, die Polen. Bereits unter Iwan dem Schrecklichen traten viele Scharen in russische Dienste und eröffneten unter dem bekannten Ataman Jermak Timofjejew die Unterwerfung der weiten Ebenen Sibiriens, die bereits nach einem Jahrhundert (1580—1680) nahezu vollendet war. Seitdem sind die zahllosen Kasakenschwärme die Träger der russischen Eroberung geblieben; durch sie ist auch das schweifende mongolische Element in das Slawentum hineingetragen worden.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die Ausdehnung Russlands hier im einzelnen zu betrachten; ein resumierender Blick über die Thatsachen muss genügen. Nach den Zeiten der Ohnmacht während des Interregnums, das dem Erlöschen des Hauses Rjurik folgte, begannen die ersten Tsaren aus dem Hause Romjanow zunächst die Wiedererwerbung der an Polen und Littauen verloren gegangenen Gebietsteile. Peter der Grosse erreicht im Kampfe mit den Schweden die Ostsee und eröffnet den Rassen- und Glaubenskampf gegen die osmanischen Türken; gleichzeitig schafft er den europäisch-asiatischen Mischstaat des heutigen Russland und die cäsaro-papistische Autokratie. Seine Nachfolger und Nachfolgerinnen, besonders Katharina die Grosse, folgen seinen Spuren; ein Teil von Polen und das Khanat der Krim wird erobert, der Weg über den Pontus nach Konstantinopel eröffnet.

Digitized by Google

Und Russland erhält zugleich eine Stimme im europäischen Völkerkonzerte. Alexander I. wird Herr des gesamten Steppengebietes zwischen weissem und schwarzem Meere, vereinigt das Königreich Polen und das Grossfürstentum Finnland mit dem Tsartume und spricht bei der Umgestaltung Europas, nachdem der Versuch der napoleonischen Eroberung des Russenreichs missglückt ist, das erste Wort. Nikolai I. bleibt der Schiedsherr Europas, er schliesst die Eroberungen Russlands in unserem Erdteile ab, nachdem seine ungemessene Ausdehnungssucht durch das Einschreiten der Westmächte im Krimkriege eingedämmt wurde. Alexander II. und III. wenden ihre Blicke wieder auf Asien, wo sie die Kaukasusländer und Turkestan in den Bereich ihrer Macht ziehen. Die slawischen Balkangebiete, durch die Rassen von der türkischen Herrschaft befreit, werden durch den Einspruch der europäischen Mächte nicht an Russland annektiert, sondern den Bahnen selbständiger Entwickelung zugewiesen.

So hat allerdings das russische Reich nicht nur nahezu alle eigentlichen russischen Slawenstämme, sondern auch die Mehrzahl der polnischen und lettischen zusammengefasst. An dem panslawischen Reiche fehlen noch die polnischen Stämme in Deutschland, die tschechich-slowakisch-slowenisch-ruthenischen (kleinrussischen) in Oesterreich und die bosnisch-serbisch-bulgarischen auf der Balkanhalbinsel.

Die sogenannte panslawische Partei behauptet, all diese Slawen zentripetierten nach Russland hin. Das ist aber nicht wahr. Die Polen sind sogar im Gegenteil von Anfang an das zentrifugierende Element des russischen Slawenstaats gewesen; die Bulgaren würden es nicht minder sein; Serben, Slowaken und Slowenen nehmen eine vermittelnde Stellung ein, und nur die Tschechen, d. h. auch hier nur die Wortführer des böhmischen Volkes, die panslawischen Chauvinisten, wünschen die Vereinigung mit Russland und die Ruthenen.

Man geht also in Deutschland, in Europa irr, wenn

Digitized by Google

man glaubt, der Panslawismus sei der Treibstachel der russischen Expansion. Dies ist vielmehr das turanische Nomadentum im Russenreiche.

Wir haben gesehen, dass die slawischen Volksteile des europäischen Russland und unter diesen die eigentlich russischen nur einen beschränkten Wohnraum einnehmen, der etwa fünfzig Millionen, d. h. die Hälfte der Bewohner des russischen Gesamtreiches umfasst. Die bis vor hundert Jahren noch teilweise eingeengten Russen beginnen nun allerdings schon seit längerer Zeit sich in Kolonien über die weite Fläche ostwärts bis zum stillen Ozean zu verbreiten; aber diese sesshafte slawische Bevölkerung verliert sich doch sehr unter der streifenden, nomadischen.

Diese letztere, zumeist mongolischen Stammes, umfasst, die kasakischen Stämme miteinbegriffen, mehr als dreissig Millionen. Sie ist Herr von fünf Sechsteln des ungeheuren Reiches, d. h. von mehr als 300000 Quadratmeilen, die ihr Raum genug geben, ihr schweifendes Leben fortzusetzen.

Die nomadisierenden Völker sind aber Eroberungsvölker, und ihr Eroberungstrieb verlangt stete Beschäftigung; zudem ist durch das kasakische Element diese erobernde Beschäftigung geradezu organisiert worden. Daher ist der Beherrscher des vorwiegend turanisch-nomadischen, asiatisch-mongolischen Staates, der russische Tsar, geradezu genötigt, seinen Steppenreiterschwärmen neue Bahnen der Eroberung zu weisen. Anders kann er sie nicht bändigen und botmässig halten.

Bereits dreimal, im siebenjährigen, im Koalitionskriege und in den napoleonischen Kriegen, sind die Reiterheere des russischen Ostens im Bunde mit den mitteleuropäischen Völkern gegen den Westen geführt worden; wie ehemals Hunnen und Magyaren, so haben neuerdings Baschkiren, Kalmücken, Kirgisen und Kasaken ihre Rosse im Rhein, in der Loire und im Po getränkt. Es ist gelungen, die Ueberschwemmung auf friedliche Weise wieder in ihr Bett zurückzuleiten. Seit-

Digitized by Google

dem hat sich der Völkerstrom über Asien ergossen; nachdem auch der Weg nach Konstantinopel nunmehr verlegt ist, wird jener sich noch mehr nach dem Osten wenden.

Auf die mongolischen Steppengebiete Nordchinas haben die erobernden stammverwandten russischen Mongolenvölker schon lange ihr Auge geworfen; natürliche Grenzen bestehen hier nicht durchweg. Ebensowenig ist dies der Fall auf dem Hochlande von Eran, wo das persische Reich von turanischen Stämmen bereits sehr durchsetzt ist. Und auch das Thor zur grossen Bucharei steht offen, wo die den westturkestanischen Stämmen verwandten ostturkestanischen hausen.

Das Bestreben, die mongolischen Steppenvölker mehr zusammenzufassen, geht aus allen Massnahmen der russischen Regierung hervor. Die uralo-turkestanische Eisenbahn soll die Verbindung der turanischen Gebiete mit den europäischen herbeiführen, die grosse sibirische nähert die unermesslichen Länder des fernen Ostens dem europäischen Russland. Das Werk wird von den moskowitischen Politikern als ein grosses kulturelles und daher sehr verdienstvolles hingestellt. Aber in Wirklichkeit bildet die sibirische Bahn eine grosse Bedrohung des nichtrussischen Europa, der Kultur des Abendlandes. Ehemals überschwemmten die mongolischen Scharen das letztere nur auf Rosseshufen; jetzt kann die Dampfkraft sie mit gewaltigerer Schnelle westwärts werfen.

Und was soll es geben, wenn es der Regierung des Tsaren gelingt, die Nomadenstämme im Schamobecken, diesem Raumbehälter der Weltstürmer, sich botmässig zu machen?

Tsar Nikolai II. hat wiederholt seine Friedensliebe betont; er will auf den Bahnen seines Vaters fortwandeln. Und in der That hat der letztere ja fast zehn Jahre hindurch in den asiatischen Erwerbungen pausiert, bis die neuerliche Besteigung des „Daches der Welt“, des Pamir-Plateaus stattfand.

Digitized by Google

Aber der Tsar und seine Regierung können auf die Dauer unter den gegebenen Verhältnissen nur momentan einen Stillstand in der Weiterbewegung eintreten lassen, wenn sie nicht mit aller Macht dahin wirken, durch kulturelle Arbeit die nomadisch-mongolischen Steppenvölker allmählich in sesshafte zu verwandeln, mit anderen Worten, wenn sie nicht Turkestan und Sibirien in Kulturländer umwandeln, wie die Anglo-Amerikaner die indianischen Territorien in Ackerbaustaaten umgeschaffen haben. Und in der That geschieht ja in dieser Beziehung manches, aber nicht in ausreichender Weise. Dass das tsarische Regiment in toleranter Weise Sitten, soziale und religiöse Eigentümlichkeiten der Eingeborenen schont, in einem weit höheren Grade namentlich gegen die muslimischen Unterthanen duldsam ist als z. B. gegen die polnischen Katholiken, ist bekannt. Die orthodox-orientalische Kirche macht insgeheim dafür unter den heidnischen Völkern mehr Fortschritte als man denken sollte, und ihre Missionare sind in den weiten Steppen recht erfolgreich. Zeit und Gelegenheit werden das ihrige weiter besorgen.

So lange die Kulturarbeit noch nicht so weit gediehen ist, dass sie die Nomadenvölker zur Sesshaftigkeit veranlasst hat, wird deren Expansionsdrang andauern. Für die russische Regierung giebt es darum nur zwei Wege:

entweder sie reagiert gegen den Expansionsdrang, und das fällt ihr nicht ein,

oder sie stellt sich, oder vielmehr sie hält sich wie bisher an der Spitze der Bewegung, die sich zunächst gegen die asiatischen Gebiete kehrt und sie in den Bereich ihrer Macht zu ziehen sucht — dann aber sich vielleicht westwärts gegen Europa wenden wird.

Dabei allerdings setzt sich der herrschende arische (slawische) Bestandteil des Tsarenreichs der Möglichkeit aus, ganz turanisiert oder mongolisiert zu werden, zumal wenn immer noch mehr Mongolenstämme in den Umfang des Staates aufgenommen werden. Begonnen hat diese Turanisierung mit der Chasarenherrschaft und gedauert

Digitized by Google

hat sie tausend Jahre, bis die Reaktion im westeuropäischen Sinne durch den grossen Peter erfolgte. Seitdem aber ist ein nur langsames Fortschreiten in der Europäisierung zu bemerken gewesen — ist doch die Aufhebung der Sklaverei erst ganz neuerdings und ganz gewaltsam erfolgt. Und diese Sklaverei war doch eine Institution, die sich erst zur Mongolenzeit herausgebildet hatte.

Also nochmals — wenn die slawischen Russen wirklich Slawen bleiben wollen, dann müssen sie die mongolischen Volksteile kultivieren und sesshaft machen. Darin liegt eine Lebensfrage für sie.

Aber bis es dahin kommt, kann die Völkergeschichte noch manchen jähen Umschwung erfahren.

8.

Die russische Regierung hat erklärt, in den japanisch-chinesischen Konflikt Einsprache erheben zu wollen, wenn Japan zu weit gehe. Sowohl ihre Streitkräfte zu Lande wie auch die zur See in Ostasien sind deshalb erheblich verstärkt worden.

Es fragt sich wie weit Russland die Japaner kommen lassen wird. Ziehen diese wirklich in Peking ein, so werden sie von dort aus einen Frieden diktieren, der das Reich der Mitte der europäischen Kultur öffnet. Sie haben dann auch das Recht und werden es sich wahren, die Durchführung der kulturellen Massnahmen zu kontrollieren. Dagegen wird auch Russland nicht aufkommen können. Das, was Russland unter allen Umständen wird verhindern wollen, ist, dass die Japaner Korea annektieren oder unter unmittelbare Verwaltung nehmen und vielleicht noch einen Teil des eigentlichen China dazu.

Und in diesem Falle vertritt Russland gewissermassen nicht seine eigenen, sondern europäische Interessen, indem es verhindert, dass die Japaner ihre kriege-

Digitized by Google

risch-aggressive Begeisterung dem chinesischen Volke einflössen.

Die japanischen Staatsmänner sind trotz ihrer liebenswürdigen und höflichen Maske durchaus europafeindlich. Alles das, was sie von den abendländischen Kulturvölkern gelernt haben, haben sie nur deshalb erworben und sich angeeignet, um es gegen die mittelländische Rasse zu verwerten.

Sie wissen ganz gut, dass der Rassenkampf zwischen Ariertum und mongolischer Welt uralt ist, dass die Urkulturvölker turanischer Abkunft waren, dass das Aufkommen der Arier den Niedergang der Mongolen bedeutete, dass ferner die noch so furchtbaren völkeraustilgenden Reaktionen der wilden mongolischen Steppenvölker nicht vermögend waren, die arische Kultur und damit die Vormacht der mediterranen Rasse zu vernichten. Und deshalb haben sie sich entschlossen, sich dieser Kultur, nicht aber den Ariern zu beugen.

Der neue Ansturm auf das Abendland, den sie mit Hilfe der erworbenen Kultur zu unternehmen gedenken, ist ihnen nichts weiter als der Wiedereroberungsversuch der Machtstellung, die ihrer Ansicht nach den Mongolen von uralters her gebührte und gehörte.

Dazu kommt die Beobachtung, dass das Ariertum sich mit elementarer Gewalt die Herrschaft über die ganze Welt anzueignen sucht. Amerika, jener grosse Erdteil, der ehedem ganz in den Händen mongolisch-indianischer Kultur- und Naturvölker war, er ist nunmehr ganz in den Besitz der germanisch-romanischen Familie der Arier übergegangen. Australien und der polynesische Archipelagus teilen dasselbe Schicksal; die malaiisch-polynesische Urbevölkerung wird auf den Aussterbeetat gesetzt. Afrikas Teilung unter die europäischen Mächte ist in den letzten Jahrzehnten erfolgt. Die inferioren Rassen der Nigritier und Neger sind gegen die abendländische Kultur widerstandsunfähig, wenn sie auch zäher sind als Australier und Indianer. Die semitisch-berberischen Völker bequemen sich allmählich der Kultur an,

Digitized by Google

sind aber zur Selbständigkeit nicht befähigt. Also hier wie überall siegt das arische Element.

Asien wird ebenfalls an allen Enden bedroht. Die Russen sind unumschränkte Herren des Nordens und Nordwestens. England hat sich in Vorderindien, Frankreich in Hinterindien, Holland auf den Inseln des Südostens festgesetzt. Dass die Herrschaft der drei letzteren Mächte nicht so unumschränkt wie die russische ist, kommt allein daher, dass sie nur durch ihre Intelligenz und nicht zugleich durch ihre Kopfzahl die unterworfenen Völker regieren: eintausend Europäer beherrschen in Indien durchschnittlich eine Million Asiaten. Es ist, um einen Vergleich zu brauchen, wie wenn der Mensch ein Pferd bändigt und sich so dienstbar macht, dass es sich garnicht mehr bewusst ist, um wieviel es seinem Herren durch die Kraft seiner Hufe allein physisch überlegen ist.

Die Aufteilung Asiens wollen nun die Japaner verhindern, indem sie das menschenreiche, urkräftige und intelligente chinesische Volk aus dem Kulturschlafe aufrütteln, zivilisieren und dann mit kriegerischen Impulsen versehen. Dann soll die Vertreibung der Europäer aus Asien und zuletzt womöglich der Angriff auf diese im eigenen Lande erfolgen. Und ferner liegt es den Japanern daran, den Handel in den ostasiatischen Gewässern in ihre Hand zu bringen. Sie sehen die Schiffe der europäischen Mächte und die der nordamerikanischen Union immer zahlreicher im gelben und blauen Meere erscheinen; sie sehen namentlich Englands steigende Herrschaft zur See, verspüren den englischen Druck, der sowohl auf ihrem wie auf dem Reiche der Mitte lastet. Und nun denken sie die chinesischen Häfen vorzugsweise ihrem eigenen Exporte zu eröffnen und den Engländern allmählich den Rang abzulaufen. Die japanischen Inseln sollen das für Ostasien werden, was die sea-ruling britischen seither für die Welt waren.

Das sind die grossen Ziele der Japaner.

Und wird ihnen die Erreichung dieser Ziele möglich sein? fragen wir. Wenn sie nicht gehindert werden, gewiss.

Digitized by Google

Die Menschenmasse, die China produziert und die riesig anschwillt, trotzdem des öfteren Hungersnot, Krankheit, Aufstände und deren Folgen unter ihr aufräumen, kann auf die Dauer nicht mehr im Reiche der Mitte allein Platz finden. Schon sind die Ausströmungen nach den Sundainseln, nach Australien und nach Polynesien sehr stark geworden. Nach den vorderindischen Gebieten, nach dem amerikanischen Kalifornien, nach den südamerikanischen Republiken sind Tausende verzogen. Die internationale Gesinnung der materiell veranlagten Zopfträger, die dem Grundsatze ubi bene ibi patria huldigen, lässt ihnen jeden Fleck der Erde zur Heimat werden, wo nur verdient und erspart werden kann. Und da arbeitet der Chinese denn um einen Hundelohn von fünfzig bis zu zehn Pfennigen abwärts den Tag und macht es ganz unmöglich, dass ein anderer, besonders ein europäischer Arbeiter mit seinen gegen die des bezopften Konkurrenten hoch zu nennenden Bedürfnissen an Nahrung u. a. neben ihm aufkommt. So arbeiten die Chinesen mit Macht an der Proletarisierung der Massen. Kurzsichtige Landjunker germanischer Rasse, Acker- und Plantagenbarone der alten und neuen Welt blicken mit Behagen auf die arbeit- und genügsamen gelben Männer und möchten gar gern einem möglichst zahlreichen chinesischen Kuli-Import (nach Mecklenburg und Pommern!) das Wort reden. Einsichtige und praktische Leute aber, wie die Nordamerikaner, sehen das Verderben, das der einheimischen Bevölkerung droht, wenn die furchtbaren Konkurrenten überhand nehmen, und deshalb ist die Einwanderung der Chinesen in die Vereinigten Staaten sehr erschwert worden. Eine wie grosse, furchtbare Erbitterung die brotentziehende Konkurrenz unter den arbeitenden Klassen erzeugt und zu welchem Existenz- und Vernichtungskampfe sie führt, das haben wir bei den Ereignissen in Aiguesmortes gesehen, wo doch nur Franzosen und Italiener, Söhne einer, der romanischen Mutter, einander gegenüberstanden. Das sehen wir an der Missgunst, mit der die deutschen

Digitized by Google

anspruchsvolleren Arbeiter die anspruchsloseren italienischen und polnischen betrachten. Das ist kein Hass, der nationalen, sondern Hass, der vitalen Ursachen entspringt.

Und nun — was will der Existenzkampf des arischen Proletariats unter sich bedeuten gegen den Existenzkampf wider die Millionen der chinesich-mongolischen Rasse!

Für eine Zeitlang wird etwa das Absperrungssystem der Länder, die im Besitze der Arier sind, gegen die Mongolen vorhalten. Auf die Dauer ist dies, durch die Aneinanderrückung der Nationen vermittelst der modernen sich immer mehr vervollkommnenden Verkehrseinrichtungen nicht möglich. Dann muss mit jenen mongolischen Millionen gerechnet werden.

Es tritt dann die Frage ein: Werden sich die Mongolen, dass heisst insbesondere die Chinesen, kriegerisch oder friedlich über Asien, über die Welt verbreiten? Das kommt darauf an. Wie wir bereits gehört haben ist das Naturell des Chinesen nicht kriegerisch. Sobald aber kriegerische Elemente untermischt sind und sobald tüchtige Führer an der Spitze der Truppen stehen, leisten diese ganz Bedeutendes. Kaiser Kien-lungs Kriegszüge und Eroberungen haben das bewiesen, nicht minder neuerdings Li-hung-tschangs Schwarzflaggen, vor denen eine so kriegerische Nation wie die Franzosen im tonkinesischen Kriege ihr Prestige eingebüsst hat. Abenteuernde Ausländer, englische und amerikanische Condottieren haben chinesische Armeen nach entsprechendem Drill vorzüglich und zweckentsprechend verwenden können.

Sonach kommen wir am Ende unserer Betrachtung zu der Frage, was zu thun sei, um der drohenden Mongolengefahr zu begegnen, namentlich, welche Schutzmassregeln die zentral- und westeuropäischen Mächte zu ergreifen haben.

Das Radikalmittel wäre, das chinesische Reich mit Gewalt dem Eindringen europäischer Kultur verschlossen zu halten, so wie es sich ihr selbst freiwillig Jahrhunderte

Digitized by Google

hindurch versperrte. Dies ist aber für die Zukunft einfach unmöglich. Denn wenn auch die Japaner, im äussersten Falle, direkt nicht den kulturellen Umschwung im Reiche der Mitte hervorbringen, so würden sie ihn doch indirekt veranlassen. Auch die „verbohrteste“ Regierung muss einsehen, dass sie, schon um Erhaltung ihrer selbst willen, das Reformwerk beginnen muss. Und wenn sie dies wirklich nicht einsehen sollte, dann werden sich genug Stimmen im Lande selbst dafür erheben und sie zwingen, wenn nicht, sie stürzen.

Eigentümlich bleibt in dieser Beziehung die englisch-chinesische Politik. Als vor fünfzig Jahren die ehernen Schlünde der britischen men of war die Eröffnung der fünf Handelshäfen erzwangen, da bejubelten die Humanitätsfreunde die Engländer als Verbreiter der europäischen Zivilisation. Aber diesen selbst ist es nicht eingefallen, sich als Pioniere der Kultur aufzuspielen und die Chinesen mit dieser zu beglücken. Zunächst lagen ihnen nur die eigenen Kolonialinteressen am Herzen und die merkantilen Vorteile. Die Chinesen waren bisher in den ostasiatischen Gewässern die Herren des Handels gewesen, und das konnten die Engländer nicht vertragen. Ausserdem fand die chinesische Piraterie, die den englischen Kauffahrern so vielen Schaden that, gerade durch die Gouverneure der Südhäfen die thatkräftigste Unterstützung. Neben ihrem Vorteile aber verfolgten die Engländer oder vielmehr das Kabinett von Saint James gerade das Gegenteil der kulturellen Mission unter dem Chinesenvolke, nämlich dessen Niederhaltung und systematische Ruinierung.

Aus diesem Grunde wurde der teuflische, Körper und Geist zerstörende Opiumhandel in ausgedehntester Weise betrieben. Aus demselben Grunde wurde der Aufstand der Tai-ping, jener nationalgesinnten tüchtigen Elemente, die eine Regeneration des Reiches der Mitte nach fortschrittlichen Grundsätzen vorhatten und nahe an ihrem Ziele waren, durch britische Hilfe blutig-gewaltsam unterdrückt. Das Wort vom perfiden Albion

Digitized by Google

fand den unglücklichen Tai-ping-„Rebellen“ gegenüber, die zehnmal moralisch tüchtiger waren als ihre mandschurischen Unterdrücker, seine erneute Bestätigung. Um das Einschreiten gegen die Tai-ping zu rechtfertigen, erfanden verlogene englische „Missionare“ und Diplomätchen ein Lügengewebe über die „Rebellen“, das heute noch vielfach im Abendlande geglaubt wird.

So also ist England systematisch darauf bedacht, die Chinesen kulturell niederzuhalten, physisch und moralisch zu vernichten. Dass ihm dies gelingen wird, ist stark zu bezweifeln. Das Mittel ist zu radikal, und alle politischen Radikalmittel taugen nichts. Die abendländische Kultur wird sich trotz alledem in China heimisch machen

Aber die abendländischen Mächte haben andere Mittel in der Hand, die einigermassen Schutz gewähren.

1. Es muss verhindert werden, dass das chinesische Volk kriegerisch impelliert wird. An sich ist es, wie wir wiederholt gesehen haben, nicht kriegerisch, sondern friedlich gesinnt. Alle Feldzüge, die es in der letzten Zeit unternommen hat, galten nicht der Eroberung, sondern der Wiederherstellung der Grenzen des grossen Reiches, wie es Kang-hi und Kien-lung geschaffen hatten. Wenn aber die Japaner z. B. jetzt die Reorganisation des chinesischen Heeres sich ausbedängen, durch ihre Offiziere oder auch nur unter ihrer Kontrolle, dann würde der Völkerfriede der Welt und die Ruhe besonders Europas sehr gefährdet. Aus diesem Grunde sollten auch die Lieferungen von Waffen und Kriegsmaterial nach China untersagt, und es europäischen Offizieren verboten werden, in chinesische Dienste zu treten. Auf jeden Fall müsste die europäische Diplomatie alles daran setzen, jeden Einfluss auf die chinesischen Angelegenheiten japanischerseits zu hindern und dürfte nicht dulden, dass die Insulaner sich auf dem asiatischen Kontinente festsetzen. Es werden wohl Europas Mächte noch imstande sein, die vierzig Millionen Japaner im Zaume zu halten.

2. Es muss eine engere Verbindung der europäischen Völker untereinander, ein internationaler Staatenbund ge-

Digitized by Google

bildet werden auf wirtschaftlichen Grundlagen, die allmählich zu völligem Freihandel zwischen den einzelnen Staaten führen. Die Kriegsheere der europäischen Staaten die unter ungeheurer Belastung der Unterthanen während des Friedens gegeneinander unterhalten werden, sie müssen sich in eine einzige Masse verwandeln, um der drohenden asiatischen Gefahr im Notfalle entgegentreten zu können. Damit möchten wir nun nicht etwa dem fortdauernden Militarismus das Wort reden, sondern im Gegenteile die allmähliche Abrüstung der Staaten gegeneinander befürworten, und eine Umformung des Heeressystems von heute in eine allgemeine militärische Volkserziehung zur Abwehr etwaiger künftiger Gefahren vom asiatischen Osten her.

Das lenkt unsern Blick auf die gegenwärtige europäische Lage, die noch immer unter dem Zeichen Dreibund contra Zweibund steht. Der letztere auf den „Verbrüderungsfesten“ von Kronstadt und Toulon geschlossen, ist die grösste Missgeburt, die eine kurzsichtige und verblendete Politik französischer Diplomaten zur Welt gebracht hat. Angst vor und Hass gegen Deutschland sind dieses Kindes Erzeuger gewesen: die aufgeklärteste arisch-romanische Nation verbündet sich, soll sich verbünden mit der bigottesten arisch-turanisierten und mithelfen, die abendländische Kultur dem Mongolentum auszuliefern, das ebenso gut dann später den Westen Europas knechten würde wie den Osten und die Mitte! Dieses Bündnis ist unnatürlich und kann keinen Bestand haben, sagt der freisinnige Graf Lew Tolstoi in seiner Broschüre „Patriotismus und Christentum“. Jeder Partner hat seine egoistischen Sonderinteressen und geht nur soweit mit dem andern, als diese es zulassen. Wird einer von beiden der wahren Gründe der „Verbrüderung“ einmal recht inne, dann fällt der Zweibund auseinander, der nicht fest gefügt war, noch ist.

Auch der revanchelustigste Franzose muss schliesslich einsehen, dass die Koketterie mit Russland ein thörichtes und gefährliches Spiel ist.

Digitized by Google

Bebel, ein weitvoraussehender und oft urteilssicherer Politiker — das müssen ihm seine Feinde lassen — hat einmal bei Gelegenheit der Beratung der Militärvorlage im deutschen Reichstage gesagt: „Nicht im Westen, durch Frankreich, sondern im Osten, durch Russland, ist die ernste Bedrohung des europäischen Friedens möglich.“ Damit hat er vollkommen recht; alle Gefahren für uns kommen von Osten, von Asien her. Deshalb gilt es zusammenzustehen und gegen die asiatische, die mongolische Welt einen Wall zu bilden.

Leibniz, der Philosoph, reichte dem französischen Roi-Soleil, der sich anschickte, die mitteleuropäischen Staaten anzufallen, sein Consilium Aegyptiacum ein, worin er ihm riet, sich lieber gegen die drohende asiatische Gefahr — damals die osmanischen Türken — zu wenden und sie durch Wegnahme Aegyptens ins Herz zu treffen. Statt dessen schloss der kurzsichtige König lieber einen Vertrag mit den Kulturfeinden, deren Sieg vor Wien auch ihn vernichtet haben würde. Man hat Leibniz dafür als einen grossen Patrioten gepriesen, der seinem Vaterlande Deutschland habe dienen wollen, ohne dass man seine tieferen, kosmopolitischen Pläne erkannte. Ueber hundert Jahre später hat Napoleon Bonaparte des Philosophen Plan ausgeführt; damals bedrohten nicht mehr die Osmanen, sondern die englisch-russischen Koalitionspläne das Abendland. Noch heute giebt es Leute, die die ägyptische Expedition des genialen Korsen einen phantastischen Jugendstreich nennen. Aber ein Jahrhundert später haben die Engländer Aegypten an sich gerissen, um der gefährlichen russischen Macht Pari zu bieten; das findet jedermann verständlich. Und wer die ägyptischen Verhältnisse kennt, der würde es tief bedauern, wenn die Engländer das Pharaonenland verlassen müssten; am meisten der grösste ägyptische Staatsmann der Neuzeit, Nubar Pascha, ehedem der beste Britenhasser, der nun den unerfahrenen, übel beratenen Khediv mit Mühe von der Notwendigkeit der Fortdauer der englischen Okkupation überzeugt.

Digitized by Google

Napoleon erkannte die Grösse der asiatischen Gefahr und fand sie im Russentum. Der Tilsiter Vertrag und der Erfurter Kongress waren nur Waffenstillstände in dem Kampfe, den der Universalherr Europas mit dem Beherrscher Halbasiens führte. Er war nicht so verblendet, mit dem Tsaren einen ernstgemeinten Bund gegen das ihm noch widerstrebende Abendland einzugehen, und die Zugeständnisse, die er ihm machte, waren nur relative Versprechungen. Sobald er den Rücken gedeckt glaubte, wagte er seinen langgehegten ungeheuerlichen Plan auszuführen — die Russen nach Asien zurückzuwerfen. Man hat den Feldzug vom Jahre Zwölf den frivolsten des Weltherrschers genannt; ob man ihn nach unseren Darlegungen auch noch so verurteilen wird? Nur insofern wohl, als er zu spät im Jahre begann und ein gewagtes Spiel mit Hunderttausenden war. Die Tendenz ist nicht ohne weiteres zu missbilligen und der Feldzugsplan auch nicht. Karl Bleibtreu hat neuerdings („Der russische Feldzug 1812") überzeugend nachgewiesen: entweder soll man Russland nicht angreifen, oder aber wenn, wie anno Zwölf.

Der Sturz des französischen Gewalthabers brachte uns die russische Vorherrschaft in Europa zur Zeit der heiligen Allianz, das System des Absolutismus unter der väterlichen Hütung des Tsaren Nicolai I. Erst als dieser, auf die mitteleuropäische Dankbarkeit rechnend, seinerseits wieder aggressiv gegen Europas Südosten vorging, zwangen ihn die west- und mitteleuropäischen Mächte im Krimkriege in seine Grenzen zurück. Ebenso genoss sein Sohn, Tsar Alexander II., der Slawenbefreier, nicht die Früchte seines Sieges über die Osmanen. Die europäischen Mächte schränkten auf dem Berliner Kongresse sein Eroberungsrecht ein, ja sie brachten ihn gar um den Einfluss auf die Angelegenheiten der Balkanstaaten und schoben Oesterreich als ausschlaggebende Macht auf die Halbinsel vor.

Bismarck, der zweitgrösste Staatsmann unseres Jahrhunderts, hat dieses diplomatische Verdienst um Europa sich erworben. Er allein hat es verstanden,

Digitized by Google

Russland im Interesse der mitteleuropäischen Staaten durch richtige Behandlung zu nützen. Das preussische Staatsinteresse war seit den Befreiungskriegen an Russland gekettet; es schloss sich auch nach dem Krimkriege und während der letzten polnischen Insurrektion an letzteres an. Dadurch, dass das Kabinett von St. Petersburg dem französischen und englischen zur Zeit des zweiten napoleonischen Kaiserreichs in der europäischen Politik die Wage hielt, wurden die Siege Preussens im schleswig-holsteinischen und im österreichischen und die Deutschlands im französischen Kriege möglich. Sobald aber das deutsche Reich innerlich erstarkt war, wandte sich Bismarck vom Dreikaiserbündnisse, das gegen die französische Revanchepolitik gegründet war, ab und brachte den natürlicheren mitteleuropäischen Dreibund zustande, nachdem er vorher noch den Einfluss Russlands auf der Balkanhalbinsel beschränkt hatte. Dabei hat er sich aber wohl gehütet, es mit Russland zu verderben, oder es zu reizen.

Auf dieser Bahn müssen die übrigen europäischen Staaten fortschreiten. Eine engere, festere Verbindung müssen sie abschliessen, um im Notfalle gegen Russlands vereinigt auftreten zu können, d. h. defensiv. Russland aber wird, wenn es die geeinten Mächte vor sich sieht, sich wohl hüten, aggressiv vorzugehen und sich, um die Herrschaft in Mittel- und Westeuropa zu erlangen, den Turaniern ganz in die Arme zu werfen, d. h. sich zu mongolisieren. Vielmehr wird die geeinte defensive Stellungnahme der europäischen Völker es nötigen, sich der westlichen Kultur — im eigenen Interesse — ganz zu unterwerfen, sich zu occidentalisieren. Alsdann erscheint uns die asiatische Mongolenmacht politisch nicht mehr gefährlich; denn dann wird Russland noch mehr als jetzt ein friedlicher Kulturerzieher des fernen Ostens der alten Welt werden. —

Amerika, die neue Welt, lassen wir bei unserer Betrachtung aus dem Spiele; sie geht und wird ihren gesonderten Gang gehen und auf ihrem abgeschlossenen Kontinente sich selbständig entwickeln. Ebenso berührt

Digitized by Google

es uns weniger, was England thun wird, um seine Stellung zur See Japan gegenüber zu wahren.

3. Es muss aber endlich noch auf sozialem Gebiete ein grosser Umschwung eintreten, um bei möglicher friedlicher Ausbreitung des arbeitenden mongolischen Elements dem Konkurrenz- und Existenzkampfe vorzubeugen. Das heisst, eine immer weitergehende Arbeiterschutz- und Arbeiterunterstützungsgesetzgebung muss dem Lose der sogenannten niederen Klassen aufhelfen und eine mehr eine naturgemässe, anspruchslosere Lebensweise muss sich verbreiten wie sie unter dem uns in dieser Hinsicht überlegenen japanischen und chinesischen Volke herrscht. Letzteres geschieht denn auch allmählich, und von ersterem hoffen wir, dass, wenn einmal die Völker die Waffen gegeneinander niederlegen, es mit den dadurch verfügbaren Millionen möglich sein wird, grosses für den sozialen Fortschritt zu leisten.

„Après nous le déluge“ und „uns wird es hoffentlich noch aushalten“, diese beiden Worte eines herzlos-egoistischen Despotismus werden die Fürsten und Staatsmänner am Ende des neunzehnten Jahrhunderts nicht mehr nachsprechen wollen. Der Blick rückwärts auf die geschichtliche und kulturgeschichtliche Entwicklung stärkt und schärft den Blick vorwärts. Und dieser Blick wird nicht mehr beengt durch die Grenzen des eigenen Staates noch durch die weiteren des Erdteils — frei schweift er über die Welt. Alle kleinlichen staatlichen Einzelfragen schwinden vor der einen grossen internationalen, die alle Schranken, die die Völker trennten, niederreisst und diese auf den Flügeln der modernen Verkehrsmittel zueinander hinführt.

Die Idee der nationalen Selbständigkeit, die von den europäischen Völkern nach dem Sturze des grossen Weltdespoten weiter ausgebaut und in Italien und Deutschland am letzten verwirklicht wurde, sie kennzeichnet die Bestrebungen des neunzehnten Jahrhunderts. Nunmehr ist das Ziel erreicht; die Staaten sind Nationalstaaten, und jetzt streben sie dahin, sich zunächst auf wirtschaftlichem Wege einander zu nähern. Die politische

Digitized by Google

Annäherung wird dem folgen. So wird der Nationalismus eigentümlicherweise Vorbereitungs- oder Durchgangsstufe zum Internationalismus.

Ein Beispiel im kleinen ging dem im grossen bereits voraus.

Die vielzersplitterten deutschen Vaterländer wurden in der napoleonischen Zeit im Rheinbunde zu wenigen straff-organischen Staatswesen zusammengefasst. Der rheinische, dann der deutsche, zuletzt der norddeutsche Bund bildeten die Durchgangsstationen zu dem schliesslich erstehenden einigen deutschen Reiche, das nunmehr die zentralgermanischen Stämme brüderlich umfasst, mit einer Verfassung trotz der mannigfachen Sondereigentümlichkeiten und Verschiedenheiten in Sitten, Einrichtungen und Sprache. Und dieses starke zentraleuropäische Staatswesen ist emporgewachsen hauptsächlich durch die grosse Zollvereinigung.

Also werden sich auch die europäischen Völker einigen auf Grund der Zoll- und Handelsverträge; und gerade hierin ist es das Verdienst der deutschen Regierung, durch einen solchen Vertrag auch die russischen Interessen an die europäischen geknüpft zu haben. Von Deutschland, der zentraleuropäischen Grossmacht, dem Herzen des Weltteils müssen auch ferner die Fäden nach allen Seiten geknüpft werden, die die Stämme der arischen Rasse miteinander verbinden.

Ein Vierteljahrhundert ist es her, dass sich die beiden Hauptstaaten unseres Erdteils blutig zerfleischten. In tiefem Grolle standen sie bisher einander gegenüber — mehrere Male stiess Frankreich die Hand des früheren Gegners, die er ihm darreichte, zurück, oder es sah höflich darüber hinweg. Endlich hat es sie angenommen, wenn auch noch zögernd. Aber wir haben die feste Ueberzeugung, dass, noch bevor das Jahrhundert zur Neige geht, die Versöhnung durch beiderseitige Nachgiebigkeit eine vollendete Thatsache sein wird.

La France marche toujours à la tête de la civilisation — angesichts des drohenden asiatischen Sturmes

Digitized by Google

wird unser Nachbarvolk im Westen dessen eingedenk werden. Frankreich kann nicht wollen noch wünschen, dass, weil es vor einem Vierteljahrhunderte durch Deutschland einen politischen Nachteil erlitt, deshalb die ganze europäische Kultur und damit es selbst an den Rand des Untergangs gebracht werde, was aber geschehen wird, wenn es sich mit Asien oder Halbasien verbündet. Da wird Frankreich doch eher in die dargereichte Friedenshand Deutschlands einschlagen und damit bekunden, dass es mit diesem gern an die Spitze der europäischen Koalition treten und die internationalen Kriegslager in ein internationales Friedenslager verwandeln helfen will.

Arm in Arm werden beide Völker dann kühn das kommende Jahrhundert in die Schranken fordern können.

Die Tage von Kiel im Juni dieses Jahres können ebenso oder vielleicht entscheidender in ihren Folgen werden als die von Leipzig und Sedan.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

This book is DUE on the last date stamped below.

Fine schedule: 25 cents on first day overdue
50 cents on fourth day overdue
One dollar on seventh day overdue.

OCT 29 1947

31M

APR 29 1953 LU

LD 21-100m-12,'46 (A2012s16) 4120

Digitized by Google

YB 28556

DS519
S15

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

image not available

image not available

image not available

image not available

image not available

image not available

image not available

image not available

UC-NRLF
$B 294 737

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

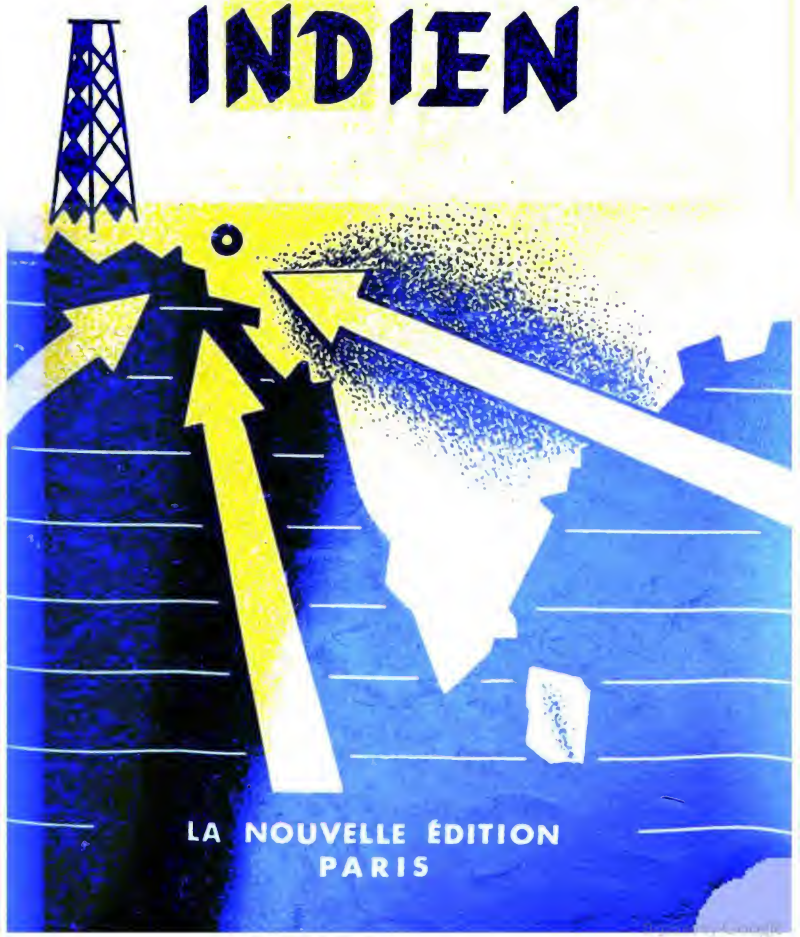
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ALFRED SILBERT

DEMAIN L'OCÉAN INDIEN



LA NOUVELLE ÉDITION
PARIS

Digitized by Google

Digitized by Google

Cal.

Digitized by Google

Tous droits de traduction, de reproduction et d'adaptation réservés pour tous pays.
Copyright by « La Nouvelle Edition », 1948

Digitized by Google

DEMAIN...
L'OCÉAN
INDIEN

Digitized by Google

DU MEME AUTEUR

Transafrique (IDÉO — *épuisé*).
Pacifique-Nord Express (SORLOT — *épuisé*).
U. R. S. S. et Nouvelle Russie (DENOEL — *épuisé*).

EN PREPARATION

20 Ans avec l'Allemagne.

Digitized by Google

ALFRED SILBERT

DEMAIN... L'OCÉAN INDIEN

LA NOUVELLE ÉDITION

Digitized by Google

FARMINGTON PLAN
FOR CO-OPERATIVE
BOOK PURCHASES

Digitized by Google

DS518
.1
C5

AVANT-PROPOS

Dans l'extrême confusion qui a caractérisé la situation en Extrême-Orient au cours de l'année qui a suivi la capitulation japonaise, la France a dû envoyer sur place, à des postes divers, le plus grand nombre possible de spécialistes, possédant déjà une connaissance sérieuse de l'Indochine et des pays qui l'environnent.

Ayant appartenu il y a une quinzaine d'années au cabinet du Gouverneur Général Pasquier, j'ai ainsi eu l'occasion de me retrouver successivement sur les rives de l'Océan Indien, puis celles du Pacifique, chargé d'une mission qui devait se prolonger assez longtemps : à la différence qu'autrefois, je m'étais surtout consacré à l'étude du problème chinois, alors que, cette fois-ci, mon voyage a porté sur des régions à la fois plus diverses et sensiblement plus méridionales.

Mais il n'y a, après tout, qu'une seule et même Asie servant de champ aux plus importantes parmi les expériences humaines s'élaborant sur notre planète ; et je n'ai donc pas eu grand mal à compléter

M337465

Digitized by Google

mes connaissances précédentes par les impressions nouvelles que j'ai pu recueillir d'un présent particulièrement agité. La conséquence en sera pourtant que mes notes se ressentent un peu de cette superposition de faits et d'idées interprétés non seulement à travers l'espace, mais avec l'addition du temps et je dois reconnaître avoir eu tendance — le lecteur appréciera si j'ai tort ou raison ? — à quelquefois systématiser les opinions que je me suis lentement formées.

En particulier, j'ai insisté chaque fois que je l'ai pu sur les rapprochements qu'il importe désormais impérieusement de faire entre certains problèmes dont on pourrait penser apparemment qu'ils ne constituent que des phénomènes isolés, ne concernant même pas toujours notre vieille Europe : alors qu'au contraire, en notre siècle atomique, les distances ne comptent plus guère et que ce qui se passe en des contrées autrefois si éloignées nous touche maintenant d'une manière directe, et réciproquement d'ailleurs.

Parmi ces problèmes, mon attention a été plus spécialement attirée par le caractère entièrement nouveau que me semble devoir prendre dans les relations internationales le rôle dévolu par les puissances anglo-saxonnes à l'Océan Indien. D'où le titre que j'ai finalement donné à ce livre, non sans de longues et préalables hésitations...

Q'on me comprenne bien toutefois ! Si nul n'ignore la gravité de la tension qui continue à opposer en divers points du monde les Etats-Unis et l'U.R.S.S., tension dont on estime souvent qu'elle doit aboutir à une vraisemblable guerre, je n'ai pas voulu, quant à moi, prendre parti dans ce débat : simplement, mes notes, et les réflexions qui en sont le corollaire

Digitized by Google

ont été coordonnées de telle façon qu'elles admettent une hypothèse, rien de plus.

Trop longtemps en effet le public a vécu sur cette idée que l'intérêt véritable des sourdes luttes d'influence qui se sont développées depuis un siècle en Asie se concentrait surtout en Extrême-Orient, autour du vaste et prodigieux conglomérat chinois. La chose a été exacte à une époque donnée et elle est attestée en particulier par les rivalités qui opposèrent au commencement de ce siècle le Japon à la Russie, puis à l'Angleterre pour commencer, aux Etats-Unis plus tard...

Mais depuis le capitulation du gouvernement du Mikado et la main-mise de l'Amérique sur Tokyo, il semble qu'il faille tenir compte désormais d'un facteur nouveau. Tout se passe en effet dans cette région du monde comme si, d'un commun accord tacite, les Etats-Unis et l'Angleterre avaient décidé de continuer à pratiquer dans la paix la même politique de délimitation de leurs zones d'influence qu'elles avaient inaugurée pendant la guerre : à l'Amérique, la primauté dans l'ancien théâtre d'opérations du général Mac Arthur, c'est-à-dire le Pacifique.

A la Grande-Bretagne par contre, le domaine militaire de l'amiral Mountbatten, l'Océan Indien, destiné ouvertement, à en croire certains experts navals de Londres, à devenir dans un proche avenir, aux lieu et place d'une Méditerranée vraiment trop exposée, le nouveau « mare nostrum » de la marine et de l'aviation britanniques.

Quelles sont les raisons profondes, si mes observations sont exactes, de cette véritable révolution dans une échelle intercontinentale des valeurs à laquelle nous étions habitués, elles peuvent être de natures

Digitized by Google

diverses, politique, économique, stratégique ? Je ne suis naturellement pas dans la confidence...

En tous cas, les conséquences m'en ont paru éventuellement suffisamment remarquables pour donner à mes notes, sinon leur valeur, au moins leur orientation.

A. S.

Digitized by Google

Découverte des Indes

Digitized by Google

Digitized by Google

Petit précis du voyage aérien

Il me souvient de la manière dont j'avais quitté Paris pour l'Extrême-Orient, voici tantôt quinze années.

Attaché au Cabinet du Gouverneur Général de l'Indochine, je venais d'accompagner à la gare, la veille, M. Pierre Pasquier, qui devait, trois ans plus tard, à son retour, disparaître si injustement dans la catastrophe de l' » Emeraude », le plus moderne avion français de l'époque pourtant. Lorsque je montais dans mon wagon, muni d'une simple petite valise, j'entendis près de moi, un officier — le futur général Le Gentilhomme — prononcer, en s'adressant à une toute jeune fille, le nom de Général Billotte, commandant supérieur des troupes à Hanoï... Et le surlendemain, à peine l' « André Lebon » débordait-il la rade de Marseille, cette même jeune fille me disait : « Oh, Monsieur, comme c'est curieux de vous rencontrer ici. Quand je vous ai vu avec votre mallette, j'ai pensé qu'alors que je partais pour l'Indochine, vous, sans doute, ne preniez le train que pour Dijon !... »

Digitized by Google

Heureuse époque vraiment que ces années où sans formalités énervantes, sans « Sécurité Militaire » ou « Surveillance du Territoire », sans contrôle des changes, sans paperasses de toutes sortes, simplement pourvu de votre billet, une agence vous ayant enlevé et enregistré vos bagages, ceux « de cale » et « de cabine », vous n'aviez qu'à quitter votre pays pour une absence de trois années, exactement comme si vous partiez en banlieue...

Et ma pensée se reporte du même coup vers cette délicieuse traversée qui devait suivre, avec sa courtoise et nonchalante vie de bord ; cet interminable pont que M. Diethelm — qu'on aurait beaucoup étonné à ce moment-là en lui disant qu'il serait un jour le Ministre de la Guerre du Général de Gaulle — parcourait à longueur de matinées ; ses soirées et ses flirts, et aussi ces terribles chemises empesées qui collaient à la peau en Mer Rouge ; ses escales enfin... Il semble qu'un paquebot soit un des rares endroits du monde moderne où l'existence personnelle ait encore conservé une valeur, où un sommeil soit un sommeil, où une conversation ne soit pas limitée par le temps et où l'idée d'un livre appelle irrésistiblement celle d'un rocking-chair...

Toutes ces réflexions me viennent à l'esprit en me considérant aujourd'hui modestement assis, presque recroquevillé sur moi-même, dans la carlingue du Dakota qui m'emporte à tire d'ailes pour un nouveau voyage en pays lointains.

Vieux passager des routes aériennes avant cette guerre, il m'est arrivé un peu partout sur notre planète d'effectuer alors dans les airs d'excellents trajets. Mais au sortir d'un cataclysme qui a rompu tant de charmes, alors que l'avion demeure trop souvent

Digitized by Google

l'instrument militaire qui permet encore aux nations européennes d'affirmer leurs présences sur tant de points de la terre en révolte contre leur influence, c'est autre chose ! Avant tout, il s'agit d'aller au plus pressé, de dévorer l'espace et le temps, de brinqueballer jusqu'aux lieux, quelquefois peu sûrs, de leur destination lointaine des passagers en mission confondus pêle-mêle avec les sacs postaux, les caisses de pénicilline et des monceaux de je ne sais quels documents officiels.

Dans leur souci de l'horaire, n'essayez pas au surplus d'obtenir du pilote ou du navigateur le moindre délai, le plus petit sursis. Maîtres à leur bord, ils sont pourtant les esclaves de certains diagrammes fort compliqués et de la très simple aiguille d'une montre. L'orage qui vous aura fait perdre du temps sitôt quitté le Bourget vous vaudra un vol quasi sans arrêt de cinquante-sept heures, de Marseille à Calcutta, car vous ne « marchez » qu'à 280 kms à l'heure, tant est lent ce « coucou »...

Une seule fois — et j'en conserve le meilleur souvenir — mon avion, à la recherche d'essence, aura effectué le plus fantaisiste des parcours, au-dessus des îles de l'Indonésie. J'ai connu aussi les charmes d'une escale imprévue dans un petit centre du Laos : il est vrai que l'appareil venait de se briser au sol à l'atterrissage, et que cette émotion forte nous valait la compensation de quelques heures de repos, dans l'attente d'une autre machine.

Décollages le plus souvent encore en pleine nuit ; trajets fatigants dans des carlingues glacées ; matériel déjà ancien, presqu'uniquement ces admirables Dakota ayant transporté des mois durant leur lot de ravitaillement ou de parachutistes, mais réellement

Digitized by Google

à bout de souffle ; aérodromes quelquefois réduits à leur plus simple expression, c'est-à-dire à leur unique bande d'envol préservée des hautes herbes ; gîtes d'escale tour à tour luxueux ou d'extrême infortune, et qu'il faut rejoindre après de longs intermèdes en camions qui achèvent de vous briser... tels sont les charmes qu'offrait au voyageur aérien, dans les deux années qui ont suivi la capitulation japonaise de 1945, un Extrême-Orient encore tout bouleversé des tiraillements qu'il venait de subir.

Tout finit d'ailleurs par s'arranger. Je ne suis jamais monté dans ces Dakota, dont l'intérieur cerclé d'aluminium laisse à penser que l'on se trouve à l'intérieur de quelque ventre de baleine, sans qu'au bout de très peu d'heures les efforts conjugués des passagers n'aient réussi à rendre la vie de bord moins insupportable que j'aurais pu le craindre. Parfois se sont même créées de véritables atmosphères d'intimité, la disposition des banquettes courant le long des parois (comme dans les vieux tramways) favorisant en définitive les conversations. On bavarde, on lit, on fume, on consulte la carte en s'efforçant d'apercevoir quelque chose par les petits hublots placés dans votre dos, ce qui oblige à une gymnastique quelque peu compliquée.

Et puis on arrive à se desserrer pour dormir, les plus hardis tentant une escalade pour aller s'étendre sur les brancards qui pendent généralement de la partie supérieure de la carlingue. Il y a là un tout petit espace qui permet sans trop se cogner la tête de demeurer bien au calme. Les autres se creusent un lit parmi les colis ou les ceintures de sauvetage, qui semblent se trouver là surtout pour inviter au sommeil.

Digitized by Google

Au bout de huit ou dix heures de vol, on peut voir ainsi tous les passagers paisiblement momifiés dans les poses les plus pittoresques... jusqu'au moment où une secousse de l'avion réveille tout le monde en sursaut.

Une chaleur qui augmente rapidement, l'indéfinissable feutrement de l'air qui glisse le long des parois, puis bientôt le ralenti du moteur avertissent chacun de la proximité de l'escale. C'est le moment de reprendre sa place, d'assujettir les ceintures de sécurité... cependant que quelques cœurs battent plus vite... si même quelques gorges jureraient que c'est faux. Les yeux s'écarquillent à tenter de suivre la manœuvre. L'avion tourne et virevolte — instant délicat pour les estomacs fragiles — et c'est enfin le sol sous les roues qui s'affolent. On se félicite entre soi du pilote s'il a bien pris sa bande dès le commencement du terrain... « Un atterrissage de colonel ! », tel est par contre le blâme pour celui qui vous aura fait rebondir trop durement à l'arrivée... car l'humanité n'a jamais été tendre pour les gens qui vieillissent !

Le premier coup d'œil, sitôt sorti de la carlingue, est pour l'aéroport et les bâtiments qui l'entourent.

Mais ce sont surtout les avions déjà posés sur le terrain, qui retiennent l'attention générale. Ainsi qu'autrefois les voyageurs de qualité, habitués de toutes les mers du globe, aimaient à reconnaître les compagnies d'appartenance des navires à leur silhouette ou aux couleurs des faux-cols de leurs cheminées, ainsi les nouveaux pèlerins de l'air se piquent-ils aujourd'hui d'établir entre les appareils qu'ils aperçoivent toutes sortes de comparaisons.

Du léger Spitfire au York impressionnant avec son

Digitized by Google

gros ventre de hanneton, tout le chapitre des caractéristiques et des performances commence à défiler... jusqu'au moment où vous abandonnez votre avion aux soins dont il est l'objet, pour aller vous restaurer ou vous coucher, suivant les cas.

Cette dernière hypothèse ne vous réservant généralement, dans les conditions que j'ai décrites tout à l'heure, que bien peu d'heures de sommeil.

Sur quoi il ne vous reste plus qu'à recommencer le lendemain la même journée que la veille, en attendant, le plus paisiblement possible, que vous soyiez enfin arrivé !

Digitized by Google

La nouvelle route des Indes

On a déjà beaucoup épilogué sur les transformations que l'aviation doit faire subir aux relations internationales. Il est exact d'imaginer que tous les rapports de force entre nations s'en trouvent radicalement changés.

« Qui tient la mer tient la terre », disait autrefois Richelieu...

Ne peut-on dire aujourd'hui « Qui tient l'air, tient la mer et la terre ? »

Cette transmutation générale des éléments de domination, comment ne pas la constater moi-même au passage, cependant qu'au fracas de ses deux moteurs, l'avion qui me transporte survole maintenant l'Asie après l'Afrique, l'Arabie et l'Iran après l'Egypte, n'atterrissant qu'à peine l'espace de quelques minutes pour faire son ravitaillement et repartant aussitôt ?

J'ai évoqué tout à l'heure le souvenir de l' « André Lebon » et de ses escales radieuses vers l'Extrême-Orient : Port-Saïd, à l'entrée du célèbre « Canal » ; Djibouti, où la carcasse du « Fontainebleau », en-

Digitized by Google

robée dans du béton, sert de môle ; Aden, ses fallacieuses « sirènes » et ses réservoirs romains taillés dans le roc ; Colombo, dont la féerie se déroule jusqu'aux jardins enchantés de Peredehnya... tous ces points du monde jadis encombrés de bandes de touristes descendus pour quelques heures des flancs de leur navire et à la joie de s'étourdir de l'activité bourdonnante de ces lieux prédestinés...

La guerre a passé par-dessus cette époque déjà lointaine et apporté avec elle ses absolus de puissance et de vitesse. Sans doute commençons-nous à recevoir quelques beaux paquebots taillés en lévriers fendre les océans bleus et zigzaguer sur la mappemonde au gré des détours que leur imposeront éternellement Gibraltar ou Bab el Mandeb ? Mais les véritables escales pour les voyageurs pressés ont changé de nom. Aujourd'hui elles s'appellent El Aden ou Heliopolis, ou encore Habbeinah, Sheibah, Sharja, lieux encore pratiquement ignorés sur la carte, mais en passe de devenir les grands centres nerveux de l'humanité de demain : innovation sans précédent, résultant des développements de l'aviation, laquelle restitue aux vastes étendues continentales un peu du prestige que Neptune leur avait arraché.

Car voilà bien l'extraordinaire : dans son habituelle prévoyance, la Nature semble avoir voulu ménager à l'homme les voies qu'en fin de compte elle lui destinait. De Tunis au Caire et du Caire à la sortie du profond goulet du Golfe Persique, pas un butoir sur notre route, pas la plus petite chaîne de montagnes ou la moindre zone de pot-au-noir. Au contraire, sous la calotte immuablement métallique du ciel, c'est l'immensité des sables, jadis la terreur des pauvres humains groupés en précaires

Digitized by Google

caravanes : des sables blonds entr'aperçus de trois milles mètres d'altitude, des sables roux, des sables violets, montant à l'assaut de l'azur en pyramides épointées, en cônes tourbillonnants, en massifs dentelés, ou au contraire accumulés sournoisement en de vastes et croulantes dépressions.

Nous survolons ici ces régions hostiles à l'homme qui constituèrent longtemps un des obstacles les plus insurmontables à sa curiosité, en dépit de l'extraordinaire chevauchée de l'Islam venu enfiévrer leurs rares habitants d'un commun élan mystique. Mais l'aventure arabe — après Mahomet — n'eut qu'un temps et la loi du désert avait prévalu, aboutissant à refouler loin l'une de l'autre, par son inertie, des civilisations qui s'ignorèrent fatalement : c'est ainsi que le bon roi Henri et le grand empereur mongol Akbar, qui subjugua les Indes, furent contemporains sans même le savoir.

De nos jours la géographie a pris un caractère moins impitoyable. La planète semble se contracter ou se dilater dans la mesure où des inventions nouvelles permettent de mieux dévorer l'espace. Le paradoxe du progrès a fait alléguer, il a quelques années, qu'avec la victoire du moteur sur les sables, les Saharas, loin de séparer les peuples, sont devenus des océans qui les rapprochent. Que dire maintenant avec l'aviation pour laquelle ne compte que la seule ligne droite et à laquelle ces rudes contrées offrent, avec les horizons les plus dégagés, des terrains souvent plus facilement accessibles ?

Car le plus moderne des grands oiseaux du ciel ne saurait se passer de venir de temps à autre se reposer à terre, où l'attendent déjà le camion-citerne alerté par radio, les équipes de mécaniciens spécia-

Digitized by Google

listes, les hommes du *briefing*, diligents à consulter le « manifeste ». Et c'est cette servitude de l'aviation que l'Angleterre, une fois de plus, a su monopoliser à son profit au cœur de ces pays maudits, en y burinant l'indispensable chaîne des bases sur lesquelles nous nous posons, bases qui jalonnent aujourd'hui la nouvelle Route des Indes.

Cette Route, nul Vasco de Gama, nul Lesseps ne l'aura spectaculairement découverte ou inventée, comme les deux précédentes qui coûtèrent ces derniers siècles au Royaume-Uni tant d'efforts, de sang répandu et d'argent pour s'en assurer le contrôle et le conserver... L'aménagement de l'immense ruban aérien actuel ne résulte au contraire que de la longue et patiente action, coordonnée et progressive, des innombrables agents que l'Intelligence Service entretient depuis trente ans dans le Moyen-Orient. Il suffisait d'être prévoyant et de savoir lire une carte, n'est-ce pas Lawrence ?

Et voici qu'émerveillés, mes compagnons et moi-même découvrons à notre tour les résultats de cet effort silencieux... Qu'après tout El Aden soit aménagé à la manière d'une horloge, la chose demeure normale : nous sommes ici au cœur de cette portion du désert de Libye qui fut le théâtre des exploits de l'armée qui vainquit Rommel et le sol, en ces alentours de Tobrouk, est encore couturé des cicatrices du combat.

Mais au delà de l'Egypte ! Par-dessus le mince — si mince ! — sillon du célèbre Canal, par-dessus Jérusalem, termitière aujourd'hui en folie, voici que nous avons atteint le Tigre et l'Euphrate. Habbeinah est trop au sud de Bagdad pour que nous puissions

Digitized by Google

apercevoir la ville. Et nous survolons bientôt Bassorah toute embuée, devant laquelle une quarantaine de pétroliers montent la garde, en attendant leur pleine ration du précieux liquide jailli des champs si proches de l'Anglo-Iranian. Bien entendu, Sheibah où nous atterrissons, comme Habbeinah, comme Bahrein plus loin, et aussi Sharja, édifié le long de la côte des Pirates en un lieu de l'Arabie comme il est impossible d'en imaginer de plus reculé et de plus sauvage, tous ces aéroports nouvellement surgis du néant nous réservent — à l'intérieur de leurs barbelés — le double spectacle de leurs monstrueux dépôts et de la vie intense de leurs occupants... j'allais écrire de leur garnison.

Malheureusement, nous ne pourrons guère que deviner plutôt que détailler. L'empressement avec lequel nous sommes accueillis, guidés, ravitaillés a aussi pour but — il est aisé de s'en rendre compte — de nous enlever tout motif d'aller vagabonder là où nous ne devons pas aller, autour de ces magasins, de ces bâtiments, encadrés au surplus de sentinelles vigilantes. J'entends bien que c'est par le profond et pénétrant couloir de ce Golfe Persique que parvint d'Amérique à l'U.R.S.S., au travers de l'Azerbaïdjan et du Caucase, l'essentiel du ravitaillement de ses armées de la Mer Noire...

Brusquement une idée m'est venue, une idée qui ne me quittera plus guère dans les mois à venir au cours de mon périple... qui ne m'a pas encore quitté en ce jour : à savoir que la même voie d'accès qui a pu être utilisée à l'occasion pour aider une puissance amie pourrait tout aussi bien, en des circonstances contraires, servir à lui porter les coups les plus meurtriers...

Digitized by Google

Mais je n'ai guère eu le loisir sur l'instant de songer davantage...

A nouveau le paysage me reprenait, avec Gwadar et les hauts-plateaux du Bélouchistan.

Ces salines blanches là-bas ?...

C'est Karachi, porte de l'Inde...

Il n'y a pas quarante-huit heures que nous avons quitté Marseille...

Digitized by Google

Les métamorphoses de Delhi

Si Bombay, Calcutta et Madras demeurent les trois métropoles indiscutées de l'Inde, c'est, depuis 1931, Delhi, ou plus exactement New-Delhi, nouvelle et immense cité administrative, qui représentait encore lorsque j'y ai débarqué le cerveau du pays.

En soi-même, le choix de la capitale paraît judicieux. D'une part — car l'Angleterre est toujours présente ici, et ni l'Hindoustan ni le Pakistan, quoique la chose soit proche, n'ont déjà divorcé l'un de l'autre — la résidence du vice-roi des Indes britanniques échappe à l'éternelle agitation prolétarienne des grandes cités tentaculaires.

De l'autre, l'ancienne Delhi ayant été jadis une des métropoles les plus réputées de l'Inde au temps de la souveraineté des empereurs mongols unificateurs de la péninsule, les Anglais, qui ont ainsi renoué le fil d'une tradition interrompue, ne sauraient être accusés d'avoir trop brutalement innové.

C'est pourquoi, à leur habitude, ils avaient vu large et grand, abandonnant délibérément à son sort, pour commencer, « Old Delhi », que dominent les

Digitized by Google

grandes tours crénelées du Fort Rouge, et l'énorme masse de la mosquée construite par Aurangzeb et qui est la plus grande du monde : pour la modeste somme de deux roupies, il est permis d'y contempler les sandales de Mahomet et... un poil de sa barbe blonde !

Par contre, New-Delhi est une colossale ville impériale moderne, sortie de toutes pièces du cerveau d'un de ces architectes urbanistes, qui sont un peu comme les enchanteurs de notre siècle et font surgir en quelques années une cité du néant.

En compagnie de Mr. B...., délégué de nos Services d'Information, je parcours les interminables avenues bordées de gazon qui composent l'immense cité, en m'attardant dans Connaught Circus, étendu comme notre place de l'Etoile et entouré de toutes les boutiques de la création. Mais ce qu'il faut visiter à Delhi, c'est surtout le district des bâtiments officiels, lesquels dominent une artère désertique, d'une longueur extraordinaire, qui constituera un jour — Dieu sait quand ? — de magnifiques Champs-Elysées :

— On dirait du Rabat à l'échelle de Washington, me fait observer mon compagnon.

Réflexion fort exacte... A la différence cependant que si Rabat est torridement blanche, les palais du vice-roi et les ministères qui l'encercient, puissants et lourds édifices surmontés des inévitables coupoles victoriennes et garnis de robustes colonnades, sont faits d'une pierre d'autant plus rouge que le ciel est plus bleu. Seul, dans un coin, le monument circulaire de l'Assemblée législative fait penser à quelque exotique Colisée. On ne peut juger que l'ensemble soit beau, mais il est massif, imposant, à l'image d'un Whitehall d'exportation.

Digitized by Google

Bien entendu, je profite de l'occasion que me donne une visite à Sir Akbar Haydry, Ministre de l'Information (1), pour pénétrer dans les ministères.

L'intérieur des bâtiments est admirablement agencé, disposé en vue du confort le plus pratique, largement aéré (et il en est besoin, car la chaleur est écrasante !) au moyen de multiples cours intérieures. Les couloirs sont d'une belle largeur : un écriteau précise qu'il est d'ailleurs interdit d'y circuler à bicyclette ! Les milliers d'hommes travaillant ici donnent vraiment une impression de grandeur, de puissance et de force silencieuses en rapport avec l'énormité de l'Inde.

C'est, en effet, un pays à peu près grand comme la Chine, mais, on le sait, bien plus divisé, dont Lord Mountbatten, dernier vice-roi en fonctions, continue à assumer, pour bien peu de temps encore, la direction : un pays de 400 millions d'habitants, qui comprend sept villes de plus de 500.000 âmes, cinquante-et-une de plus de 100.000 et sept cent mille villages. Par surcroît, si la Couronne avait hérité, sitôt après la célèbre mutinerie de 1857, des biens de la fameuse Compagnie des Indes qui allaient composer les onze provinces des Indes Britanniques, elle ne faisait, complication supplémentaire, que contrôler les 562 Etats indiens régis par leurs souverains, fastueux *maharajahs* ou *nababs,* gouvernant quant à eux directement 90 millions de sujets.

Quoi qu'il en soit, New-Delhi, pour y revenir, n'impressionne pas toujours les esprits sceptiques. Témoin cette boutade de Clemenceau, dont on connaît les habituels jugements à l'emporte-pièce, et qui,

(1) Actuellement gouverneur de l'Assam, importante province-frontière à la limite de la Birmanie. N. d. A.

Digitized by Google

visitant il y a quelque vingt-cinq années les Indes, s'exclama au vu de ces somptueux bâtiments :

— Quelles belles ruines tout cela fera un jour, et comme on pourra vraiment dire que l'Empire britannique aura été grand !

Réflexion qui ne fut pas, bien entendu, du goût de tout le monde, mais que le *mahatma* Gandhi a dépassé à son tour en férocité, lorsque, contemplant de loin pour la première fois le palais du vice-roi, il avait hoché simplement la tête et murmuré entre ses dents :

— J'en ferai une léproserie !

...A l'instant où j'écris ces lignes, ces propos sont déjà évanouis dans un lointain passé. Clemenceau, puis Gandhi sont morts. Et il est exact que le roi d'Angleterre ne soit plus aujourd'hui empereur des Indes et que Karachi, métropole du Pakistan, fasse à Delhi, capitale du seul Hindoustan et désormais vide d'Anglais, une concurrence sévère. Ainsi vont les choses en notre monde changeant !

Mais les pierres qui demeurent, elles, comme un témoignage de la rapidité avec laquelle passent et disparaissent les hommes et de la fragilité des institutions qu'ils se donnent tant de peine pour édifier, attestent ici que Delhi en a déjà vu bien d'autres et que la Couronne et Gandhi lui-même, aujourd'hui déifié ou peu s'en faut, n'auront été en définitive qu'un moment de la vie des Indes éternelles...

C'est ainsi qu'au milieu des « blocks » et des bungalows de la nouvelle cité, je me revois, ayant aperçu tout à l'heure, dans un jardin, quelque étrange plate-forme apparemment respectée : il s'agissait, renseignements pris, d'un observatoire qui avait servi à des astronomes mongols.

Digitized by Google

Et un peu plus tard, au crépuscule, mon cicerone me conduira dans la campagne environnante admirer l'inoubliable minaret rose de Kutub, formé de pierres massives, cannelées et sculptées sur toute sa hauteur, c'est-à-dire jusqu'à 80 mètres au-dessus du sol — ce qui doit constituer le record du monde pour une tour isolée. Il s'agit là d'un des plus beaux monuments qu'il m'ait jamais été donné de voir. Quant à sa facture, il n'y a pas à s'y tromper, cette fois-ci les architectes auront été des Perses, parvenus à Delhi à la suite de je ne sais quel conquérant.

Maintenant il fait à peu près nuit. Seuls les hauts pylones de « All India Radio », une des plus puissantes stations actuelles dans le monde, sont encore visibles, porteurs de larges feux rouges destinés à faire s'écarter les avions. L'éclat tout moderne de ces feux incongrus rejaillit alors jusque sur le minaret de Kutub qui continue silencieusement dans la pénombre sa veille immuable...

Digitized by Google

Invité d'un Maharajah !

Dix heures du soir. Dans la gare de Delhi c'est un tohu-bohu invraisemblable de gens qui vont, qui viennent, s'affairent et s'affolent, généralement par familles entières, et tout ce monde, des plus grands aux plus petits, est écrasé de ballots aux allures les plus diverses . Tranchant sur cette foule vêtue de blanc, d'innombrables *bearers,* en souquenilles rouge vif, transportent sur leurs épaules les valises des clients les plus huppés.

Vendeurs de journaux ou de cigarettes ; garçonnets chargés de plateaux de *chapati* — les galettes qui se mangent d'un bout à l'autre de l'Inde — ou de friandises ; portefaix d'occasion ou mendiants ; ici se retrouve toute l'humanité secondaire qui s'agite généralement en ces lieux.

Je suis moi-même sur ce quai dans l'attente d'un train ! Presqu'aussitôt après mon arrivée à Delhi, j'ai appris, en effet, que je comptais parmi les hôtes du Maharajah de Kapurthala, qui doit célébrer dans peu de jours le premier *Durbar* qu'il aît été possible de tenir officiellement depuis la fin de la guerre. Et

Digitized by Google

c'est pourquoi, suivant le flot des voyageurs, je me hâte le long des innombrables wagons de ce train interminable, qui porte sur les horaires le nom très caractéristique de « Frontier Mail ».

En effet, notre direction générale est le nord-ouest, vers la ville de Lahore, et plus loin, vers l'Afghanistan....

Bien entendu, j'ai accepté l'invitation avec joie. Ce n'est pas tous les jours qu'on a l'occasion d'être reçu à la cour d'un de ces souverains locaux dont l'Angleterre a laissé subsister les pouvoirs dans l'Inde. Au reste, le Maharajah de Kapurthala est suffisammen connu en France, où il passait avant 1939 une très large partie de son temps : mais s'imagine-t-on exactement chez nous, quand on voit un prince indien descendre en complet veston les perrons du Ritz ou du Miramar, quelle est exactement la vie de notre hôte dans son propre pays, au milieu de sa cour, au sein de ses Etats ? Nous distinguons mal entre la réalité et la légende, entre les diamants de la Golconde et un système d'impôts.

Dès la descente du train, à Jullandur, le lendemain matin, la féerie commence... Jullandur n'est qu'une agglomération paysanne, comme les autres, de petites maisons faites de briques ou d'un mélange de terre et de bouse de vache. Devant la gare, c'est l'habituelle foule débraillée, mêlée au bétail, aux corbeaux et aux voiturettes. Cris stridents des charognards plongeant sur les ordures, pleurnicheries d'enfants et criailleries d'artisans. Mais deux sons de trompe dominent le tumulte. Impeccable, un aide de camp du Maharajah est venu quérir les invités de son maître dans de magnifiques voitures américaines.

Nous devons d'abord dépasser des baraquements

Digitized by Google

militaires à la sortie de la ville, — l'Inde étant bourrée de troupes et de camps improvisés — pour nous trouver rapidement en pleine campagne.

Kapurthala. La ville existe bien, non ce n'est pas un rêve ! Et tout à l'heure, lorsque je sortirai, baigné et rasé de frais, du *guest house*, de la maison des hôtes où un charmant appartement est mis à ma disposition, je n'aurai plus, dans son magnifique palais construit, agencé, meublé à la française, qu'à présenter mes devoirs au Maharajah.

Mon uniforme me vaut un accueil chaleureux. C'est la première fois depuis dix ans que le Maharajah revoit une vareuse sortant des environs de l'Ecole Militaire. Et je suis assailli de questions sur la France qu'on voudrait tant revoir bientôt ! N'appelle-t-on pas mon hôte, dans toute l'Inde, surnom parfaitement admis par la tolérance britannique, le « Maharajah français » ?

Drapeaux tricolores, innombrables souvenirs de France, rampes électriques composant des souhaits exprimés dans notre langue, et jusqu'à une marche militaire de chez nous au son de laquelle défilent les « gardes du corps » de Son Altesse, tout cela découvert en plein cœur des Indes, et tout cela fort émouvant ; voilà une des principales surprises que m'aura réservées Kapurthala.

Jour par jour, sans arrêt, des festivités dignes des Mille et Une Nuits se succèdent.

Du « guest-house » où nous voisinons, grands seigneurs indiens, officiers anglais, le ménage de mes amis français de Delhi et moi-même, c'est une course incessante au travers de jardins admirablement fleuris, soit vers le palais, soit vers les demeures somptueuses qui l'entourent et appartiennent au prince hé-

Digitized by Google

ritier, au premier ministre, à d'autres personnalités encore. Il faut que je m'habitue à tous ces titres nouveaux pour moi, *dewan, sirdar, khan,* et à une étiquette, ma foi assez compliquée, passant successivement de l'accomplissement des rites indiens les plus traditionnels aux formules de politesse européennes, soit que j'assiste au *tattoo* de la petite armée de Kapurthala, à une garden-party de plusieurs milliers de personnes, ou au contraire à quelque petite réunion intime autour d'une bouteille de porto.

A l'issue d'une visite au « trésor » du Maharajah, lequel possède en effet dans un bâtiment qui a l'air d'une prison tant il est garni de barreaux et entouré de sentinelles, pour je ne sais combien de milliards en bijoux d'or massif et en pierreries, contraste agréable de la magnificence du *pooja*, célébré en plein air, sous un vaste dais rouge, devant la totalité de la Cour : je retrouve ministres, chambellans, officiels, revêtus de somptueux *atchkan* de brocart d'or et d'argent et uniformément coiffés d'un turban vert-amande, en compagnie de leurs épouses drapées dans les *sari* les plus fins et les plus chatoyants.

Le Maharajah lui-même est assis, en même temps que son fils, le *Tikkarajah,* face à une assemblée de brahmanes accroupis à ses pieds, répétant inlassablement leurs versets et tendant au souverain des fleurs, des pièces de monnaie, des filés de coton, des aliments que d'un léger attouchement celui-ci sanctifie.., car sa personne est sacrée...., avant d'aller s'asseoir sur une balance où son poids sera constaté au moyen de sacs de riz qui seront tout à l'heure distribués aux pauvres !

Instants émouvants des prières au *gardwara* ou temple sikh, car les adeptes de cette religion sont

Digitized by Google

nombreux ici. Il suffit de regarder ces robustes cavaliers de la garde du souverain — qui font exactement penser aux classiques « Lanciers du Bengale » — pour comprendre aussitôt, avec leurs yeux de braise, leur barbe repliée à l'intérieur d'une résille, leur poignet cerclé de fer, quels farouches guerriers ils ont traditionnellement été et sauraient encore être.

Pour l'instant, dans ce temple d'azur où officie très simplement un prêtre en tunique orangée face à une assemblée de jeunes vierges à demi-inclinées, l'atmosphère est toute à la douceur. Mais bientôt, rappel d'époques plus agitées, le Maharajah ira déposer pieusement sur l'autel l'épée du *gourou* Nanak qui, à l'aube du XVIe siècle, prêcha la nouvelle foi... Et une communion unanime termine la cérémonie sous forme de distributions aux assistants de petits gâteaux de riz enveloppés de feuillages, que nous nous passons fraternellement de mains en mains...

Enfin le *Durbar* ! Il s'agit cette fois de la cérémonie officielle au cours de laquelle le Maharajah s'adresse à son peuple. L'équivalent d'un annuel Discours du Trône, prononcé dans un vaste bâtiment spécialement construit à cet effet, avec un cérémonial qui pourrait être — n'était l'inégalable magie des couleurs en plus — d'Occident. Entouré de quelques hauts dignitaires munis des insignes de leurs fonctions, notamment son ministre des finances porteur d'une gigantesque corne d'abondance, le Maharajah reçoit les offrandes symboliques de monnaie d'or ou d'argent de toute la Cour, le *Tikka-rajah* ouvrant le cortège et venant s'incliner cérémonieusement devant son père.

Puis le souverain, le Durbar dispersé, s'attarde quelque peu à parcourir la ville en automobile. Nous

Digitized by Google

en profitons, M. B... sa femme et moi, pour escalader deux des éléphants, aux trompes minutieusement peintes et aux splendides nacelles, qui formaient jusque-là une haie d'honneur, et nous nous portons rapidement saluer la voiture qui regagne déjà le Palais. C'est un petit imprévu dans l'étiquette qui doit faire un peu scandale... mais qui semble amuser le Maharajah, visiblement souriant du sans-façon amical de ses hôtes français...

Digitized by Google

Les Indiens entre eux

C'EST un lieu commun de rappeler que la faiblesse irrémédiable de l'Inde jusqu'ici a tenu dans ses divisions internes. Toute l'histoire du pays est là pour démontrer que si, avec sa forme de gigantesque triangle renversé sur la carte, l'Inde témoigne d'une unité géographique évidente, jamais les Indiens n'avaient pu réussir avant l'arrivée des Français — n'oublions pas Dupleix ! — et des Anglais, à s'entendre entre eux.

Certes, par-ci, par-là, dans le passé de grands noms surgissent : le doux Asoka, en 250 avant le Christ, Mohammed Ghori, qui introduisit l'Islam dans l'Inde aux temps où Guillaume-le-Conquérant débarquait en Angleterre ; Akbar, enfin, le grand et raffiné empereur mongol, qui fut en son temps le plus célèbre conquérant de son univers asiatique.

Mais que sont, après tout, ces puissants souverains ? D'heureux seigneurs de la guerre, souvent d'origine étrangère, unifiant momentanément le pays « par le fer et par le sang » comme plus tard l'Allemagne essayera d'unifier l'Europe. Rien de plus en

Digitized by Google

vérité, même lorsque, au sommet de leur gloire, ils déploient toute leur activité pour le bonheur du peuple. Encore eurent-ils souvent à lutter contre des féaux en révolte et ne mordirent-ils jamais profondément, au sud de Madras, sur les royaumes méridionaux du plateau du Deccan.

Comment d'ailleurs, avec leurs innombrables préjugés raciaux, religieux et de caste, les Indiens auraient-ils pu se regrouper ?

De retour à Delhi, au milieu de ces artères populaires, où les vaches embouteillent quand elles le veulent toute la circulation, je remarque mieux, avec l'habitude, la diversité des origines et la multiplicité de types des piétons. Dissemblances également entre les coiffures, et les tatouages rituels variant de formes et de couleurs, depuis le rouge « *kum-kum* » jusqu'aux simples applications de boue. Sans compter, pour les femmes musulmanes, l'assujettissement au « *purdah* », c'est-à-dire au port du voile et à la stricte séparation d'avec les hommes dans les endroits publics.

Située dans cette portion de l'Inde intermédiaire entre le grand désert du Punjab et l'Himalaya, au milieu de ce couloir qui fait communiquer le bassin de l'Indus avec celui du Gange, Delhi et sa région ont, en effet, subi l'éternel flux et reflux de tous les envahisseurs qui, au cours des siècles, se sont abattus sur le pays.

Déjà, il y a quelques années, à Paris, au musée Guimet, j'avais été très frappé de remarquer des têtes de Bouddha rapportées d'Afghanistan et ornées de cheveux bouclés. Il suffit de se souvenir, pour comprendre cette anomalie, que les armées du grand Alexandre, parties des rivages de la Grèce, étaient

Digitized by Google

parvenues jusqu'au cœur même de l'Inde où elles avaient apporté avec elles certaines des caractéristiques de leur technique artistique. Et je distingue maintenant autour de moi bien des hommes dont le visage varie de nuances, depuis le bronze le plus imperceptible jusqu'au plus patiné ; dont les traits sont parfois aussi fins que ceux d'un Arabe ou, au contraire, rappellent étrangement ceux des Asiates les plus purs : sans doute des montagnards descendus du Népal ou même du Tibet.

Tant il est vrai que l'Inde constitue une effroyable mosaïque de peuples divers : Punjabis, Bengalis, Gujeratis, Tamils, Rajputs, Gurkhas, etc.. ne parlant rien moins que deux cent vingt-cinq dialectes différents, dont les deux principaux sont l'*hindi,* qui a pour origine le sanscrit et s'écrit de gauche à droite, et l'*urdou,* de même origine mais qui s'écrit en caractères persans de droite à gauche. Ajoutez-y le *tamil,* le *telugou,* le *pushtou,* et vous aurez une idée de la difficulté que trouvent les Indiens à se reconnaître exactement entre eux — faute de pouvoir, comme les Chinois, se comprendre par le truchement de « caractères » idéographiques.

Or ce n'est pas tout. Séparés par leurs origines, les Indiens le sont bien davantage encore par les religions qu'ils pratiquent et qui, sur le terrain politique, les ont si violemment opposés les uns aux autres. De telle façon, par exemple, qu'un Bengali musulman de Calcutta est un plus proche parent spirituel d'un Punjabi également musulman de Delhi, à deux mille kilomètres de là, plutôt que d'un second Bengali qui, lui, serait resté Hindou et rattaché au système des castes... au nombre de quatre, comme chacun sait ou ne sait pas, sans compter les fameux

Digitized by Google

« intouchables »... en voie d'ailleurs de disparition, grâce à Gandhi.

Il y a dans cette complexité des affaires intérieures indiennes de quoi perdre patience, d'autant que nous, Occidentaux, ajoutons à la confusion en appelant trop souvent Hindous les habitants de l'Inde, alors que ceux-ci sont en réalité tous des Indiens, s'ils ne sont au contraire pas tous des Hindous. Petit détail de linguistique, que je me permets de souligner en passant, car il a sa valeur...

Est-ce à dire, que les quatre cents millions d'habitants de l'Inde ne seront jamais capables de s'unir, ou plutôt de se réunir à nouveau, dans le futur ? On sait l'importance capitale de ce problème, encore que les précédents ne soient guère encourageants.

En effet, cette union des Indiens, déjà le grand Akbar, qui fut un modèle de tolérance, avait essayé de l'obtenir jadis en se plaçant sur le terrain des croyances, et en tentant d'établir une synthèse des principes essentiels de l'Hindouisme et de l'Islam dans le creuset du « Din Alahi », qui eût été une nouvelle religion. La chose lui était d'autant plus facile que les Chrétiens, qui sont sept millions à l'heure actuelle, n'étaient pas aussi nombreux au milieu du XVIIe siècle. Quant aux cinq millions de Sikhs, leur grand prêtre, le *guru* Nanak, venait à peine d'entamer sa croisade quasi-luthérienne de réformes. Or, malgré ces circonstances favorables, Akbar échoua dans sa tentative et l'Inde demeura divisée. Quant à Nanak, dont l'action ne dépassa d'ailleurs jamais les limites du Pendjab, il n'obtint d'autre résultat

Digitized by Google

que de cloisonner davantage les Sikhs au milieu des Musulmans.

Plus près de nous, il est vraisemblable que l'originale figure du *mahatma* Gandhi avait conçu à son tour de semblables espoirs. Car c'est bien finalement à un regroupement de la totalité de ses compatriotes derrière lui que travaillait le célèbre vieillard, dont on ne saurait encore dire s'il fut davantage un des plus grands philosophes qu'un des plus remarquables politiciens de notre époque ? Les deux en même temps sans doute...

En tout cas, ayant choisi pour son œuvre de réconciliation cet heureux terrain de la lutte contre le *raj* britannique, il est exact que, chez un peuple aussi mystique que les Indiens, la propagande de l'Homme au Rouet ait bientôt provoqué une unanime crise de religiosité dont mon aventure de Bénarès que je narrerai en son temps n'est qu'un simple exemple.

Et pourtant cette propagande, basée tout entière sur les résultats progressifs de ses mots d'ordre de *satyagraha* et d'*ahimsa*, c'est-à-dire « d'insistance pour la vérité » et de « non violence », devait finalement, elle aussi, il faut bien le reconnaître, aboutir à un échec. D'abord parce que, malgré tout, Gandhi, s'il bénéficia de leur respect, ne réussit jamais à influencer profondément les milieux musulmans pour lesquels il demeurait, politiquement parlant, une émanation du « Congrès » : c'est-à-dire d'une organisation unitaire de l'Inde dont, précisément, ceux-ci conservaient la méfiance. D'autre part, parce que lui-même était constamment menacé d'être dépassé sur sa droite par les tenants de l'ultranationalisme hindou. A tel point que c'est sous les balles d'un de

Digitized by Google

ces fanatiques du *Mahasabha* que le *mahatma* devait en définitive succomber.

Certes l'Inde tout entière, Musulmans compris, a fait des funérailles solennelles à Gandhi et ses cendres ont été dispersées non seulement dans le Gange, mais aussi — point à retenir — à Rangoon, capitale de la Birmanie et à Singapour... Mais le culte qu'on lui conserve, presque semblable à celui d'un deuxième Bouddha, n'empêche pas Hindous et Musulmans, Jaïns, Sikhs ou Parsis, de continuer trop souvent à se mesurer du regard, sinon davantage.

Digitized by Google

Splendeurs de l'Inde

PLUS les jours passent, plus je pénètre davantage ce pays et circule à la ronde, plus je constate que l'Inde, une des plus anciennes terres du monde, berceau d'une civilisation raffinée, est encore très mal connue. Pour le voyageur, elle est un constant sujet d'étonnement et de ravissement : ses campagnes en particulier, plus encore qu'en Chine, sont littéralement hérissées de temples, de monuments, de palais, de tombeaux.

Comment et pourquoi la chose n'est-elle pas plus répandue ?

Je ne suis pas éloigné de penser que les grands responsables de cette situation sont nos amis Anglais. Non que ces derniers aient cédé à quelque systématique négligence en ce qui concerne les richesses artistiques de l'Inde, bien que la plupart d'entre celles-ci ne soient pas entretenues comme elles pouraient et devraient l'être. Mais il faudrait croire plutôt que l'Inde, ayant constitué pour la Couronne une terre d'élection dont elle a tiré une grande partie de sa

Digitized by Google

substance, rien n'y a jamais été tenté pour attirer les touristes étrangers...

Or voici que la position stratégique de ce sol pendant cette guerre et les développements de l'aviation ont mis une fin à la *splendid isolation* de la péninsule. Le nationalisme indien également...

Des œuvres magistrales de l'Inde comment s'étonner pourtant, quand on songe aux siècles d'histoire accumulés en ce coin du globe ?

Ici comme partout, des travaux récents ont permis de reviser les conceptions surannées attribuant un ordre d'ancienneté (qui s'est révélé inexact) aux civilisations de l'antiquité déjà classées par les archéologues.

C'est ainsi, depuis les fouilles poursuivies, dans le Nord-Ouest, à Mohenjodaro, dans le Sind et à Harappa et où des cités entières ont été mises à jour, qu'on sait aujourd'hui que, devançant de loin dans le temps les Pharaons, les Indiens du cinquantième siècle avant Jésus-Christ possédaient, — avec le plus vieil exemplaire connu, par exemple, d'un véhicule à roues — un standard de vie supérieur à celui des populations de l'Egypte ou de Babylone. Quant aux Dravidiens des plateaux du sud de l'Inde, s'ils furent victimes des hordes aryennes provenant des steppes du Don, d'eux aussi on pourrait dire, comme des Grecs vis-à-vis des Romains, qu'ils ont capturé par les charmes de leur civilisation leurs féroces vainqueurs.

Ceci dit, les invasions de toutes sortes qui ont dévasté ce terroir et qu'illustrent en littérature les grands poèmes épiques, tels le *Mahabharata* et le *Ramayana* ; la naissance ou l'interpolation à travers l'Inde de religions multiples, et dont l'une, le Bou-

Digitized by Google

dhisme, présente ce phénomène d'avoir gagné des adeptes innombrables en Extrême-Orient, mais d'avoir échoué sur sa terre d'origine ; l'accession au pouvoir de grands despotes étrangers désireux de se faire adopter par le pays, tous ces facteurs ont contribué à enrichir ce continent de monuments d'une splendeur sans pareille, quoique très différents suivant les époques, les régions. Il est en tout cas reconnu que l'Age d'Or de l'Inde se confond au XVIIIe siècle avec la domination mongole qui unifia la plus grande partie de la nation.

J'ai cette chance de séjourner en ce moment dans cette portion de l'Inde où le visiteur trouve le plus aisément à satisfaire et ses yeux et son esprit. A quelques heures de Delhi, la ville d'Agra doit m'offrir le spectacle inégalable — outre son Fort — de ce Taj Mahal, célèbre tombeau que Shah Jahan, petit-fils d'Akbar, veuf inconsolable, fit bâtir sur les bords de la Djemma pour abriter la dépouille de sa femme Mutaz...

Partis de bon matin dans la voiture de mes compatriotes de Delhi sur une fort belle route formant en général un léger remblai par-dessus la campagne environnante, nous débusquons, à la lumière des phares, des troupeaux de chiens sauvages et des compagnies de singes qui s'écartent à peine pour nous regarder passer.

Un peu plus tard, j'examine, en les traversant, les villages : ces habitats de torchis, recouverts de coquilles de bouse de vache en train de sécher sous un ciel bientôt implacable ; cette atmosphère poussiéreuse chargée de fortes senteurs d'épices diverses ; ces marchés où se vendent de mille petites babioles ; cc magnifique désordre ; ce mélange perpétuel des

Digitized by Google

hommes et des animaux, lesquels pénètrent partout, tout cela évoque en moi certains souvenirs très précis du Soudan. A la différence que nos Bambaras ou nos Mossis sont beaucoup moins négligés et réellement plus avenants.

Après ce bain d'humanité primitive, permier contraste de retrouver à Agra une grande ville sérieusement ordonnée, dominée par la splendeur du Taj Mahal, dont je découvre en effet de loin la silhouette délicate, admirablement proportionnée.

Mais que vaudrait une visite de ce lieu au crépuscule, remettons au lendemain...

Il fait à peine, aujourd'hui, un petit jour d'aube bleuâtre lorsque nous arrivons devant la grande porte pourpre à deux étages qui précède le célèbre tombeau.

Par delà l'encadrement en fer de lance de la voûte, la construction immaculée et les coupoles blondissantes du Taj m'apparaissent, enchâssées au milieu de l'écrin de vastes jardins, comme dans un inaccessible lointain.

Un mètre encore... puis deux. Et dans la même seconde, voici que le long bassin qui me sépare du monument se colore à son tour : au premier Taj répond maintenant en sens contraire un second Taj vertigineusement réfléchi par le miroir poli des eaux. Effet de perspective magnifiquement calculé, et qui ne se modifiera que lentement, dans le même temps que mes pas me portent en avant.

Que l'on imagine au Sahara, sous les feux caressants du soleil qui se lève, le long et subit frémis-

Digitized by Google

sement des dunes impalpables qu'une vie immatérielle semble animer. Tel en ce moment le Taj ! Au fur et à mesure que la chaude lumière précise son étreinte, le monument varie de nuances. La pierre illuminée devenant rose, les parties d'ombre, par opposition, paraissent vouloir bleuir. Mais la projection du rayon se fait plus insistante et le soleil possède finalement et enrobe d'or le tombeau tout entier.

Il faudrait être à la fois poète et peintre pour décrire dignement cet édifice unique dont les huit pans ciselés, les fines arcades, les globes laiteux qui le surmontent constituent un ensemble parfait.

Tout s'impose en même temps à l'admiration par les plus adorables détails, la délicatesse des proportions, l'art harmonieux avec lesquels les plaques de marbre s'enchâssent les unes dans les autres, la gracieuse courbure des voussures, les motifs des arabesques, l'enrichissement discret des cornalines Jusqu'à ces lourds vantaux sculptés dans une telle épaisseur que je prends un plaisir presqu'inhumain à plonger mes doigts dans cette dentelle d'albâtre, à la caresser, à m'y cramponner, à la secouer !

Pourtant, il faut nous arracher à cette visite, car d'autres splendeurs nous attendent...

Malgré le Taj, le Fort ne nous décevra pas. Ce qu'on appelle, aux Indes, de ce terme militaire, c'est bien une citadelle en effet, mais si vaste qu'elle renferme en général, à l'abri de ses murailles, la demeure du souverain qui l'a fait édifier. On peut ici établir un nouveau point de comparaison entre l'Inde et la Chine. Le Fort-Rouge de Delhi, le Fort d'Agra, évoquent un peu la disposition des Cités Interdites des empereurs Mandchous. Un monde entier vivait derrière ces robustes enceintes : un monde de princes

Digitized by Google

et de courtisans, de favorites et de serviteurs... Un monde d'intrigues aussi, très certainement.

En traversant les cours, en parcourant les palais, en nous promenant de terrasse en terrasse, nous ne pouvons, malgré ce que nous avons vu ce matin, retenir de perpétuelles exclamations d'admiration. Tant la facture des bâtiments, les matériaux employés, la finesse des détails atteignent à nouveau à la perfection. La Tour de Jasmin et surtout l'étincelante Mosquée des Perles, construite d'un marbre d'un grain inégalable, restent pour le visiteur des souvenirs qui ne peuvent s'effacer des mémoires.

Il est temps de quitter Agra, avec un bref arrêt pourtant, sur le chemin du retour, à Sikandra. Nous y saluerons — dans la sombre crypte qui constitue le point central d'un autre mausolée aussi étendu que le Taj — le modeste sépulcre du grand Akbar, simplement recouvert d'une vaste draperie de velours noir sur laquelle sont brodés quelques versets du Coran...

A Muttra, nous remarquons de larges éminences dominant le sol.

« Des fouilles magnifiques ont déjà été faites ici, me dit mon ami et cicerone ; il y a gros à parier que, sous ces buttes, une ville entière est ensevelie... »

Décidément, l'Inde n'a pas fini de nous émouvoir et de nous étonner !

Digitized by Google

L'Inde, grande puissance ?

En cette période troublée de l'histoire du monde, il est une question que je n'ai fait encore qu'effleurer, mais sur laquelle il est nécessaire que j'insiste maintenant : c'est celle, assez mal connue, de la position stratégique de l'Inde et de l'énorme réserve de puissance que constitue virtuellement ce pays.

Peut-être aura-t-on remarqué qu'à propos de mon voyage à Kapurthala, j'avais cité tout à l'heure le nom évocateur du train qui me conduisait vers la demeure somptueuse du Maharajah : le « Frontier Mail » ? Que l'Inde, comme beaucoup de pays, songe à ses frontières, il n'y a pas là de quoi s'étonner. Mais pourquoi, particulièrement, ce train qui, de Delhi, se dirigeait vers le nord-ouest, est-il ainsi dénommé ? Toute la question de la défense de l'Inde est là.

Protégée au nord par les infranchissables contreforts de l'Himalaya, couverte à l'est par les impénétrables étendues de la jungle birmane, l'Inde en effet n'est vulnérable, pour un envahisseur, que par le

Digitized by Google

franchissement des hauts plateaux de l'Afghanistan, qu'atteint le « Frontier Mail ». Pour les Indiens, les passes célèbres de Kaïber, popularisées par l'amusant roman de Jean Martet, et celles un peu plus lointaines de Quetta, ne relèvent pas de la littérature mais bien de l'histoire. C'est par ces défilés sauvages qu'au cours des millénaires, les antiques et raffinées populations dravidiennes de l'Inde ont vu surgir les barbares aryens qui les réduisirent en esclavage, et, dans des temps moins anciens, les levées grecques d'Alexandre, les conquérants perses et arabes, ou les cavaliers mongols du Grand Timour.

Or, pour qui veut bien se souvenir qu'à la fin du siècle dernier, l'avance des soldats du Tzar à travers le Turkestan, en direction de l'Inde, faillit déjà provoquer un heurt anglo-russe, qualifié à l'époque de « duel de la baleine et de l'éléphant », la situation actuelle offre suffisamment d'analogies avec l'ancienne pour qu'on puisse se demander si, une fois de plus, le choc des armées ne se produirait pas quelque jour dans cette partie du monde dans le cadre d'une répétition des hostilités ?

Nous nous retrouvons ici en effet dans la logique de mon voyage aérien. La nouvelle route des Indes que nous avons parcourue ensemble tout-à-l'heure, de même que la sécurité des vastes champs de pétrole de l'Irak et de l'Iran, dépendent étroitement des possibilités d'accès ou de survol de ce Golfe Persique dont Karachi et Bombay contrôlent les abords. De telle façon qu'il n'est pas exagéré de conclure que c'est en définitive le loyalisme de l'Inde qui avait permis aux Alliés à la fois de se ravitailler en combustibles et de secourir l'U.R.S.S. en utilisant une identique voie. Imaginons l'Inde tombée

Digitized by Google

au pouvoir du Japon, et il est certain que la route du Golfe Persique eût été coupée...

Ainsi, dans un éventuel conflit futur, où cette même route pourrait jouer à nouveau un rôle encore plus déterminant, parce qu'offensif cette fois, l'alliance de l'Inde constitue-t-elle un impératif absolument catégorique.

Quant à la valeur militaire de ses frontières du nord-ouest, que je n'ai pas oubliées, on n'ignore certainement pas en U.R.S.S. que leur importance se trouve même présentement accrue. Car, avec les moyens techniques dont on dispose aujourd'hui, l'Inde, à condition de réunir les forces nécessaires, serait certainement désormais en mesure de les franchir et accéder de cette manière, par delà la steppe, aux gigantesques « combinés » de l'Oural ?

Ce n'est pas un simple hasard si les six principales républiques intéressées du Turkestan ont assisté, l'an passé, au premier Congrès Pan-Asiatique de Delhi. Et ce n'en est pas un autre sans doute qu'à peine les Anglais aient-ils évacué l'Inde, le feu se soit sitôt allumé en cette lointaine région du Cachemire que se disputent farouchement Hindoustan et Pakistan sous des prétextes divers, dont le moins avoué serait que celui des deux états qui ralliera le Cachemire derrière lui possèdera une frontière commune, ou peu s'en faut, avec Moscou.

Rappeler tous ces faits, c'est, bien entendu, poser la question de la politique de l'Inde ou plutôt celle des accords exacts que l'Angleterre possède avec l'Hindoustan et le Pakistan ?

Or, antérieurement à la séparation des deux états, plus je circulais à travers l'Inde, plus l'importance de l'équipement militaire de ce pays me frappait.

Digitized by Google

Partout des officiers et des soldats, partout des troupes à l'entraînement, des aérodromes. Les hommes sont magnifiques d'apparence et d'équipements. J'apprendrai d'ailleurs bientôt que l'Inde aura mobilisé pendant la guerre près de deux millions d'hommes. Mais lorsque je ferai compliments de ces constatations, en sa résidence de Delhi, au Maréchal Auchinleck, commandant en chef de cette redoutable cohorte, celui-ci s'inclinera en guise de remerciments et sourira sans me répondre ! C'est que le maréchal doit repartir dans peu de semaines pour l'Angleterre, le programme de « nationalisation », c'est-à-dire d' « indianisation » de l'armée se poursuivant sans relâche. N'existe-t-il pas dès aujourd'hui — nous sommes au seuil de 1947 — une vingtaine de généraux indiens ?

Leurs divisions avaient combattu partout : en Egypte, en Syrie, en Italie et dans le sein de cette magnifique Quatorzième Armée britannique qui mena une campagne terriblement dure en Birmanie, et s'intilulait elle-même, non sans mélancolie, « l'armée oubliée ». Ainsi transformée en place d'armes, entre 1942 et 1945, il semblait que l'Inde dût le demeurer.

Ses ressources d'ailleurs lui auraient permis aisément de soutenir son effort. Toutes les industries indiennes ont en effet à ce point démarré pendant la guerre que l'Inde — ce qu'on ne sait pas non plus assez — était arrivée en peu de temps à devenir la huitième puissance économique du globe. Malgré ses étendues en friche, elle occupait déjà le quatrième rang reconnu parmi les producteurs de blé et de riz ; le deuxième, de coton et de thé ; le premier, de jute ; un des principaux pour le sucre et le tabac ; cependant que son cheptel, dépassant de loin tous les autres, atteignait 180 millions de têtes de bétail, soit

Digitized by Google

le tiers du cheptel mondial. Quant à ses richesses minérales, quoique mal prospectées, elles s'avèrent considérables. Avec ses soixante mille millions de tonnes de charbon ; ses excellents minerais de fer et de manganèse ; ses aciéries ultra-modernes d'Ahmedhabad, ce pays déjà renommé pour ses textiles, pouvait donc s'aligner sur le même rang que les plus grandes nations.

Le malheur est qu'au point de vue international, il faille pourtant considérer désormais tout l'équilibre de l'Inde comme remis en question du fait que ses possibilités de production seront partagées entre les deux gouvernements de Delhi et de Karachi, situation qui devrait, au moins pour un temps, entraver sérieusement son développement ultérieur. C'est ainsi que, si les spécialistes estiment généralement que le Pakistan est économiquement viable, l'Hindoustan, par contre, quoique plus riche et plus industrialisé, serait handicapé par le chiffre excessif de sa population.

Par répercussion, cet état de choses ne pourra que compromettre le problème de son équipement militaire, d'autant que si ni l'Hindoustan, ni le Pakistan n'ont renoncé à leur qualité de Dominion britannique, il leur a été impossible de s'entendre sur le principe d'une seule et même armée, unique pour les deux états.

J'entends bien que l'Hindoustan, notamment, paraît résolu à remonter sérieusement le courant dans cet ordre d'idées. Il n'y a que peu de mois, par exemple, que son énergique ministre de la guerre, Sardar Balder Singh, assurait les aviateurs de la Royal Indian Air Force qu'il ne négligerait rien pour amener l'aviation indienne au niveau des plus importantes avia-

Digitized by Google

tions du monde. Parallèlement, il annonçait la formation, en renfort de l'armée régulière, d'une armée territoriale ainsi que la création à Kharakavasla du Saint-Cyr de l'Hindoustan...

Mais il s'agit là de projets de grande envergure dont les programmes d'exécution s'échelonneront sur des années. Il n'en est que plus évident que l'Inde, dont la position stratégique en ferait fatalement un enjeu, ne pourrait à nouveau se passer d'une aide extérieure en cas d'aggravation de la situation dans le concert international.

Digitized by Google

L'Inde sans les Anglais ?

Il y a une vingtaine d'années, Andrée Viollis publiait un livre dont le titre seul faisait scandale : « L'Inde sans les Anglais » !... Avec sa sensibilité habituelle, l'auteur se penchait sur les misères de l'Inde et en tiraient des conclusions qui paraissaient déconcertantes. L'Europe était à ce moment-là encore si fièrement campée aux quatre coins de l'univers que l'indépendance de l'Inde paraissait plus qu'un leurre, un mythe.

Et pourtant, depuis le 15 août 1947, cette indépendance, saluée du cri universel de « *Jai Hind* », Vive l'Inde, est aujourd'hui un fait accompli. Le malheur est simplement que l'Inde a payé ce résultat du sacrifice de son unité et que, sur ce qui fut jadis son territoire, se dressent l'un en face de l'autre, presque semi-hostiles, deux états nouveaux.

Comment cette éclipse des Anglais de l'Inde — événement dont notre humanité est loin d'avoir accusé toutes les répercussions — s'est-il produit ? Il est sans doute inutile que je rappelle ici les luttes soutenues depuis des années par Gandhi et ses fidèles amis

Digitized by Google

du « Congrès », Nehru, qui lui a succédé aujourd'hui, Patel, Maulana Abdul Azad, Rajagopolachari, d'autres encore, contre la puissance britannique.

A la vérité la rancune des Indiens contre les Anglais datait, pourrait-on dire, des origines mêmes de la conquête. Elle n'avait fait que croître et grandir jusqu'à ces dernières années, de telle façon que dès avant la guerre, s'il était normal de découvrir des Indiens qui ne soient pas systématiquement hostiles à l'Angleterre, il n'était pas possible d'en rencontrer un seul — même parmi ceux qui occupaient auprès des Britanniques les plus hautes fonctions — qui ne fût avant tout désireux de voir l'Inde gouvernée par les Indiens, qui ne se déclarât partisan du *purna swaraj*, c'est-à-dire de la complète indépendance de la nation.

Il est évident que le déclanchement des hostilités allait apporter à cette mystique un aliment nouveau. Et de fait, bientôt, en août 1942, le Congrès indien n'hésitait pas, en réponse aux demandes d'aide que lui formulait l'Angleterre, à adopter une résolution *quit India* que je n'ai pas besoin de traduire... L'Inde consentait au maintien sur son territoire, pendant la durée de la guerre, des troupes britanniques et américaines chargées de la défendre, mais en échange, le Congrès exigeait le retrait immédiat des gouvernants anglais.

Et aussitôt commençait, de Bombay à Calcutta, une curieuse campagne de sabotage.

« Ecoutez, donnaient comme consigne aux Indiens les dirigeants du mouvement, ce que la B.B.C. conseille aux Français, et faites la même chose... »

La plaisanterie — si l'on peut dire — s'éternisa

Digitized by Google

assez longtemps et ennuya fort le cabinet britannique.

Un peu plus tard, les progrès des Japonais en Birmanie provoquèrent une nouvelle alerte à Londres, lorsqu'un des plus grands leaders indien, Chandrah Bose, se déclara pour Tokio et organisa cette « Indian National Army », qui attira dans ses rangs un assez grand nombre de partisans.

Cette alerte devait être sans lendemain, étant donné l'écroulement du Japon et la mort accidentelle de Chandrah Bose. Mais le procès que les Anglais intentèrent, après la victoire, à un certain nombre de ses officiers, secoua l'Inde de telle façon que le pays riposta en élisant au Congrès — dont il est devenu un des principaux chefs — le propre frère de Chandrah Bose.

L'hostilité des Indiens vis-à-vis de l'Angleterre était si franchement déclarée qu'elle s'exerçait à ce moment-là à visage découvert, au vu et au su des Anglais eux-mêmes, qui l'acceptaient comme un fait normal.

J'ai souvent admiré alors le flegme imperturbable et si typique de leurs manières avec lequel, dans les rues, les Britanniques contemplaient les manifestations les plus nettement dirigées contre leur gouvernement, détaillaient aux devantures des librairies les portraits de Chandrah Bose, utilisaient des taxis arborant le drapeau nationaliste et parcouraient les colonnes des journaux indiens dans lesquelles l'Empire se faisait copieusement prendre à partie.

Tous les prétextes étaient bons pour les Indiens. Je ne reposais pas depuis cinq minutes dans le compartiment du train qui me conduisait de Delhi à Bénarès que, déjà, s'apercevant qu'il avait affaire à un

Digitized by Google

Français, mon voisin — un commerçant indien certainement important, ayant voyagé en Europe — me prenait aussitôt à témoin. Il en voulait surtout à l'égoïsme des Britanniques, accaparant, soutenait-il, l'essentiel des richesses de l'Inde et aggravant ainsi le paupérisme des populations, alors qu'une politique d'industrialisation mieux comprise aurait pu éviter à bien des gens de mourir de faim. C'est tout juste si mon interlocuteur n'accusait pas les Anglais d'avoir volontairement provoqué la dernière famine du Bengale, qui a laissé ici un terrible souvenir. De fait, le mot « starvation » était devenu, dans toute l'Inde, un argument massif pour qui combattait l'autorité du vice-roi.

Et ce n'est pas du côté du jeune officier indien, qui se trouvait auprès de nous que j'aurais pu trouver un renfort pour les thèses britanniques. Car si ce dernier, sans doute retenu par son uniforme, demeurait plus réservé que mon interlocuteur, il ne l'en approuvait pas moins nettement dans ses affirmations...

Telles sont les conditions dans lesquelles, tirant la logique conséquence de cette situation, les Anglais ont fini par quitter l'Inde. Il est clair que s'ils ne l'avaient fait de leur plein gré, et quel qu'ait été le méritoire effort de Gandhi pour freiner l'excitation de ses compatriotes, il aurait fallu que le gouvernement de Londres versât bientôt des flots de sang pour y maintenir ses positions, et quoique d'une façon certainement des plus précaires.

Ceci dit, il reste cependant à savoir jusqu'à quel point cet abandon est total, définitif ?

On se souvient de quel luxe de précautions le cabinet de Londres s'est entouré avant de prendre

Digitized by Google

sa décision, le nombre de conférences qu'il a réunies, de messagers de haut rang qu'il a envoyés enquêter sur place. Le résultat en a été que si l'administration de l'Inde est maintenant passée totalement en mains indiennes, l'Angleterre demeure néanmoins encore présente dans ce pays par le truchement de nombreux conseillers et par les intérêts de tous ordres qu'elle y a conservés.

Au surplus, du fait que ni l' « Union Indienne », pour appeler l'Hindoustan par le véritable nom qui lui revient désormais en matière internationale, ni le Pakistan n'ont abandonné le sein de la grande famille du Commonwealth britannique, le cabinet de Londres continue à posséder la responsabilité de devoir éventuellement coordonner la défense de l'Inde, dont il est mieux placé que quiconque pour connaître l'importance stratégique.

Voilà pourquoi, sans doute, si l'Angleterre a effectivement retiré ses troupes de l'Inde, son état-major impérial s'est installé presqu'à proximité, pourrait-on dire, sur le territoire africain du Kenya. Voilà pourquoi aussi elle a pris des accords particuliers avec Ceylan qui, d'ailleurs, deviendra à son tour, dès la fin de cette année, un Dominion ; pourquoi elle refortifie Singapour et convertit en arsenal l'Australie.

L'Angleterre n'occupe plus l'Inde, mais elle continue à occuper l'Océan Indien !

Digitized by Google

Bénarès !

Avec une lenteur désespérante, le train roule dans la vallée du Gange... Je me suis trompé en quittant Delhi, et ai emprunté un « Passengers-train », pensant qu'il devait aller plus vite que les autres. C'est le contraire. Cette catégorie de convois est, aux Indes, l'équivalent de nos omnibus !

N'importe, je suis heureux. Je vais réaliser tout à l'heure un désir qui remonte à mon enfance, à l'époque où je lisais « Le Tour du Monde en 80 jours ». Jules Verne est aujourd'hui bien dépassé, mais j'ai toujours envie de visiter Bénarès...

Premier étonnement, en arrivant, de constater que je tombe dans une ville pratiquement négligée par les Anglais.

J'imaginais, étant donné la réputation mondiale de la Cité Sainte de l'Inde, trouver ici une agglomération soigneusement organisée pour le confort et l'éducation du touriste. Nullement. L'administration coloniale britannique sait parfaitement se faire invisible quand elle n'a aucun intérêt matériel direct à défendre. Que les jeunes Hindous de l'Inde passent, à Bé-

Digitized by Google

narès, par les bancs d'une de leurs plus importantes Universités — comme les jeunes Musulmans le font à Aligahr, ville très voisine que j'ai traversée tout à l'heure — c'est leur affaire... A plus forte raison en est-il de même des pèlerins !

Je devrai me débrouiller tout seul, avec un guide et le cocher d'une *tonga,* comme je l'ai fait si souvent à Delhi.

En avant donc à travers la foule grouillante des quartiers commerçants, de boutique en boutique. Mais, vraiment, ces artisans groupés par rues entières, cela ressemble trop aux soukhs de Marrakech, aux venelles de Nankin. Tout s'y retrouve, jusqu'à ce jeune fiancé allant, monté sur un paisible destrier et précédé de fanfares, quérir sa future épouse, l'air passablement embarrassé sous son magnifique turban des grands jours de devoir subir la curiosité ou la malignité des passants... Comme les hommes, en définitive, se ressemblent partout lorsqu'il s'agit d'exprimer leurs joies ou leurs douleurs !

Même impression en visitant les temples les plus fameux de la ville, encombrés de fidèles de toutes catégories, venus plus spécialement prier tel ou tel Dieu : car il ne faut pas croire que l'Hindouisme courbe l'unanimité de ses ressortissants sous les rigueurs de son orthodoxie...

Au contraire, la Trinité que révèrent les Hindous est loin d'offrir la même ordonnance que la Trinité chrétienne : Brahma, le créateur, Vichnou, le préservateur, Çiva, le destructeur, sont adorés le plus souvent en des temples différents, chacun étant libre de placer comme il l'entend l'une ou l'autre de ces divinités au premier rang de ses prières. Et du fait que ces principaux Dieux possèdent des incarnations

Digitized by Google

diverses — tel Vichnou adoré successivement sous les figures de Rama, Krishma, etc... — et que, derrière eux, longue est la liste des autres puissances invisibles, Kali, Indra, Lakshmi et surtout le souriant et sympathique dieu de la Sagesse, Ganesh, avec sa tête d'éléphant, on imagine sans peine que les pèlerins, entre ces divers édifices, entre ces divers antres dorés et fumeux, entre ces statues de toutes tailles et de toutes catégories, aient plutôt l'embarras du choix. Quant à moi, malgré les explications du prêtre qui m'accompagne, je m'y perds !

D'ailleurs, c'est surtout pour le Gange, le grand fleuve sacré, que je suis venu à Bénarès. Lui seul m'intéresse. Retour au milieu de la foule, me voici mêlé à une cohue de mendiants et de pèlerins qui grandit sans cesse à mesure que nous approchons. Enfin un escalier débouche d'au milieu de hautes parois verticales et, progressivement, s'élargit et s'évase. Devant moi, à mes pieds, le Gange roule ses eaux verdâtres.

C'est un premier étonnement. Je l'imaginais, je ne sais pourquoi, boueux. De plus on m'avait tellement parlé des monuments de Bénarès que j'aurais juré que le fleuve s'écoulait entre deux haies de coupoles et de chapiteaux. Or, il n'en est rien : par une opposition extraordinaire avec l'autre rive, absolument plate et couverte à l'infini de cultures, seul ce bord-ci du Gange a été construit et déroule majestueusement la longue falaise de ses temples, de ses palais et de ses gradins. Décor féerique qui se termine brusquement, à l'endroit même où la rivière s'évanouit dans l'achèvement de sa courbe, par une échappée sur l'impressionnante mosquée d'Aurangzeb, qu'on croirait suspendue au-dessus du vide et appelant au se-

Digitized by Google

cours de toute la puissance de ses minarets, semblables à deux moignons dressés vers le ciel !

Comment peindre les détails de ce spectacle que mes bateliers me laissent le loisir de noter : les styles étranges des bâtiments, élevés par la plupart des maharajahs des Indes pour abriter les pèlerins de leurs états ; la diversité des édifices religieux, dont beaucoup, dans ce pays que l'Islam n'a qu'à peine entamé, s'inspirent de l'architecture védhique, avec leurs coupoles en forme de tiares, lesquelles me font penser à Angkor ; le paradoxe de morceaux entiers de temples émergeant du Gange, pour avoir été autrefois entraînés sous le fleuve par quelque éboulement de terrain ? Sous les feux du soleil levant, car, comme pour le Taj Mahal, je visite Bénarès au petit matin, les plus antiques murailles paraissent rutiler et le fouillis indescriptible des sculptures s'anime et prend une vie presque réelle.

Et que dire de l'ineffable accumulation d'êtres humains sur les gradins, larges quelquefois au point de former terrasses, qui dominent le Gange ? Le va-et-vient d'hommes et de femmes qui pénètrent dans le courant, se livrant à des ablutions partielles ou s'y plongeant entièrement à grand renfort de génuflexions, de récitations de *mantras,* ou versets sacrés, et d'invocations de toutes natures, est incessant : à peine un premier pèlerin sort-il du fleuve qu'un second y pénètre, et la gamme des couleurs des vêtements que chacun dispose sur le sol ravive encore l'ensemble du panorama bien que cette bruyante agitation rappelle plutôt celle d'une troupe de fourmis, tant la pierre, malgré tout, en ce lieu plus qu'ailleurs, écrase les personnages.

Mais je guettais aussi des fumées ? Du sein de

Digitized by Google

la foule, par places, j'en vois effectivement monter quelques-unes, torrentielles et noirâtres pour commencer, devenant rapidement plus légères et bleuâtres. Ce sont leurs plus proches parents, occupés à faire brûler tranquillement, sur un bûcher de gros rondins, les quelques pauvres morts entortillés dans leur linceul qu'on transportait dans la rue en venant ici. Tout à l'heure, à la fin de l'opération, leurs cendres seront tranquillement jetées dans le Gange dont elles enrichiront le limon — à moins qu'emportées par le courant, elles n'aillent se fixer sur l'épiderme de quelque autre pèlerin moins involontaire.

Voici que mon bateau accoste. Il s'agit de parcourir un temple de Çiva qu'on m'a bien recommandé de ne pas manquer, sans me dire pourquoi. Je comprendrai vite alors qu'un cicerone spécialisé me détaillera bientôt, dans les charpentes du bâtiment, les sculptures les plus épouvantablement érotiques que j'ai jamais vues. Il est vrai que le Dieu Çiva, monté habituellement sur un taureau est le Dieu de la fécondité, et la religion n'étant pas fort prude aux Indes, le temple est déjà bien pourvu aux alentours de *lingam* aussi symboliques que verticaux !

Pourtant il faut faire mes adieux au Gange et poursuivre, car je ne voudrais plus m'attarder maintenant. Or, il paraît que j'ai encore une visite à faire, et ce ne sera pas, dans son genre, la moins extraordinaire : quoique je me demande d'abord ce qui m'attend, en considérant ce petit bâtiment carré, surmonté du drapeau nationaliste indien à bandes horizontales orange, blanche et verte, devant lequel on m'a conduit ?

Mais il ne peut encore s'agir que d'un temple sans

Digitized by Google

doute, puisqu'une nouvelle fois on me fait ôter mes souliers...

Sur quoi, pénétrant dans une large pièce moderne entièrement nue, je n'aperçois tout d'abord qu'une balustrade entourant un bassin carré. Puis, m'étant approché, une énorme carte de l'Inde en reliefs, violemment éclairée, me frappa le regard du fond de ce bassin.

J'avais compris et cependant interrogeai doucement de la tête mon compagnon :

— Mother India, notre Mère l'Inde, me répondit effectivement avec une candide bonne foi celui-ci, que nous venons ici adorer !

J'avoue que j'avais été quelquefois étonné sur le Gange, tout à l'heure, mais que je l'étais bien plus encore à ce moment-là. En fait de patriotisme transposé sur le plan de l'idéal, l'Inde franchissant d'un seul coup toutes les étapes, est ainsi en train de battre, n'est-il pas vrai, n'importe quelle nation européenne ?

Le malheur est que de la ferveur au fanatisme il n'y a jamais, en Orient du moins, une frontière bien déterminée...

Digitized by Google

La grande querelle de l'Hindoustan et du Pakistan

C'EST à Kapurthala que j'avais eu pour la première fois la révélation de l'importance de la querelle séparant aux Indes les Hindous des Musulmans.

L'occasion en avait été au *guest house* un échange de conversations avec un de mes voisins, également hôte du Maharajah, grand et bel homme au visage énergique et même dur, qui se prénommait bien, si j'ai bonne mémoire. Ghazanfar Ali Khan, et doit être en ce cas un des actuels ministres du gouvernement du Pakistan ? C'est en effet lui qui m'expliqua l'essentiel des revendications des Musulmans de l'Inde et la nécessité de la création du Pakistan, lequel, soit dit en passant, ne devait constituer, d'après mon interlocuteur, qu'un des pans de l'immense « écharpe » islamique enserrant le globe depuis le Maroc jusqu'à l'Indonésie.

Bien entendu j'avais un peu ouvert les grands yeux devant ce déchaînement de nationalisme religieux, comment l'appeler autrement ? Ce faisant, j'ai eu tort

Digitized by Google

très certainement, les événements ayant au contraire confirmé dans leur ensemble de semblables propos. Mais ne raisonnais-je pas moi-même en Français encore imbu de la supériorité de toutes nos théories centralisatrices, alors que les grands courants doctrinaux qui parcourent à l'heure actuelle le monde se jouent de ces questions de frontières — notamment dans cette Asie où les peuples, tyrannisés jadis, colonisés depuis, n'ont pratiquement jamais atteint le degré de cohérence suffisant pour constituer des nations attachées avant tout à leur propre sol ?

Quoi qu'il en soit, tout le long de ma route ensuite, je devais être le témoin de manifestations diverses traduisant cette impatience islamique qui m'avait été dénoncée dès Kapurthala, et dont les moindres n'ont pas été les grèves et les innombrables bagarres de Calcutta se déroulant sous le signe de l'étendard vert du Prophète.

En réalité, on s'en rend mieux compte maintenant avec un recul de quelques mois déjà, il est évident que la situation aux Indes devenait progressivement intenable, et pour les Hindous et pour les Musulmans.

L'Hindouisme et l'Islam constituant non seulement deux religions totalement différentes mais également deux conceptions de vie, et même deux manières de vivre littéralement opposées l'une à l'autre, le jour où ces différends épousaient la forme du nationalisme intégral, c'était la guerre civile en permanence dans les Indes, étant donné le mélange grouillant de ses populations. Je ne sais plus quel auteur indien a ainsi pu prononcer que, pour lui, traverser la rue, c'était quelquefois changer de patrie !... Il avait fallu certainement toute l'autorité de Gandhi et toute la m

dération et l'habileté de l'Angleterre pour que le conflit n'éclatât pas plus tôt.

Assez mal connues en France, remarquons bien que les origines de ce conflit sont déjà lointaines. C'est en 1885 en effet que s'est réuni pour la première fois le Congrès National Indien destiné à défendre les intérêts de l'Inde vis-à-vis de la puissance britannique. Mais le « Congrès », comme on l'appellera désormais, ne comprend que fort peu de membres de la minorité musulmane du pays, celle-ci étant même à l'époque quelque peu brimée, paraît-il, par les autorités anglaises qui la tiennent à tort ou à raison, pour responsable du grand et si dangereux soulèvement des Cipayes de 1857. Et ce n'est qu'en 1906 que la Ligue Musulmane sera créée à son tour par Mohammed Ali Jinnah, pour faire contrepoids...

Or, dans l'intervalle, des habitudes, déjà, ont été prises. De plus, l'évolution de l'Inde a fait que, chez les Hindous, s'est rapidement constituée une véritable classe nouvelle d'industriels ou de commerçants enrichis, habitués à traiter avec la puissance britannique, à la grande colère des Musulmans, demeurés plus pauvres et qui pestent contre ces *Banyas,* ces marchands, qu'ils accusent de vouloir les dominer... Et c'est ainsi que, petit à petit, au lieu de glisser vers l'idée nationale, l'Inde verse dans les rivalités de communauté à communauté à l'intérieur même des plus petits villages, car les Musulmans ne sont tout de même pas loin de cent millions d'hommes dans ce pays, et leur nombre s'accroît aussi — question d'hygiène sans doute ? — proportionnellement plus rapidement que celui des Hindous.

Un instant pourtant, l'idée Pan-indienne l'emportera. Ce sera en 1916, lorsque le pacte du Lücknow

Digitized by Google

semble vouloir balancer les chances entre les deux communautés. Mais, bientôt, l'Islam regimbe de plus belle. Ses innombrables sectes se font intolérantes. Nous en connaîtrons une, qui se taillera un vif succès, celle des *Khaksars*, laquelle ira même chercher jusqu'en Allemagne ses mots d'ordre, ses inspirations et jusqu'à la couleur de ses chemises : 400.000 jeunes Musulmans marcheront alors au pas cadencé. Et, à Calcutta, le journal « Star of India » redoublera de violence...

Or, l'instant approche où la patrie indienne va être libre. La patrie, le mot n'est pas tout à fait exact, d'ailleurs, car les Indiens, en parlant de l'Inde disent « Motherland », le « Pays de nos Mères »... L'Angleterre, qui sent le terrain se dérober littéralement sous elle, et tenue par les promesses qu'elle a faite au « Congrès » en 1942 de quitter l'Inde, s'apprête à abandonner le pays. Il n'est que temps d'ailleurs si j'en juge toute l'excitation que j'ai constatée autour de moi, et qui faisait que, seule, ma qualité de Français me permettait de traverser certaines manifestations. Et encore, pas toujours...

J'ai déjà dit dans quelles conditions l'Hindoustan et le Pakistan étaient officiellement nés à l'existence l'an passé. Et on se souvient quels inévitables excès, quels massacres, quel exode de millions de réfugiés de toutes croyances a entraînés la délimitation des frontières des deux pays. Avec cette complication supplémentaire que le Pakistan — l'Etat de la Pureté, s'il faut traduire son nom — est divisé en deux portions de territoire distinctes, séparées par des centaines de kilomètres, l'une au nord-ouest de l'Inde, l'autre au nord-est... ce qui n'empêche pas que 30 millions de Musulmans continuent à vivre en Hin-

Digitized by Google

doustan, alors que le Pakistan abrite lui-même encore 17 millions d'Hindous.

Les choses en sont là. Etaient-elles inévitables ? Il se peut que, trop confiant dans l'immense rassemblement des Indiens qu'il avait opéré en poursuivant sa lutte anti-britannique, le « Congrès » ait commis des erreurs à l'égard de l'Islam dans le passé. Et pourtant, l'Union Indienne s'est constituée en un état laïque d'apparence infiniment plus tolérante que le Pakistan, puisqu'il n'hésite pas à faire place en son sein à des Musulmans, tel Maulana abdul Azad qui présida longtemps le « Congrès » et est aujourd'hui ministre de l'Instruction Publique, ou à des Sikhs ou même à des chrétiens et « intouchables ».

Quoi qu'il en soit, la cassure de l'Inde en deux ne manquera pas d'influer extraordinairement sur la destinée de ce pays. Certes, entre les deux Dominions les ponts ne sont pas entièrement coupés — comment pourraient-ils l'être ? — et de perpétuelles conférences aboutissent à régler souvent intelligemment les nombreux problèmes qui se sont immédiatement posés à eux : transferts de populations et de devises, régime des transports, des irrigations, bien d'autres encore. Mais il est déjà acquis que, progressivement, le Pakistan penchera de plus en plus vers la Ligue Arabe, ce qui, par la même occasion, renforcera les positions de l'Angleterre dans le Moyen-Orient ; alors que l'Union Indienne entend, s'il faut en croire le pandit Nehru, tenir davantage la balance entre le bloc slave et le bloc anglo-saxon.

Il est vrai qu'il s'agit là maintenant d'un problème que nous reverrons dans les conclusions de ce manuscrit.

Digitized by Google

Eternelles contradictions de l'Inde

Dans un chapitre précédent, j'ai passé en revue les différents éléments de la prospérité et de la jeune puissance de l'Inde au temps où la division entre Hindoustan et Pakistan n'était pas encore venue bouleverser ce pays.

Il est clair que, lorsque paraîtra ce livre, les événements seront venus modifier quelque peu des prévisions datant seulement de quelques mois. A première vue, le tronçonnement de l'Inde devrait être funeste à son économie... Qu'au contraire Hindoustan et Pakistan, chacun pour son compte, travaillent avec une vigueur renouvelée, et l'addition totale des statistiques pourrait se solder cependant en bénéfice pour l'Inde. Ainsi, le développement de ce pays, et son potentiel militaire par conséquent, dépendront donc étroitement de la qualité des rapports politiques qui uniront dans l'avenir les deux nations.

Ceci, on le sait certainement à Karachi comme à Delhi. Mais prend-on le chemin de s'entendre un jour ? Trop de problèmes pour l'instant demeurent à résoudre et chaque état éprouve d'abord le besoin de mettre de l'ordre chez soi-même.

Pour commencer, les choses ne vont naturelle-

Digitized by Google

ment pas tout seul du côté des frontières. Le Pakistan notamment est limitrophe de l'Afghanistan et, quoique également musulman, le gouvernement de Kaboul n'a pas vu d'un très bon œil se constituer une puissance nouvelle et fatalement dynamique sur des territoires mal délimités, sur lesquels lui-même a traditionnellement émis des prétentions. Sous la domination britannique, cette « zone tribale », peuplée de nomades, était déjà une source perpétuelle de conflits et il se pourrait qu'elle le redevînt. N'oublions pas que l'Afghanistan avait été le seul pays discutant l'entrée du Pakistan à l'O. N. U.

Or, l'Inde ne possédait pas que des frontières extérieures. Un autre problème, infiniment plus délicat, lui reste à résoudre. C'est celui du sort de ces 562 états, petits et grands, qui ne faisaient pas partie des onze provinces des Indes britanniques et doivent aujourd'hui traiter, non plus avec l'Angleterre, mais avec les « gouverneurs généraux » Rajagopalachari à Delhi et Ali Jinnah à Karachi. Il s'agit là d'une échéance qu'on a souvent évoquée devant moi à Kapurthala (1).

Chacun des plus importants souverains de ces états avait autrefois sa légende. La foule se pressait dans les rues de Delhi, à chaque convocation par le vice-roi de la Chambre des Princes, et détaillait les équipages, les costumes les plus somptueux. On se montrait le *nizam* d'Haïderabad, le « plus riche » ; le maharajah de Gwalior, le « plus intelligent » ; celui de Mysore, le « plus moderne »...

Mais l'évolution des esprits était telle que, déjà, ce spectacle devenait anachronique. La propagande

(1) Ali Jinnah, fondateur du Pakistan, mort en septembre, a été remplacé par Nazi Muddin. N. d. A.

Digitized by Google

unitaire du Congrès s'attaquant à l'œuvre de l'Angleterre n'épargnait pas non plus ses protégés, accusés devant l'opinion d'un excès de conservatisme.

Telles sont les conditions dans lesquelles une œuvre purement et simplement révolutionnaire s'accomplit en ce moment même aux Indes sous nos yeux. A savoir que, s'inclinant devant la nécessité et obligés de favoriser à leur manière la modernisation du pays, la plupart des souverains des états ont accepté de regrouper leurs territoires en des unions dans lesquelles ils ne figurent plus eux-mêmes avec tous leurs droits antérieurs. Malgré soi, car je ne crois pas que cette comparaison soit trop osée, on pense à une variété originale de notre Nuit du 4 Août, accommodée aux circonstances, exécutée à froid et à la mode indienne.

Et c'est ainsi que, tout récemment, viennent de naître à l'existence l'Union du Rajhastan, celle de Vindhya Pradesh, celle du Pundjab Oriental, d'autres encore. Vingt-cinq Unions doivent ainsi être formées au sein de l'Union Indienne, chacune d'entre elles étant administrée par un *rajpramukh*. Il s'agit là, inconstestablement, d'une des plus colossales tentatives d'unification jamais entreprise par une nation.

Mais il eût été trop beau qu'une pareille œuvre s'accomplît sans difficultés. Et deux importants conflits — ceux du Cachemire et d'Haïderabad — sont venus bientôt rappeler les esprits aux réalités.

J'ai déjà cité l'importance stratégique de ce territoire montagneux du Cachemire, que connaissent bien certains parachutistes français d'Indochine qui allèrent s'entraîner au fameux camp de Rawalpindi, en plein Himalaya. Le malheur a voulu que si le

Digitized by Google

souverain de cet état fût Hindou, la majeure partie de ses sujets fussent Musulmans et une portion de ses frontières communes avec le Pakistan... Situation qui entraîna de premiers troubles et, de fil en aiguille, l'intervention de « volontaires » du Pakistan venus au secours d'un mouvement du « Cachemire libre », et de troupes de l'Union Indienne à laquelle a adhéré finalement le maharajah.

Déjà typique en elle-même, l'affaire du Cachemire est admirablement complétée par celle d'Haïderabad où, là, il s'agit d'un souverain mulsulman — le *Nizam* — gouvernant le plus important état hindou, un état de seize millions d'habitants, mais refusant d'adhérer à l'Union Indienne par crainte d'être un jour entraîné dans un conflit contre ses propres coréligionnaires du Pakistan. Décision finalement appuyée, après toutes sortes d'alternatives, par la constitution d'une armée de 200.000 volontaires, les *Razkars,* que Delhi hésite à attaquer ne voulant pas risquer de heurter de front les 30 millions de Musulmans de l'Union Indienne, bien qu'il est vrai que ceux-ci aient maintenant tendance à s'estimer abandonnés par le Pakistan et lui en gardent rancune (1).

Quoi qu'il en soit, en dépit de toutes leurs vicissitudes actuelles, un fait demeure donc acquis : que, jusqu'ici, l'Union Indienne et le Pakistan, malgré leurs débuts qui ne pouvaient être fatalement que heurtés, ont plutôt eu la sagesse de chercher à se ménager, ou tout au moins à ne pas aggraver l'état de choses existant. Ce qui devrait être de bon augure pour l'avenir.

(1) On sait que, si l'affaire du Cachemire n'est toujours pas réglée et demeure en instance devant l'O. N. U., le Nizam d'Haïderabad s'est au contraire incliné devant l'Union Indienne. N. d. A.

Digitized by Google

Ceci dit, l'Union Indienne, plus peuplée, plus riche mais racialement moins cohérente, a notamment un énorme travail devant elle. Il n'est d'ailleurs question à Delhi que de Constitution, de codification des lois, de « Plans »... mais on aura une idée des difficultés qui guettent le pandit Nehru en songeant que toutes ces questions ont failli trébucher sur cette simple interrogation : quelle sera la langue officielle — fédérale, dit-on — de l'Union Indienne, et qu'exiger, par exemple, de ses fonctionnaires qui ne parleront qu'un dialecte ? D'autant que l'usage de l'anglais, qui servait depuis depuis deux siècles de véhicule intermédiaire dans toute l'Inde, doit être banni dans les cinq prochaines années.

Je laisse les imaginations de Delhi s'exercer à chercher à sortir de ce dilemme pour signaler encore, une dernière fois, cet extraordinaire contraste qui continue à exister aux Indes entre trop de richesse et trop de pauvreté. Dans ce domaine aussi, et l'Hindoustan et le Pakistan auront à remettre de l'ordre. A côté des souverains des états, des dynasties industrielles ont réalisé des fortunes colossales, alors que vous trébuchez chaque soir dans les rues sur des centaines de pauvres diables couchant sur un sac — quand ils en ont un ! — faute de logis. L'industrialisation du pays a été si rapide qu'il existe dans tous les grands centres, et non plus seulement à Bombay ou Calcutta, un prolétariat inimaginable dont, seule, la religiosité l'a jusqu'ici maintenu à l'écart du communisme. Mais est-ce pour longtemps ?

Ultime et dernière contradiction de l'Inde qui s'ajoute aux autres pour que demeure incertain le destin de ce prenant pays.

Digitized by Google

L'inoubliable Chowringhee

CONTRAIREMENT à tant de voyageurs qui ont traversé l'Inde et n'ont pas apprécié Calcutta, je conserve de cette ville un excellent souvenir.

Peut-être parce que Calcutta est, après Londres, la deuxième agglomération de l'Empire britannique, et une des principales du monde. Quatre ou cinq millions d'habitants — à un million près on ne sait pas au juste — grouillant dans les faubourgs, la font comparer à Shanghaï : là-bas, la Whampoa qui se confond avec le Yang-Tse, la grande artère nourricière du centre de la Chine ; ici, l'Hoogly, un des bras du Gange, le fleuve sacré dont le bassin représente un des éléments économiques primordiaux de l'Inde. Calcutta, comme Shanghaï, est un de ces puissants entrepôts que l'Europe a créés au débouché des grands cours d'eau, qui sont en Asie « des chemins qui marchent ».

Mais si l'internationalisme de Shanghaï, avant 1939, était si évident, — les plus étranges nationalités ne se rencontraient-elles pas sur le Bund ou dans Bubbling Well ? — Calcutta au contraire demeura

Digitized by Google

jusqu'à la guerre ville entièrement et spécifiquement anglaise.

Aussi, les quartiers du centre datent un peu. L'essentiel de la prospérité britannique aux Indes ayant pris tout son développement dans la deuxième moitié du siècle dernier, la croissance de Calcutta a été marquée dans le temps. La grande artère commerçante de Chowringhee, et surtout le quartier des banques avoisinant Clive Street sont de ce style indéfinissable, mais assurément lourd et confortable, qui ravissait sans doute la reine Victoria. L'empire — « The Empire » — prolonge ici la Cité de Londres jusque dans l'aspect des bâtiments. Dalhousie Place, si elle était moins sale, trouverait parfaitement son cadre près de Saint-James ; les avenues impeccables qui s'allongent entre l'Hoogly et le champ de courses borderaient aisément Hyde Park.

Sur cette riche cité de joueurs de polo, dont l'aspect rappelle irrésistiblement le XIXe siècle, la guerre avait fait s'abattre une véritable tornade de soldats de toutes nations et de toutes couleurs, qui la transformèrent en un immense camp retranché. Les tentes s'avancèrent même, *horresco referens,* jusqu'au cœur de la cité, sur les Curzon Gardens, à deux pas du palais du vice-roi !

C'est que la position stratégique de Calcutta lui assignait, dans les calculs des états-majors alliés, une valeur considérable. Non seulement la ville abritait les arrières de la magnifique armée que les Anglais opposaient aux Japonais maîtres de Rangoon, mais encore il y eut un moment où, la flotte nippone croisant en toute liberté devant les côtes de Chine, tout le ravitaillement américain vers Tchoung-King prit, via l'Australie, le chemin du Bengale. On

Digitized by Google

vit, de Calcutta, d'immenses convois prendre successivement la direction de la « Route de Birmanie » puis, lorsque celle-ci fut coupée après la prise de Myitkina, celle de la « Route de l'Assam ». Cependant que, du terrain du Dum-Dum, situé à côté de la célèbre cartoucherie de même nom, s'envolaient par-dessus les « Bosses » — c'est ainsi que les pilotes du Nouveau-Monde dénommaient dédaigneusement les plus hauts chaînons de l'Himalaya — des escadres entières d'appareils gros porteurs...

Cet effort colossal a pris fin. Mais la guerre n'est pas si loin derrière nous, et le reflux de cette gigantesque vague kaki et verdâtre était à l'époque à peine commencé. Il faut avoir pénétré dans le hall du « Grand Hôtel », entièrement réquisitionné et où couchaient trois ou quatre officiers par chambre, pour pouvoir imaginer ce que fut la confusion des peuples et des armées aux temps héroïques de la bataille de Birmanie. Aujourd'hui encore comment se reconnaître parmi ces tourbillons d'hommes jeunes et bronzés, dont les *bushshirts,* ou « chemises de jungle », qui se ressemblent toutes, flottent par-dessus le short ?

Un Américain m'aborde. Je parviens à lui répondre dans un excellent anglais, que je ne puis arriver à saisir son accent. Par contre, je m'apprête à saluer un jeune général à trois étoiles : un nouvel Hoche ou un officier F.F.I. ? C'est un capitaine hollandais ! Ce grand Anglais blond ? Mais c'est celui qui devait partir pour Singapour, il y a huit jours. Ces Australiens ? Ah ! oui, l'équipage de l'avion arrivé ce matin. Ce commandant Indien ? Pas de tout, c'est un Birman. Et ce Birman, alors ? Celui-là, mais c'est un Chinois ! Quant à ce Néo-Zélandais de la R.A.F.

Digitized by Google

que j'aborde enfin... c'est un parachutiste français gagnat Saïgon, qui vient d'acheter un feutre dans cet extraordinaire marché de Newmarket. Je me retourne, désemparé, un petit Anglais me sourit. Mais il est très brun et porte un insigne vert, blanc, rouge sur l'épaule : un prisonnier italien, transporté d'Abyssinie, et circulant en toute liberté. Comment en effet ferait-il pour s'enfuir, le pauvre ?

— Il n'y a vraiment que ces idiots de Boches, qui voulaient conquérir le monde, qui ne soient pas ici..., me dit un ami que j'avais connu à la 1re Armée, dans le Wurtemberg, et qui me donne rendez-vous dans quelques mois à Sydney... après un crochet qu'il doit effectuer par Tchoung-King.

Jamais on n'a tant vu de Français à Calcutta !

Pour nous comme pour les autres, la ville remplit son habituelle fonction de plaque tournante, surtout depuis que les choses s'éternisent en Indochine. Notre base de transit de Ballygunge Circular Road (on arrive à retenir même ce nom-là !) ne désemplit pas un seul jour.

L'occupation principale des innombrables militaires interalliés traversant Calcutta, c'est de parcourir jour et nuit les boutiques de la ville. Car on trouve à peu près tout ce que l'on peut désirer ici, s'il faut en croire les enseignes.

Pourtant, le plus amusant n'est pas de fréquenter les magasins européens mais participer au spectacle de la rue encombrée de petits marchands et de camelots qui forment cohue et vous assiègent.

J'ai ainsi passé des heures sur Chowringhee où, dans la bousculade, on m'offrait les objets les plus hétéroclites, allant des serrures pour cantines aux imitations de poignards gurkhas, en passant par des

Digitized by Google

pierres à briquets, des chaussettes, des oiseaux avec leurs cages, tout ce que, en un mot, un soldat peut transporter dans son petit bagage, soit pour son confort personnel, soit à titre de souvenir.

Cependant qu'à mes oreilles résonnait cent fois l'inévitable « Chou chaine chab... », traduisez « *Shoe shine sahib* », des petits cireurs de bottes, cousins éloignés des « sciuscias » de Naples, ou plus simplement le strident « Fos l'Camp », de quelque garçonnet ironique et rieur, ayant certainement déjà impatienté quelque Français.

Mais c'est surtout la nuit qu'il fallait voir Chowringhee, alors que sous les sombres arcades où se presse une foule toujours aussi dense, les camelots illuminent leurs éventaires de milliers de petites bougies qui projettent leur lumière tremblotante sur les ombres blêmes des passants.

De l'autre côté de la rue le grand parc qui s'étend jusqu'aux rives de l'Hoogly devient un vaste trou noir plein de mystères.

Les robustes chauffeurs sikhs qui sont une des spécialités de Calcutta — comme les sujets français de Pondichéry, diseurs de bonne aventure et les portugais de Goa, serveurs de restaurants — ont volontairement ralenti leur allure. Les tireurs de *rickshaws* étant en grève, les minuscules *gharrys* hautes sur roues, construites en forme de carosses du XVIIIe siècle, montent le long du trottoir une garde vigilante. C'est l'heure où des êtres de tous âges et de tous poils, qui se frottent à vous, viennent vous murmurer à l'oreille des propos prometteurs où il est beaucoup question des personnes de sexe féminin de leur propre famille. Suivez ce garçonnet aux yeux

Digitized by Google

trop noirs et à la chemise d'un vert trop tendre, ou encore cette vieille au *sari* crasseux — et fouette cocher ! Mais il se pourrait bien que beaucoup de désillusions vous attendent, sinon à l'instant de la rencontre... du moins quelques jours plus tard.

Un peu plus tard, voici la sortie du cinéma qui offre « Les Mille et une Nuits », un film qui ne sera projeté que dans un certain nombre de mois à Paris, car ainsi va le monde désormais.

Respectueux mais ferme, un M.P. britannique à casquette rouge vient me rappeler d'avoir à rabattre sur mes poignets les manches, que j'avais relevées jusqu'au coude.

C'est en effet la consigne générale à Calcutta, par crainte des moustiques, de ne plus porter de « shorts » et de bras nus dès le crépuscule. Ne souriez-pas ! C'est en usant de mille petites disciplines de ce genre que les Anglais ont fait diminuer dans des proportions incroyables le nombre de leurs fiévreux en Birmanie.

Plutôt vexé tout de même d'avoir été pris en faute, je poursuis mon chemin.

Les mendiants se font plus insistants, plus agressifs, à mesure que l'heure avance ; il en existe avec des difformités effroyables, marchant à quatre pattes, sur je ne sais quels moignons. Un gosse me tire par la manche « No papa ! No mama ! » Et toujours l'éternel « Chou Chaine Chab ! », quoique mes souliers n'aient guère besoin de reluire en cette obscurité. Mais il faut bien vivre et tout tenter pour s'assurer, n'est-ce pas, sa bolée de riz quotidienne ? Trois ou quatre millions de Bengalis ne sont-ils pas morts lors de la grande famine de l'année dernière...

Parvenu sur les rives de l'Hoogly, devant le large

Digitized by Google

pont en toile d'araignée à hauteur d'Howrah, il me faut faire demi-tour en cette moiteur obscure pour retrouver Chowringhee, ses jardins pelés, ses longs tramways, obus grisâtres, ses arcades, ses boîtes à ordures devant le somptueux « Bengal Club », ses innombrables corbeaux qui vous soufflettent au passage mais dévorent les immondices et soulagent la voirie. Et surtout la foule de tout à l'heure, toujours aussi pittoresque, criaillante, dépenaillée, qui finit par vous assourdir, par vous entrer littéralement dans les yeux, dans l'esprit, par vous posséder tout entier.

Heureusement que, contraste salutaire, ils sont toujours impavides à fendre cette foule, ces jeunes soldats de toutes nations avec leurs larges éclats de rires éclatants de fraîcheur. La plupart d'entre eux — car il n'y a pas que les Français pour aimer les décorations ! — portent sur leurs poitrines le triple ruban commémoratif attestant leurs années de présence et leurs campagnes dans cette portion de l'Asie — ce ruban qu'on appelle communément ici, un peu par moquerie, le ruban de Chowringhee.

Et pourquoi pas après tout ? Ce nom est bien un symbole. Les millions d'hommes qui sont venus en Extrême-Orient combattre et donner pour leur pays l'élan de leur confiance et quelquefois leur sang, en auront remporté tant d'extraordinaires souvenirs qu'ils n'oublieront pas Chowringhee de sitôt !

Digitized by Google

Digitized by Google

Entre deux mondes

Digitized by Google

Digitized by Google

Le rendez-vous de Singapour

La guerre a dévasté, dans le Pacifique comme en Europe, des régions entières, mais il est certains points prédestinés du globe que leur position géographique rendra toujours pareils à eux-mêmes.

Singapour est du nombre, hâvre inestimable à l'extrême pointe de la Malaisie, quoique simple chaînon, entre l'Asie et l'Australie, de ce continent en partie immergé : l'Indonésie. Singapour est ainsi la clef d'une mer intérieure se dispersant entre des milliers d'îles dont certaines sont plus grandes que la France, dont d'autres ne sont que des récifs inhabités : et pas un navire ne peut tenter de passer de l'Océan Indien dans le Pacifique, de joindre l'Europe à l'Extrême-Orient, sans venir demander son droit de transit aux autorités du port.

L'arrivée à Singapour est toujours aussi féerique. Largement et mollement étendue le long des flots, la ville s'offre sans pudeur au regard du navigateur, comme une fille dans un bouge à matelots. A trois miles du front de mer, des docks au « Seaview », par un détail de l'immuable cité qui vous échappe :

Digitized by Google

au travers des cheminées et des mâts des innombrables vapeurs et des jonques, vous distinguez admirablement les quais et les buildings qui les bordent. Seul le gigantesque cube gris du « Cathay », bâti juste avant la guerre, et à la proue duquel claquent encore les cinq drapeaux du S.E.A.C., introduit une note de nouveauté dans le paysage. Le S.E.A.C., qui n'a plus que quelques jours à vivre maintenant que la paix est revenue, c'est le South East Asiatic Command, l'ancien état-major, ou le peu qui en reste, de l'amiral lord Mountbatten, et les cinq drapeaux sont ceux de l'Angleterre, de l'Amérique, de la Chine, de la Hollande et de la France, les cinq puissances qui, de la Birmanie au Tonkin, de Koh Chang — où le « Lamotte-Picquet » mit à mal la flotte siamoise — à la mer de Java et à Iwojima, ont combattu côte à côte dans le Sud-Est Asiatique et le Pacifique.

En traçant mille crochets au milieu des îlots fortifiés qui abritent de pustuleux réservoirs à mazout ou bien gracieusement surmontés de l'entrelac de quelque pagodon, notre *Liberty* se glisse entre les bâtiments de toutes natures ancrés en rade. Après les torpilleurs, les ravitailleurs et les house-boats de la Royal Navy, ce gros bâtiment gris encore peint en guerre, c'est « The Andes », un 25.000 tonnes anglais chargé de la masse kaki de cinq mille soldats français à destination de l'Indochine. Cet autre est un modeste vapeur australien. Comme tous leurs habitués, j'aime à reconnaître les compagnies d'origine de ces vieilles connaissances : voici un « K.M.P. » hollandais, un « Blue Funnel », un « Royal Mail ». Et ce joli navire-hôpital, battant encore pavillon noir, c'est-à-dire repris aux Japonais, c'est notre cher

Digitized by Google

« Cap St-Jacques », des « Chargeurs Réunis », que le « pool » s'apprête à restituer à la France.

Passé les « landing-craft », ces péniches de débarquement dont le large museau est implacablement relevé maintenant que leur rude tâche est accomplie, enfin le « pier ». Peu de changements le long du port et dans les rues avoisinantes. Raffles Place — du nom du gouverneur de génie qui, durant les guerres napoléoniennes, conserva Singapour à l'Angleterre — est toujours aussi restangulaire et Battery Road, toujours encombrée de boutiques sous ses arcades. Le long de la cathédrale Saint-André, Westminster en miniature, des équipes de marins jouent à nouveau au football sur les gazons. Mais non loin, sous un arbre, quelques blanches croix de bois indiquent qu'un certain nombre d'hommes — fusillés par les Japonais, ou victimes d'un bombardement — ont offert ici-même leur suprême sacrifice au Dieu des Armées. Au reste la ville entière, si soignée autrefois, est sale, mal entretenue, beaucoup d'édifices sont endommagés, d'autres encore pollués par un camouflage verdâtre. Les Japonais, si fiers de leur conquête de Shonan-To : La Reine du Sud (ainsi avaient-ils appelé Singapour !) n'ont guère perdu de temps aux paisibles joies de l'urbanisme !

Si les événements n'ont pas contribué à embellir la cité, le fait qu'elle soit devenue la capitale du Sud-Est Asiatique, cette nouvelle région du monde révélée à elle-même par la guerre, semble avoir renforcé encore son animation d'autrefois. A un rythme d'enfer les véhicules se suivent : lourds camions de l'armée anglaise chargés des grappes de soldats hollandais à l'entraînement dans la péninsule malaise, voitures américaines d'une mission de liaison, taxis

Digitized by Google

grinçant et briqueballant, pousse-pousses de modèle antique démesurément élevés sur leurs roues, trolleybus gris, charrettes de tous acabits : tout ce flot est canalisé par les policiers du crû qui ont renoncé, tant elle leur serait insuffisante, à la frêle planchette d'osier suspendue jadis dans leur dos à hauteur des épaules et qu'ils faisaient changer de direction en pivotant d'un quart de tour. Ainsi la tourmente a emporté jusqu'à ces originaux *mata-mata* du Singapour d'avant-guerre.

Rapidement je refais le tour de l'île, car Singapour, située à l'extrémité du continent asiatique, est séparée de l'état malais de Johore par un petit chenal qu'un simple pont suffit à franchir. C'est en franchissant à la nage ce chenal que les Japonais s'emparèrent de la ville, incapables qu'ils étaient de l'assiéger par mer, tant ses défenses étaient puissantes de ce côté.

Au passage, je reconnais Clemenceau Road, ainsi nommée en l'honneur du « Tigre » qui, s'il ne daigna pas honorer l'Indochine d'une visite — il avait la rancune contre Jules Ferry tenace — avait reçu ici, après la guerre de 1918, un accueil triomphal. Puis ce sont les faubourgs de la cité, avec de larges espaces couverts de tombes chinoises, protubérances gazonnées protégées de l'écroulement par une pierre en forme de sabot de cheval fichée en terre. Les Chinois forment, en effet, à Singapour, avec 500.000 âmes sur un total de 700.000, l'énorme majorité de la population et le rameau d'avant-garde de cette masse de 500 millions d'hommes jaunes qui peuple l'Extrême-Orient !

Me voici de retour à la mission française, installée un peu en arrière du Cathay, au sommet d'une gra-

Digitized by Google

cieuse petite éminence, dans ce même pavillon qui avait abrité les envoyés allemands auprès des Japonais. Quelles qu'aient été pour moi ces derniers temps les attentions des Britanniques, je suis heureux de m'y retrouver dans l'agréable intimité de compatriotes ; officiers de marine, consul général intérimaire et ce camarade, le Commandant de V..., dont j'ai appris depuis la mort en combat, au Cambodge.

Mais chacun est fort occupé, car tout ce qui part ou revient d'Indochine — tant personnel que fournitures ou ravitaillement — transite inévitablement par Singapour, sans compter les arrivages extérieurs, comme les farines ou les médicaments en provenance d'Australie et qu'il faut décharger avant de les réexpédier sur Saïgon. Soldats venus de France, civils évacués d'Indochine, bien plus de cent mille Français seront passés entre les mains de la mission Comme il a fallu accélérer la rotation de nos trop rares navires pour regagner en rapidité ce que la guerre nous a coûté en nombre, c'est un travail qui a besoin d'être suivi minutieusement. Et ce sont des démarches incessantes au Cathay, à l'Hôtel Raffles, à l'Union.

Je sens ces noms d'immeubles, que j'avais quelque peu oubliés, se réincruster dans ma tête. La civilisation occidentale s'est plaquée par-dessus la vie locale du Pacifique, sans se mélanger avec elle en profondeur. Ces buildings dont chacun connaît l'existence constituent réellement les forteresses de l'influence des « Blancs » là où ils se sont installés, et leur chaîne, désormais ininterrompue, s'étend d'un bord à l'autre de l'océan. Au Victoria de Singapour répondent l'Impérial de Tokio et le Biltmore de Los-

Digitized by Google

Angelès, alimentant ainsi le « piggin » des conversations locales.

Européens et Américains n'auraient-ils pas le droit, après tout, eux aussi, de posséder un piggin qui soit le leur et dont la composition ne provienne pas uniquement d'un bizarre mélange de mots anglais déformés et de verbes chinois nasillards ?

A moins d'être un « griffin », un poney, comme on dit à Shanghaï, ou « Monsieur tout neuf », comme murmurent les pousses de Saïgon, il fallait le connaître jadis, ce langage pour pouvoir conserver la face au Métropole de Hanoï ou au Chosen de Séoul.

Comme il fallait de même avoir considéré, sur le *top* de son bungalow, l'intime satisfaction d'un de ces vieux coloniaux blafards et ridés, et qui ont trente ans d'Extrême-Orient, se carrant au fond d'un fauteuil, un verre de whisky en mains, et commençant à vous narrer ses souvenirs :

« Figurez-vous, mon cher, qu'un soir au Phya Thai... »

Oui, mais le Phya Thai — le luxueux palais de Bangkok converti en hôtel — aujourd'hui n'existe plus... du moins en tant que tel !

Et derechef l'Asie entière vient d'être secouée comme par un gigantesque tremblement de terre. J'entends qu'il s'agit d'une révolution des âmes, et non de la bombe d'Hiroshima...

Digitized by Google

Où va la Malaisie ?

Il pleut souvent à Singapour en cette saison : de longues pluies équatoriales qui courbent impitoyablement vers le sol les hampes annelées des cocotiers et des aréquiers, et allient à la fois le ciel et la terre fumante de chaleur dans la grisaille d'une vapeur épaisse et moite. Qu'importe ! Entre deux éclaircies, j'aime à me promener dans cette ville que je connais bien.

Au Raffles Hôtel, encore réquisitionné, le mélange des peuples est sans doute encore plus pittoresque qu'à Calcutta, parce qu'agrémenté par les présences de navigateurs de tous pays et aussi par celles de nombreux civils dont le séjour en Extrême-Orient s'est prolongé outre mesure ces dernières années au prix des aventures les plus diverses. Mon ami M... me raconte, devant un verre de *ginger ale,* les derniers potins de la colonie française de Sydney. R..., un solide officier de marine écossais (encore un, car plus je voyage, plus je m'aperçois que l'Empire britannique n'est qu'un immense domaine des Highlanders, qui battent de loin nos Corses dans cette forme de

Digitized by Google

colonisation intérieure !) m'explique pour la dixième fois comment ses compatriotes ont failli jadis s'emparer de Londres. Cet ingénieur hollandais m'expose ses déboires en Malaisie : non seulement les Japonais avaient emporté tout le matériel qui servait à exploiter les gisements d'étain de sa Société, mais de plus, longtemps ce furent les indigènes des environs qui grattèrent le sol et vendirent le minerai à des acheteurs marrons. Joyeux, un courtier maritime américain m'annonce la reprise des services *round the world* de sa compagnie : de Manille, par Shanghaï, un premier bateau doit incessamment arriver...

De nombreux camps anglais sont encore établis dans des jardins au milieu de la ville : les hommes couchent sous la tente, et cette immense armée verte — car dans l'armée coloniale britannique, tous les uniformes et le linge sont couleur de jungle — se répand dans les rues au crépuscule, se mélangeant aux matelots arabes en bleus de chauffe, aux soutiers nègres, aux Malais couleur pains d'épices et aux Chinois.

Ces promeneurs d'un genre particulier — le genre de tous les soldats de toutes les armées du monde quand ils se promènent — font sagement queue devant les « Officers Shops » ou les « Army and Navy Stores », qui leur fournissent à bon compte ce dont ils ont besoin, ou encore devant les locaux de la N.A.A.F.I., l'équivalent en beaucoup plus considérable de notre Service Social aux Armées. Désœuvrés, on voit la foule de ces « other ranks » (j'aime beaucoup cet euphémisme désignant la troupe : « ceux d'un autre rang » que les officiers) hanter les *cafeterias* qui sont « in the bonds », c'est-à-dire autorisées, ou flâner dans les rues, discutant avec quel-

Digitized by Google

que marchand d'occasion — ils ne manquent pas ! — du prix de menus timbres-poste ou d'une liasse de billets japonais emportés à titre de souvenir... A vrai dire, ces billets avaient été émis en telle quantité que, les premiers jours de la libération de Singapour, les rues en étaient jonchées...

Mais ce détail, que je relève entre bien d'autres, permet de s'apercevoir que dans la Malaisie beaucoup plus qu'aux Indes, la guerre a laissé derrière elle des traces autrement profondes. C'est un phénomène que nous retrouverons en Indonésie également... Pour les Indiens en lutte déjà depuis des années pour leur indépendance, le vaste conflit où ils ont été entraînés, constituait, en même temps qu'une source d'enrichissement, une occasion qu'ils n'ont pas négligée de réaliser leurs vœux contre l'Angleterre. Alors qu'à Singapour comme à Batavia, l'occupation nippone a tout de même duré quatre longues années, l'inflation venant par surcroît saper une économie jadis une des plus prospères du monde.

Je n'ignore pas que le gouvernement de Londres s'est empressé aussitôt qu'il l'a pu d'intenter leur procès aux criminels de guerre japonais, dont je suis allé voir tout à l'heure les têtes sournoises et les crânes rasés, mais il a fort à faire pour remonter — ici aussi ! — une pente qui fut si longtemps descendue. Si ce sont des corvées de prisonniers nippons qui ont achevé d'aplanir le grand aérodrome de Changi, aux portes de la cité, les populations de Singapour se souviennent fort bien que ce furent des milliers de soldats britanniques, alors captifs, qui le commencèrent.

Et dans quelles conditions s'est produite la capi-

Digitized by Google

tulation de Singapour en 1942 ? On en raconte beaucoup là-dessus...

Ce terrain est si mouvant qu'on a même pu assister à cet événement paradoxal que je prie mes lecteurs d'Europe de méditer : la population chinoise de Singapour s'apprêtant, en février 1946, et jusqu'à ce que la défense lui en fût finalement faite, à célébrer l'anniversaire de la chute de la ville et de la victoire des troupes japonaises ! Parfaitement ! Une fois battu le « *Dai Nippon* », certains Célestes en sont venus à ne plus vouloir se souvenir que de la solidarité qui doit unir entre eux les peuples de couleur jaune, unis dans un fraternel effort contre les Européens... Le malheur est que cette thèse est précisément la même qu'invoquait le gouvernement de Tokio : celle de la « Grande Asie Orientale » avec sa sphère de « coprospérité »... Voilà qui promet pour l'avenir !

Quoi qu'il en soit, c'est d'abord sur le terrain de l'économie que l'amiral Mountbatten, lorsqu'il commandait encore le S.E.A.C. et son adjoint lord Killearn, le « dictateur au riz », avaient immédiatement fait porter leurs efforts. Des importations massives de toutes les parties de l'Empire — destinées peut-être aussi à éviter que l'Amérique s'emparât d'un marché tentant redevenu libre ? — ravitaillèrent sitôt après sa libération un Singapour affamé. D'énormes affiches, placardées en toutes les langues à travers la ville et dont il subsiste quelques-unes, invitaient Malais et Célestes à la patience : « Don't buy now ! N'achetez pas maintenant, les marchandises vont venir ! »

En effet, m'étant moi-même absenté de Singapour pendant plusieurs mois, je pourrai constater, à mon

Digitized by Google

retour, qu'à la suite d'arrivages massifs, le prix du tabac est tombé verticalement : pour un même dollar (local !) le petit loupiot chinois du coin de la rue me déposera un beau matin dans la main trois paquets de cigarettes au lieu d'un seul !

Il en résultera, au bout de peu de temps, une reprise évidente des affaires, d'autant qu'en définitive les plantations de caoutchouc, qui sont certainement les plus importantes du monde, n'ont pas été abimées par la guerre et que malgré la concurrence du « synthétique », le grand ennemi de la Malaisie, les prix sont encore fort rémunérateurs. De même cet autre produit rare, l'étain, atteint bientôt une cadence d'extraction qui avoisinera les 50 % de la production d'avant-guerre, ce qui est un assez joli redressement.

Malheureusement, en ce début d'année 1947, d'autres soucis attendront le premier Gouverneur Général de la Malaisie, Sir Malcolm Macdonald, qui a succédé aux autorités du S.E.A.C. A retardement il apparaît que le conflit mondial a causé dans le pays un tel déséquilibre que le palliatif de seules mesures économiques est sans doute insuffisant.

C'est qu'en effet, depuis la guerre, un conflit latent dresse désormais contre les Chinois de Singapour les Malais, jusqu'ici si paisibles, mais qui ont eux-même, à la faveur des événements, pris une plus nette conscience de leur nationalité. Il en résulte, pour la première fois dans l'histoire de la Malaisie, des rixes constantes qui opposent les naturels du pays à leurs trop envahissants voisins.

Ceci ne gênerait pourtant pas trop les Anglais, si, en même temps, les partis nationaliste et communiste ne se retournaient contre l'administration locale, vitu-

Digitized by Google

pérant contre Londres et contribuant à créer dans la région un état d'insécurité. C'est à des actes de pillage caractérisés qu'on assiste dans toute la région. Et comme au bon vieux temps, quelques jonques débarquent parfois leur contingent de pirates le long des côtes.

Toutes ces manifestations si diverses d'origine menacent de vouloir converger vers un semblable résultat : paralyser l'activité de Singapour ! Mais elles ne sont pourtant qu'un commencement...

Digitized by Google

La grande maladie du Sud-Est Asiatique

Lorsque je ne sais quel état-major de Londres proposa pour Lord Mountbatten le titre de commandant des forces du Sud-Est Asiatique, ce fut là une heureuse trouvaille.

Si les drapeaux du S.E.A.C. flottaient bientôt sur cette région du monde — si nettement prédestinée à constituer le milieu intermédiaire entre l'Inde et la Chine — celle-ci n'avait jamais reçu des géographes, du fait sans doute de son éparpillement entre plusieurs pays, de véritable nom de baptême. Seuls les anciens Indiens, considérant leurs colonies installées un peu partout jusqu'à Singapour et même au delà, en pays Khmer ou à Bali par exemple, l'avaient appelée « Farther India », l'Inde Extérieure. Or ce terme ne pouvait évidemment tenir compte, et pour cause, des invasions d'origine chinoise qui allaient s'abattre sur ces terres au cours des six siècles à venir.

Que le Sud-Est Asiatique ait été le témoin autrefois de conflits incessants, les travaux de nombre de savants l'ont actuellement démontré. Les Shans dans

Digitized by Google

le nord de la Birmanie ou les Thaï avant de s'installer au Siam, sont incontestablement des peuples descendus du Thibet en se coulant le long des vallées des grands fleuves issus de la montagne. Mais les inoubliables ruines du temple d'Angkor sont là pour attester la sévérité des luttes que les rois Khmers soutinrent jusqu'au XIIe siècle de notre ère à la fois contre les Thaï et contre leurs voisins du Tchampa, que d'ailleurs les Annamites, s'infiltrant eux-mêmes vers le sud en partant du Tonkin, devaient ensuite anéantir.

Plus près de nous, à la faveur de la paix enfin imposée par l'Europe dans ces contrées, des colonies entières de Chinois, venus plus simplement par mer ceux-là, en ont bel et bien par contre réentrepris un peu partout le subtil envahissement...

Quoi qu'il en soit, il est clair qu'aujourd'hui le Sud-Est Asiatique a littéralement reconquis son droit à l'existence — une existence au moins nominale. Le malheur est que ce soit au milieu des affres présentes de la colonisation...

En effet, non seulement Singapour et la Malaisie, mais aussi la Birmanie, l'Indonésie, l'Indochine, nous le verrons tout à l'heure, avaient souffert du premier bouleversement de toutes choses qu'ont apporté ici avec eux les Japonais. Sur quoi, tous ces pays splendidement riches ne constituent pas pour rien un « arsenal à dollars » susceptible de venir en aide aux pays européens pour leurs paiements à l'Amérique.. Derechef le feu y couve de plus belle et ne s'éteint plus, passant de l'un à l'autre ! Oui, vraiment, l'unité du Sud-Est Asiatique est bien démontrée !

Si le Siam, plus ou moins retombé sous la sévère

Digitized by Google

dictature militaire de Songgram Pybul, demeure relativement calme, la Birmanie, depuis le malheureux assassinat d'Aung San ne parvient pas à retrouver son équilibre. Elle a eu beau changer son nom en celui d'Union Birmane pour pouvoir faire place à ses minorités, Shans, Karens, Kachins, ses *dacoïts* y battent sans discontinuer la campagne, volant et pillant, et ses « Volontaires du Peuple » menacent plus que jamais le gouvernement de Thakin Nun, au point que celui-ci a été obligé un moment de demander à Delhi l'aide bénévole des troupes indiennes....

Mais le véritable fait nouveau de ces derniers mois, celui qui témoigne bien de ce que j'appellerais presque un excès de coïncidences, c'est qu'après l'Indonésie, après l'Indochine, la révolte vient à son tour de gagner la Malaisie.

Or, ici, la situation n'était pas du tout semblable. Batavia, Saïgon avaient été, dès la capitulation du Mikado, occupées par des éléments insurrectionnels auxquels les Japonais avaient volontairement, et non sans intentions lointaines, cédé la place ; d'où la prolongation des désordres dans ces villes même après le retour des Européens. Alors qu'à Singapour, nul ne l'ignore, les Anglais avaient, eux, reçu en personne l'offrande des sabres des généraux nippons.

Là où il y eut donc maldonne est que, cherchant à rattraper des événements menaçants, le gouvernement de Londres se hâta peut-être trop alors de vouloir donner à la Malaisie une Constitution. Désireux de satisfaire une opinion publique, il ne s'est pas mis suffisamment à la recherche des composantes de cette opinion et fit une excessive confiance aux doctrines dogmatiques du Colonial Office.

Digitized by Google

J'étais encore à Singapour lorsqu'on y discutait la « Déclaration des Principes » de Londres :

— Les Anglais nous donnent une Constitution avec un rouleau à vapeur, me dit un jour un de mes interprètes malais, garçon fort intelligent.

C'était un peu cela en effet. Et il fallut d'ailleurs que les Anglais modifiassent leurs premiers projets.

Aujourd'hui, finalement, la Malaisie ne constitue plus un fouillis inextricable d'états comme avant la guerre, mais une fédération de ces neuf sultanats aux noms exotiques si agréables à l'oreille, Perak, Selangor, Trangganu, etc., groupés, en même temps que les établissements anglais de Malacca et de Penang sous l'autorité d'un Haut-Commissariat de la Malaisie. Le Haut-Commissariat, à son tour, faisant partie d'un Gouvernement Général qui comprend, outre Singapour demeurée colonie de la Couronne, la portion britannique de Bornéo et diverses autres petites colonies, Sarawak, Labuan, etc., de la région.

Il n'y aurait rien eu à redire à cette pyramide administrative si, en même temps, les Anglais, n'avaient pas introduit une véritable bombe dans ce coin, un des plus intimes de cette Asie raciale et volcanique, sous forme de ce droit accordé à « tous ceux qui ont fait du pays leur patrie de prendre leur part » dans les institutions politiques de la Malaisie. C'était vouloir esquiver les difficultés et en peu de mots naturaliser Malais quelques centaines de milliers de Chinois... Malheureusement, le temps des « Chinois du Roi », comme on disait autrefois, bons et loyaux sujets de Sa Majesté, est fini et bien fini !

Telles sont les conditions où l'Angleterre a promulgué sa Constitution, ayant inquiété ou à peu près tout le monde : la féodalité des sultans malais qu'elle

Digitized by Google

a, pour une large portion, dépouillé de leur autorité ; la jeunesse malaise qui, détestant les sultans, les soutient cependant parce que c'est un moyen commode d'exprimer son nationalisme ; les Chinois enfin, qui savent que, malgré tout, les Anglais leur préfèreront toujours les Malais, mais dont bon nombre sont des agents de la Chine communiste, continuant à comploter avec les naturels du pays et n'attaquant que leurs compatriotes du Kuomintang... que les Anglais alors protègent.

Le riz étant demeuré exagérément cher, les dépôts d'armes datant de la guerre nombreux, la profondeur de la jungle favorisant au surplus les coups de main, les frontières du Siam étant proches, la Malaisie fait donc à son tour l'apprentissage de la vie politique par l'insurrection larvée et sous les rafales des « Spitfire », plutôt que par les voies que le cabinet de Londres lui avait ménagées.

La confusion des temps est telle qu'à part les membres des syndicats, souvent ces insurgés ne savent même pas exactement pourquoi ils combattent ? Mais il est significatif de constater qu'il existe parmi eux un parti pan-Malais lequel réclame l'union avec la République Indonésienne, nouvelle illustration de ce mélange de nationalisme et de communisme qui caractérise les pays asiatiques.

Quoi qu'il en soit, la boucle est aujourd'hui bouclée, et voici maintenant le Sud-Est Asiatique, en unanime révolte, ayant fait un front commun contre l'Europe qui, d'ailleurs, en cette région du monde tout au moins, en fait à peu près autant.

Pourtant le plus remarquable de l'histoire n'est-il pas que le Sud-Est Asiatique constituant en définitive une immense barrière qui sépare l'Océan Paci-

Digitized by Google

fique de l'Océan Indien, l'infection, partie de ce premier Océan, aît gagné les rivages du second, risquant de mettre ainsi en échec les plans et les concepts stratégiques de l'Angleterre ?

Digitized by Google

Difficile naissance de l'Indonésie

Digitized by Google

Digitized by Google

Nouveaux visages de Batavia

C'EST en survolant Sumatra que j'ai repris avec les Indes Néerlandaises — avec l'Indonésie comme on dit aujourd'hui — un contact interrompu depuis 1932.

Singapour quitté alors que la nuit pâlissait à peine, l'aube surprendra notre avion galopant au-dessus du tapis vert sombre et qu'on dirait moelleux de l'île sauvage. Bientôt les forêts feront à leur tour place à de rudes chaînes de montagnes dégringolant à la verticale, en de larges pans de roc rougeâtre, vers le fond de vallées encaissées que nous franchissons d'un coup d'aile. Puis de nouveau la mer scintille à l'horizon, une mer toute bleue, immense, épanouie, souveraine. De ce rivage occidental de Sumatra jusqu'aux côtes de Madagascar, l'Océan Indien se vautre dans les 10.000 kilomètres de sa plus grande largeur. On pense à Lautréamont : « Je te salue, vieil océan, ô grand célibataire... »

Et nous atterrissons à Padang, un nom qui résonne souvent aux oreilles des habitués du temple

Digitized by Google

de la rue Vivienne : de grosses sociétés françaises ont en effet investi ici, en grande partie dans de vastes plantations de caoutchouc, des capitaux importants. Mais il est pour l'instant difficile de savoir où en sont ces plantations, car l'aérodrome sur lequel nous nous sommes posés est entouré de barbelés et gardé à vue. J'apprends cependant d'un officier hollandais, que les environs sont impraticables, les Indonésiens en révolte tenant pratiquement tout Sumatra à l'exception des quelques têtes de pont sur les côtes, dont Padang précisément.

Deux heures plus tard, ayant franchi l'Equateur, nouvel atterrissage à Palembang, où je suis davantage chez moi car j'ai touché jadis cet aéroport. Si, du haut du ciel, je reconnais cette ville très particulière, bâtie en grande partie sur pilotis le long de la Mœwi aux eaux couleur de café au lait, la grande raffinerie de la K.N.P.M. que j'avais visitée semble par contre avoir quelque peu souffert. On s'y est battu assez dur du temps des Japonais, comme chaque fois qu'il est question de pétrole. Palembang est d'ailleurs dans la même situation que Padang, à savoir que la révolte continue à gronder dans le voisinage.

A deux heures de l'après-midi nous atteignons Batavia, avant le déclenchement d'un de ces gros orages dont Java offre la spécialité, en cette saison. Je pensais être attendu à l'aérodrôme, géré par la R.A.F. et où les Hollandais semblent faire un peu figure d'invités. Mais c'est aujourd'hui dimanche et personne n'est là. De plus, il règne sur le terrain et dans les bureaux une activité fébrile, accompagnée d'un monumental désordre, dont j'aurai plus tard l'explication.

Digitized by Google

J'obtiens finalement l'autorisation de grimper dans un camion qui, par des rues grouillantes, me conduira en plein centre de la ville où j'échouerai — c'est bien le mot ! — au siège des R.A.P.W.I., c'est-à-dire de l'organisation qui s'occupe du rapatriement des prisonniers de guerre et internés : que faire de moi ? Mais la traditionnelle obligeance de nos amis Hollandais pour des Français est inépuisable, et mes bagages ne tardent pas à prendre le chemin de l'Hôtel des Indes.

Ma curiosité ainsi alertée, tous ces avatars m'ayant fait comprendre que la situation à Batavia est encore plus difficile que je ne l'avais présumé, mon premier soin est d'enquêter dans la cité. La chose est longue, car Batavia est constituée par la réunion de tout un ensemble de localités : Weltevreden, Meester Cornelis, Tandjong Priok, groupant plus d'un demi-millions d'habitants autour des maisons de la ville basse, que des raisons d'hygiène ont fait déserter et abandonner aux Chinois...

C'est pourtant à travers ce Batavia des temps primitifs que j'ai pris le plus grand plaisir à me retrouver, considérant avec le même étonnement qu'il y a quinze ans ces demeures altières de briques rouges, très style Guillaume le Taciturne, dont les façades inchangées se reflètent comme à Amsterdam dans les eaux glauques des canaux.

En les construisant, les premiers colons hollandais de l'époque s'imaginaient sans doute pouvoir transporter en ces lieux nouveaux les habitudes et les coutumes de leur lointaine patrie... Et il est aujourd'hui plaisant d'imaginer quel devait être, sous l'implacable soleil de Batavia, le spectacle paradoxal de ces gentilshommes habillés de velours d'Utrecht, étouf-

Digitized by Google

fant héroïquement sous le carcan de leur fraise... et délibérant du supplice du traître Peter Eberfeld, qui tenta — déjà ! — de soulever les indigènes, et dont la tête recroquevillée était encore exposée, il n'y a pas si longtemps, au haut d'un mur.

D'ailleurs les Hollandais ne furent certes pas seuls en leur siècle à se bercer de semblables illusions. Avant eux les Espagnols, à Manille, et les Portugais, à Macao, avaient procédé de même façon, tentant avec le concours d'innombrables missionnaires, d'assimiler et de convertir leurs sujets coloniaux. Mais que reste-t-il aujourd'hui, précédent peu rassurant, des empires d'Henri le Navigateur et de Charles-Quint ?

J'évoque ces empires alors que, longeant le canal de Molenvliet, si charmant autrefois et si bourbeux aujourd'hui, je remonte vers Weltevreden, dont le nom signifie, hélas, la « Paix du Monde ». C'est un désastre. La ville moderne que j'ai connue semblable à un jardin est maintenant noire et sale, enlaidie comme à plaisir par les Japonais possédés décidément par la passion du camouflage. Ses rues sont défoncées. Les herbes se sont infiltrées partout entre les maisons et sur les trottoirs. Les boutiques ouvertes sont mal achalandées. Le magnifique « Club Harmonie », aux lambris jadis immaculés, le plus ancien club de l'Extrême-Orient, qui s'énorgueillissait de n'avoir jamais fermé ses portes depuis sa fondation, appartient à l'Y.M.C.A. : « Marines » anglais et troupiers néerlandais s'y exercent au billard. L'immense Konigsplein, où plusieurs places de la Concorde tiendraient à leur aise et sur laquelle on célébrait chaque année le *pasar gambir*, la grande foire qui attirait des exposants de milliers de kilo-

Digitized by Google

mètres à la ronde, est redevenue semblable à un coin de brousse.

Jusqu'à la colonne dressée sur Waterlooplein pour célébrer la chute du « tyran militaire » — c'est de Napoléon qu'il s'agit, car Java fut théoriquement française, Louis Bonaparte régnant sur les Pays-Bas — qui n'ait été envoyée à la fonte au Japon. Un charmant sujet de plaisanteries entre Hollandais et Français d'avant-guerre curieusement disparu !

Je n'ai qu'à retourner à l'Hôtel des Indes : alors que le vaste bâtiment n'est plus, dans son actuelle déchéance, qu'un caravansérail bondé de familles entières sans abri, mes hôtes improvisés ont eu cette nouvelle gentillesse de me réserver, à ma confusion, une chambre magnifique où rien n'a changé du confort raffiné des hôtels de Java au beau temps jadis. Sous la moustiquaire, j'aperçois même, sur le lit, la rituelle « dutch lady », c'est-à-dire le coussin qu'on intercale la nuit entre ses jambes pour avoir moins chaud.

Par contre le dîner, servi dès avant dix-huit heures sous l'œil énigmatique des serveurs javanais, se ressent étrangement des restrictions de l'heure. Un seul plat, excellent d'ailleurs, et c'est tout. Qu'est devenu le classique défilé des quatorze boys enturbannés, défilant à la queue-leu-leu et empressés à servir à leurs clients le *rijs-ttafel* agrémenté de ses multiples ingrédients ? C'est ainsi que j'avais, à ma grande joie, été accueilli autrefois, à l' « Oranje » de Sourabaya...

Or ces temps-là ont disparu ! Et le spectacle de la rue, ce soir, me le confirme encore...

La ville est maintenant quasi-déserte, car le couvre-feu va bientôt sonner pour les Javanais. Seuls circulent encore, obstinés, quelques vendeurs de fruits

Digitized by Google

délicieux : mangqustans, sapotillés et surtout *rambœtan,* dont les écorces écarlates et hérissées jonchent le sol à cette heure. Partout des Hollandais en armes, sentinelles ou patrouilles, car la ville est encore très incertaine la nuit venue. Hors le restaurant chinois *Dai Tong* — le Grand Est ! — et le Club des officiers installé dans l'ancien dancing « La Conga », où les prix sont exorbitants, vous ne sauriez comment passer votre soirée ? Par le moindre *Wayang,* ce jeu d'ombres, pas davantage de bruit de *gamelang,* cet orchestre de cuivres typiquement javanais, dont j'aime les notes grêles et bondissantes, et qui scandait autrefois l'activité des quartiers populaires.

Nous ne sommes encore qu'en 1946, et je n'ai pu m'empêcher, ce soir-là, de penser qu'à se prolonger ainsi la guerre « non déclarée » d'Indonésie risquerait bien de ne pas finir de sitôt.

Digitized by Google

Hollandais et Indonésiens

Les hommes qui ont maintenant passé quarante ans se souviennent qu'il y a une vingtaine d'années la nouvelle d'une grave révolte parvint des Indes Néerlandaises. Une partie de la flotte s'était mutinée... On parla de l'incident quelques semaines. Puis le silence se fit sur ce qui n'avait été qu'un épisode des luttes séculaires de la colonisation.

Au contraire, emportés par la vague de prospérité qui balayait alors le monde, les Hollandais semblaient parachever leur œuvre, avec le concours empressé des populations. Depuis qu'il y a trois siècles, les frères Houtman, créateurs de l'évocatrice Compagnie des « Terres Lointaines », avaient débarqué à Java et Jan Pieterson Coen, fondé Batavia, les libres citoyens du royaume des Pays-Bas avaient su bâtir sur ce territoire une civilisation nouvelle qu'on pouvait croire indestructible. Plus de 300.000 Hollandais et assimilés, issus de nombreuses unions avec les Javanais, attestaient, en vivant à demeure dans ce pays d'une richesse agricole inouïe, la permanence de cette œuvre.

Digitized by Google

De leur côté les soixante-cinq millions d'autochtones frappaient par leur douceur et leur gentillesse sans contrainte. Ceux de Macassar n'avaient, il est vrai, que bien peu de rapports avec ceux du centre de Java, de même que ces derniers avec les Suddanais de la région de Batavia ou les plus sauvages Bataks de Sumatra. Pourtant, entre ces peuples de races très diverses, un premier facteur d'unification existait : la religion. Certains étaient chrétiens, comme à Amboine ou à Fort de Kock, mais la croyance générale du pays demeurait l'Islam, qui groupait plus de cinquante millions de fidèles : un Islam à la mesure de Java, plus paisible qu'en tout autre coin de notre planète. De plus tous parlaient le malais, ce facile et chantant espéranto de l'archipel, bourré, depuis Albuquerque, de mots portugais.

Négligeant les avertissements qui leur arrivaient parfois des deux petites principautés indépendantes de Djockja et de Soerakarta dans le centre de l'île, où les habitants répétaient avec trop de ferveur les strophes de l'hymne nationaliste « Indonesia », à l'époque séditieux, les Hollandais s'étaient endormis sur le mol oreiller de la confiance. Enfermés au fond de leur luxueux *kraton*, que pouvaient contre eux le *susuhnan*, ou sultan, de l'une et l'autre ville, sinon se plier aux désirs de leur « grand frère », le résident placé auprès d'eux par la confiance de sa très gracieuse Majesté, la reine Wilhelmine ?

Quant à Batavia, il suffisait de se pencher, suisant la pittoresque expression locale, sur la « piscine » du Volksraad, pour avoir des choses une charmante et rassurante idée : tant les représentants composant ce Conseil du Peuple — hommes aux visages roses, héritiers des traditions de la « Vieille

Digitized by Google

Patrie » ou gens de gauche aux teints plus basanés — discutaient avec calme et courtoisie.

Sous ces apparences trompeuses, la réalité se distinguant mieux aujourd'hui à la faveur des événements, les Hollandais eurent le tort de ne pas suffisamment prendre en considération les premières protestations de certains intellectuels javanais plus avancés d'idées et plus remuants. Gens d'affaires, gens pratiques, nos voisins d'Amsterdam ont cru trop longtemps que la politique du « social » demeurerait payante et suffirait à ruser avec les lois, pourtant particulièrement précises en matière coloniale, de l'évolution des peuples : par opposition au honteux système des « cultures forcées » qui avait jadis enrichi Java, assurer le bien-être de leurs protégés en se bornant à les consulter d'une manière théorique leur parut une ligne de conduite qui ne pouvait pas ne pas être rentable. Leur poigne demeurait en même temps, d'ailleurs, assez rude. Ce fut le régime du *rust en ordre* et du *zachte zwang*, de la « tranquillité et l'ordre », et de la « contrainte douce », se traduisant au besoin par l'exil pour les systématiques mécontents.

Telle est l'erreur qu'ils devaient bientôt expier et qu'ils expient encore, et c'est pourquoi je retrace cette histoire pour la propre édification de mes lecteurs et la clarté des chapitres suivants.

L'armature hollandaise était néanmoins si solide qu'il aura fallu le déclenchement du gigantesque conflit mondial, la ruée des Nippons sur le Pacifique, l'effacement subit et total des Pays-Bas et les spectacles des humiliations qui furent infligées à leurs ressortissants pour qu'enfin Java se précipitât à son tour dans la mêlée. Chauffés à blanc par quatre an-

Digitized by Google

nées d'une propagande japonaise, qui s'exerçait même sur les vignettes des boîtes d'allumettes, les gens de Batavia acclamèrent les vieux leaders révolutionnaires Sœkarno et Hatta, au cri mille fois répété de *Merdeka,* — Liberté ! — lorsqu'à leur retour de Saïgon, où ils avaient été convoqués au G.Q.G. de leurs envahisseurs, ceux-ci proclamèrent la souveraineté de la République Indonésienne. La chose se passa peu après l'explosion de la bombe d'Hiroshima, très exactement le 17 Août 1945.

Ce n'est pourtant pas que les Japonais eussent traité les Javanais d'une manière bien libérale. Tokio avait procédé en Indonésie pendant trois ans à la manière tudesque : c'est par centaines de milliers que des coolies furent déportés pour des travaux de guerre dans les régions voisines, d'où la plupart ne sont jamais revenus. Toute les richesses du pays étaient passées sous le contrôle des Nippons, lesquels n'avaient paru jusqu'alors que fort peu enclins à reconnaître l'indépendance de Java.

Mais si le Mikado capitulait, ses généraux étaient demeurés prévoyants... Et, de toutes façons, le Japon avait joué dans l'archipel un rôle catalyseur et déchaîné des forces qui ne demandaient, le moment venu, qu'à voir le jour :

« Les Indonésiens, affirmait aussitôt un de leurs nouveaux chefs, seront toujours reconnaissants envers les Nippons. Intentionnellement ou non, ils ont fait naître l'unité parmi nous et ont stimulé notre nationalisme. »

Telle est en définitive, aussi rapidement que possible résumée, l'histoire des rapports de ces dernières années entre Hollandais et Indonésiens. Elle explique comment et pourquoi, la faiblesse de la position des

Digitized by Google

Hollandais ayant été ainsi dévoilée par la guerre, leurs difficultés n'allaient faire que croître et embellir malgré la capitulation du Japon, au point de se perpétuer jusqu'à aujourd'hui.

En effet, il s'était somme toute passé à Batavia le même phénomène que nous retrouverons plus loin à propos de l'Indochine : à savoir que l'évanouissement des Nippons fut si rapide qu'il avait été matériellement impossible aux Hollandais de réintervenir à temps sur la scène politique de Java, alors qu'au contraire l'union se scellait sur l'heure entre les différents partis indonésiens.

On comprend mieux dans ces conditions les hésitations de Lord Mountbatten à avoir donné l'ordre à ce moment-là d'attaquer Java.

Les Anglais se seraient battus pour qui et pour quoi ? Ils n'ignoraient pas que les Etats-Unis, jouant alors une politique d'affranchissement des peuples coloniaux de laquelle ils sont bien revenus depuis, auraient vu cette attaque d'un mauvais œil. De plus ils n'avaient guère que des troupes indiennes à lancer dans la bagarre : était-ce bien le moment alors que, déjà, le séparatisme des Musulmans du Pakistan se dessinait aux Indes et que, précisément, l'Islam a en Indonésie d'aussi fortes racines ?

Quant à pousser en avant les troupes hollandaises, celles-ci étaient trop peu nombreuses, les divisions équipées depuis en Malaisie n'existant pas encore à l'époque. Et puis qui prouvait qu'elles eussent été capables de ramener l'ordre dans le pays ; et à quel prix ? Car les T.K.I. indonésiens — l'Armée de Sécurité du Peuple — paraissaient pourvus de toutes sortes d'armes, et jusqu'aux tanks et aux avions qu'en

Digitized by Google

plus de nombreux déserteurs n'avaient pas manqué de leur repasser les Japonais.

Ainsi étant née, par la force des circonstances, la doctrine du Gouvernement de Londres que les troupes britanniques ne devaient demeurer présentes à Java que dans le seul but humanitaire de liquider la guerre qui venait de se terminer : rassembler, désarmer et rapatrier les prisonniers japonais ; contribuer à libérer les Européens détenus dans l'intérieur de l'île. Pour le reste, laisser les Hollandais et les Indonésiens se débrouiller entre eux, quitte à les aider à l'occasion d'avis et de conseils.

J'ai assisté sur place à la clarification de cette politique, les troupes anglaises encore en place quittant progressivement l'Indonésie.

Pourtant les Hollandais, fatalement plus intéressés que leurs grands alliés à la question, piétinaient d'impatience et conservaient ce sentiment toujours fâcheux, qu'ils avaient été empêchés de réoccuper Java par l'action de forces ou d'intérêts invisibles. J'imagine qu'ils en ont même conçu une certaine rancune, sinon quelque désir de revanche, qui n'a probablement pas facilité la poursuite des négociations ultérieures.

Digitized by Google

L'imbroglio de Java

La grande distraction de Batavia en ces moments troubles était une promenade le long de Nordvijk. Il s'agit d'une des principales artères de la ville, en bordure d'un de ces canaux autrefois soigneusement entretenus, mais qui avaient pris la fâcheuse habitude, depuis le début de l'insurrection, de charrier de temps à autre quelque cadavre.

N'importe, un marché s'était improvisé ici dont le pittoresque eût fait pâlir d'envie tous les amateurs fréquentant la Porte de Saint-Ouen au temps où la Foire aux Puces y élit domicile. Au vrai, le principal intérêt de Nordvijk, ce qui lui donnait tout son piquant, c'était que tout le monde savait fort bien que les innombrables marchandises exposées sur le trottoir ne pouvaient provenir d'autre source que des vols et rapines commis dans les demeures des environs, ou plus simplement du pillage des docks de Priok, le port de Batavia.

Nimporte, Nordvjik contribuant à réhabituer les populations aux notions journalières d'achat et de vente, il fallait bien en passer par là et des barres

Digitized by Google

de savons aux bas de soie, en y ajoutant d'innombrables montres ou autres objets plus précieux, les Hollandais rachetaient avec un sourire forcé, et naturellement à des prix invraisemblables de cherté, ce qui en définitive leur avait appartenu. Quant aux marchands javanais ou chinois, ils conservaient la mine innocente de ces favorisés du sort qui savent, sans même l'avoir appris, qu' « en fait de meubles, possession vaut titre » comme l'affirme notre Code Civil.

Mais si Nordvijk grouille de monde, on ne saurait dire, alors que je m'essaie à approfondir ma connaissance de Batavia, que la ville soit, à part ce chancre, bien attrayante. La population qui circule en rangs serrés dans les rues et a conservé ses innombrables bicyclettes du temps de paix, a incontestablement perdu son amabilité et sa spontanéité d'autrefois. Il est visible qu'aujourd'hui chacun dissimule ses pensées, observe et évite à la fois son voisin. Les visages sont fermés, les regards souvent hostiles.

Le pittoresque lui-même a disparu ! Les hommes ne portent presque plus le multicolore *sarong* de batik ceignant les reins. Heureusement les femmes sont restées attachées aux couleurs tendres et au cartilage de poisson qui, passé autour du poignet, protège contre les maladies.

Cependant, la réalité était beaucoup plus complexe, encore que je n'y avais pris garde au premier abord. Je commençais à le comprendre lorsque je remarquai que des drapeaux indonésiens, rouge et blanc, flottaient impunément sur certains édifices. Il existait en vérité à Batavia, enquête faite, une extraordinaire confusion, voisine de l'anarchie et que je résumerai ainsi : deux gouvernements, deux armées et deux

Digitized by Google

monnaies superposaient l'un l'autre leur autorité ou leur usage dans la ville. Ces deux gouvernements étant respectivement hollandais et indonésien ; les deux armées, hollandaise et britannique ; les deux monnaies, hollandaise et japonaise. De quoi percevoir en effet que tous les éléments troubles du monde puissent continuer à s'en donner à cœur de joie dans la cité et expliquer en toute justice la réserve de la population !

Comment les choses en sont-elles venues là ? Laissons à part la question des quelques rares « rœpiah » nippones circulant encore concurremment avec le « gulden » et qui sont depuis longtemps en voie de disparition. Les gouvernements hollandais et indonésien voisinent, parce que, possédant antériorité dans le temps, tout au moins par rapport à la capitulation nippone, la république instaurée par le docteur Sœkarno et par M. Sutan Sharir n'a jamais été officiellement abolie à Batavia lorsque les troupes alliées ont pu s'y réinstaller un peu plus tard. Et, comme on le sait, si les militaires hollandais avaient été tentés de le faire, ils en auraient été retenus par le commandement britannique de l'époque auquel ils étaient subordonnés.

C'est dans ces paradoxales conditions que, cependant que les sentinelles néerlandaises montent autour de Batavia une garde aussi vigilante que celle des *pemœdas*, « les jeunes », qui leur font face et battent les campagnes, les trains circulent entre la ville et l'intérieur du pays et le service postal fonctionne : ceci pour la raison qu'en plein Batavia les chemins de fer et les bâtiments postaux sont la propriété, et les employés, les fonctionnaires de la République indonésienne ! Moyennant quoi entre le gou-

Digitized by Google

verneur général Van Mook, réinstallé dans son palais et le gouvernement de Djockjakarta, dont la représentation et même des services de propagande, ce qui est bien le comble, sont également logés en ville, les négociations peuvent continuer...

C'est pourquoi, Java étant dans son intégralité — à l'exception de Batavia naturellement, des deux autres têtes de pont de Samarang et de Sourabaya et du minuscule îlot assiégé, à l'intérieur, de Bandoeng — aux mains des Républicains, je n'eus guère d'autre solution, pour tenter au moins d'avoir une nouvelle impression de l'île, qu'emprunter un avion.

Du haut des airs, les campagnes — paradoxe trompeur — semblent intactes et la vie, normale. Damier sans fin des rizières, dont les eaux reflètent, comme une mosaïque, l'image du ciel tourmenté. Interminables rangées de filaos bruissant au long des routes. Villages dont les demeures sont encore coiffées du classique toit en forme d'entonnoir. Viviers et fleurs devant les portes, ainsi que l'inévitable cage aux oiseaux juchée au haut d'un mât. Murailles compactes des cannes à sucre (Java en était le deuxième producteur du monde) dont les mélasses allaient s'accumuler dans les ports en d'immenses cuves que le voyageur non prévenu identifiait tout d'abord comme autant de réservoirs de pétrole. Haies de bambous et palmeraies émeraude accompagnant l'écran mauve et dentelé des innombrables volcans que je parviens à reconnaître, le Salak, le Merapi, et loin, beaucoup plus loin, presque invisible, le Bromo, dont on gagnait jadis le cratère à cheval.

Ces volcans, dont la chaîne ininterrompue constitue la véritable ossature géologique de Java, sont intimement liés à l'histoire de l'île. C'est sur les plan-

Digitized by Google

tureux territoires qui s'étendent à leurs pieds qu'a fleuri, jusqu'au XIIIe siècle de notre ère, une civilisasation hindouiste raffinée qui ne fut pas sans rapports avec celle, à la même époque, du peuple Khmer au Cambodge. Mais si l'envahissement desséchant de l'Islam a triomphé intellectuellement de cette civilisation, éruptions et tremblements de terre ont fait le reste. Il a fallu dégager de dessous les cendres les magnifiques sanctuaires de Prambanan, de Meroet et surtout l'inégalable et massif Borobudur.

Pourtant je ne peux m'empêcher de songer avec une ironie amère qu'en ce moment même les hommes sont en train d'ajouter à leur façon à la rigueur des siècles et aux fléaux de la nature. Jamais cet immense jardin de cinquante millions d'habitants n'a connu, malgré tout, un tel déchaînement de passions. Là-bas j'aperçois Sœkabami où ont eu lieu d'affreux excès. Et voici Tangerang où, pour la première fois dans l'histoire de Java, des habitants du crû viennent de massacrer une colonie de Chinois... indice nouveau qu'ici aussi, comme en Malaisie, le nationalisme monte au point que nul, quelle que soit sa couleur, n'est plus en sûreté.

C'est de cet instant que j'avais pris la décision d'intituler ce chapitre du livre auquel je songeais déjà : l'imbroglio de Java !

Digitized by Google

A Bandoeng, ville assiégée

Qui n'avait pas connu avant la guerre la douceur de vivre de Java ne peut que difficilement se faire une idée du malheur qui a atteint ce pays fortuné.

Pour nos amis Hollandais, le choc fut d'autant plus brutal qu'ils n'avaient pas mérité pareil traitement. Leur attitude, d'une loyauté parfaite en Europe, ne l'a pas été moins vis-à-vis des Alliés en Extrême-Orient. Les avions néerlandais se sont sacrifiés sans compter pour la défense de Singapour. La flotte, sous le commandement glorieux de l'amiral Doorman, avait infligé en compagnie de navires britanniques et australiens, leur première défaite, malheureusement sans lendemain, aux Japonais... Mais, faute d'une protection aéro-navale, la défense de Java, sitôt les premiers éléments nippons débarqués, se révélait rapidement impuissante.

Il semble que les Japonais aient tenu rancune aux Hollandais de leur avoir résisté. Ou bien, ayant affaire ici à une population blanche ou métissée de quelque trois cent mille âmes, ont-ils cédé à un ver-

Digitized by Google

tige racial ? Quoi qu'il en soit, l'occupation a été des plus dures.

Du jour au lendemain, hommes, femmes et enfants se sont vus parqués sous le soleil équatorial, dans les quartiers les plus inconfortables des villes, préalablement enclos de haies de bambous et ainsi transformés en camps de concentration. Tout cela sous les regards de la population javanaise, d'abord ébahie et dont l'attitude demeura sympathique aux prisonniers dans les premiers temps.

N'insistons pas sur les pertes de biens matériels, entreprises dévastées, admirables plantations de caoutchouc, de quinquina ou de kapok abandonnées ou systématiquement ravagées. Oublions la constitution arbitraire, au détriment de gens auxquels le seul nécessaire manquait, de ces stocks de tous produits que les Japonais, faute de bateaux, se sont d'ailleurs révélés incapables d'évacuer sur le Japon (si bien que les petits Nippons de la Nipponie n'en ont même pas profité !) Mais imaginons plutôt, au cœur de ces pays tropicaux, la foule de ces Européens, — il n'y eut pas que les Hollandais ainsi parqués, mais quelques ressortissants d'autres nations, y compris un Français, qui en est mort, tout comme à Dachau ! — entassés dans des maisonnettes ou des baraquements, couchant sur la céramique, sur une largeur de trois carreaux par personne, nourris d'une poignée de riz, obligés de ployer l'échine à la mode japonaise aux appels, frappés pour une peccadille, quelquefois torturés ou décapités.

Il a fallu à ces Hollandais, qui avaient eu jusqu'ici la vie si douce, une belle force d'âme pour résister pendant trois ans et demi à une misère physiologique qui a coûté la vie à beaucoup d'entre eux,

Digitized by Google

lors des transferts de camp à camp, à pied sur les routes ou sur quelque « bateau de la mort ». Trois ans et demi, dont ils ont — soit pudeur, soit orgueil — l'admirable volonté de ne parler pour ainsi dire jamais plus aujourd'hui ?

Ces victimes expiatoires d'un phénomène qui les dépassait, celui de la décadence de l'Europe par rapport à l'Asie, avaient espéré, à la capitulation du Japon, en des lendemains rapidement meilleurs. C'était compter sans le résultat du travail de propagande effectué dans le même temps auprès des Javanais par le gouvernement de Tokio. Aux souffrances nées de la guerre et de l'occupation devaient donc s'ajouter pour les Hollandais celles nées de l'insurrection...

Celà, je l'avais aussitôt appris à Batavia. Mais, dans l'espoir de saisir la réalité encore davantage sur le vif, je ne manquerai pas, quelques jours après, l'occasion d'emprunter un des avions chargés de ravitailler par air la ville de Bandoeng.

L'ancienne capitale administrative de Java est en effet située à plus de mille mètres d'altitude sur le plateau du Preanger, naturellement difficile d'accès. De telle façon qu'elle demeurait complètement encerclée et que les autorités anglo-hollandaises, Batavia n'étant déjà que trop surpeuplée, n'arrivaient pas encore à en évacuer à une cadence bien rapide les habitants. En attendant ceux-ci ne vivaient, tous les convois par terre ayant été attaqués dans la montagne et obligés de rebrousser chemin, que grâce au labeur quotidien d'un certain nombre d'avions transportant là-haut vivres et objets de première nécessité...

Trois quarts d'heures de vol m'auront conduit à

Digitized by Google

destination. Me voici bientôt au courant de la situation.

Elle n'est pas brillante, et les R.A.P.W.I. de Batavia, ce qui confirme qu'on trouve toujours plus malheureux que soi, feraient ici figure de privilégiés. Pratiquement, les troupes indiennes campent en effet derrière leurs barbelés et sous la protection de quelques petits avant-postes dans la partie la plus septentrionale de la ville, laquelle comporte la majorité des bâtiments administratifs. Mais le centre commerçant de Bandoeng demeure aux mains des Indonésiens. Entre les adversaires, la voie ferrée sert de frontière !

Bien entendu la population entassée dans les locaux disponibles continue à vivre dans une totale promiscuité, à peu près dans le même état où les Japonais l'avaient laissée et qui est bien celui qui m'avait été décrit. Certes, ces ombres fatiguées, ravagées, par des années d'inconfort et d'inquiétudes et qui continuent à avoir faim, ont bien retrouvé la liberté, mais de quoi leur sert-elle dans cette ville devenue à son tour une prison ? Du coup leur exaspération se retourne de plus belle contre les Britanniques, lesquels ne consentent à bouger de temps à autre que pour de très minces opérations de détail, pour se donner de l'air, comme disent les militaires. Et voici des mois et mois que cette situation se perpétue !

Pourtant, qu'y a-t-il exactement de l'autre côté de la voie ferrée ? Plus heureux que les assiégés, j'ai obtenu téléphoniquement des autorités d'en face — ne nous étonnons plus de rien ! — l'autorisation de passer. J'accompagnerai le représentant d'une agence d'informations américaine, que les Indonésiens croient eux-mêmes natif des U.S.A., tant il se dandine et

Digitized by Google

mâche son *chewing-gum*, avec assurance, mais qui est en réalité Hollandais et s'amuse beaucoup de sa petite supercherie laquelle pourrait lui coûter cher.

En avant donc, sur la Jeep de ce bon Van Sprang ! Passé les barbelés des troupes indiennes, les *pemœdahs*, déjà prévenus, ouvrent leurs chevaux de frise, tout en considérant au passage mon uniforme français avec une certaine curiosité. J'examine avidement ces « maquisards » javanais que je trouve sensiblement plus jeunes que ceux que j'ai eu l'occasion de commander en France il n'y a pas si longtemps. Par contre ils sont fort sales, pauvrement vêtus de loques bleuâtres que je suppose constituées de débris de leurs anciens habillements au temps où ils étaient enrégimentés par les Nippons, et encore plus sordidement armés : quelques malheureux fusils, des sabres japonais, des javelots. Je ne leur jette pas la pierre, ne sachant que trop la difficulté qu'ont des troupes insurrectionnelles à se procurer le nécessaire. Mais j'avoue que leur aspect justifie les récriminations des Hollandais encourageant les Anglais à pousser de l'avant. Il se pourrait fort bien d'ailleurs que ces jeunes gens soient simplement employés, en attendant mieux, à des besognes tactiques d'avant-garde, couvrant ainsi le gros des T.R.I., soldats réguliers mieux encadrés et pourvus, mais dont je dois dire que je n'en ai pas vu un seul ce jour-là.

Il n'y a au surplus à peu près rien à apprendre dans cette portion de Bandoeng, maculée et à peu près désertée. Beaucoup de drapeaux, de banderoles, d'inscriptions enflammées, très peu de passants, ceux-ci rasant les murs. Jamais la guerre en Europe, ne m'a offert une impression aussi inhumaine que dans ces délicieuses cités coloniales aux légères et

Digitized by Google

élégantes constructions modernes qui exigent, pour durer, des soins et des embellissements constants. Nous en sommes loin !

Je ne retirerai donc pratiquement rien de concret de ce tour de ville, pas plus que de la conversation que j'aurai tout à l'heure avec le gouverneur indonésien de cette portion occidentale de Java, dans les bureaux duquel toute une jeunesse s'affaire à je ne sais quels travaux d'administration et de propagande. Ce haut fonctionnaire m'a déclaré être obéi de ses *pemœdahs,* alors que les Hollandais prétendent qu'il en est le prisonnier...

Il ne me reste plus qu'à souper — ô de la manière la plus frugale ! — chez des amis auxquels j'ai été confié et à me coucher, luxe encore plus rare, dans un lit improvisé au fond d'une soupente. Le lendemain matin il me faudra faire toilette à un puits... au son du canon, brusquement démuselé.

Sur le terrain, j'hérite d'un Dakota entier pour redescendre à Batavia et me prendrais volontiers pour Jonas dans le ventre de sa baleine, si la carlingue n'était empestée par l'effroyable odeur d'épicerie qui subsiste du chargement de ces conserves qu'on vient d'en débarquer devant moi.

Au moins, aurai-je la latitude voulue pour admirer sans être dérangé un magnifique spectacle... Celui du riche plateau du Préanger, encore tout peigné et ratissé malgré les destructions de tant de plantations, tombant si brutalement sur la plaine qu'il semble un bel instant littéralement s'effondrer sous nous et notre avion remonter dans les airs d'autant. Mais déjà nous frôlons les festons et guipures des rizières étagées au flanc de la montagne comme autant de marches d'un escalier de titans, quoique les titans aient

Digitized by Google

été ici ces minuscules fourmis humaines qui, à force de labeur et de soins persévérants, ont réussi à discipliner cette nature exubérante. La brousse maintenant est piquetée çà et là d'étoiles de mer d'un vert tendre : les bananiers, annonciateurs que les villages ne sont plus loin. De fait, voici la rizière.... voici Batavia !

Digitized by Google

Etats-Unis d'Indonésie ?

J'ENTENDS encore, sous les palmiers de Kœpang, dans l'île de Timor, la voix de M. Das Vias, directeur de l'Agence d'information « Aneta », se faire mi-songeuse, mi-ironique :

— Vous serez déjà de retour à Paris depuis longtemps, mon cher, que nous n'aurons pas fini ici de discuter.

De fait, je devais quelques jours plus tard me retrouver à Java, effectuer de nouveaux et longs déplacements, rejoindre la France finalement... que les négociations de Java s'éternisaient. Elles durent toujours actuellement.

Et ma pensée, par un tour bien naturel, me retransporte vers ce petit salon où, un beau matin qui fut qualifié d'historique — mais combien y eut-il ensuite à Batavia d'autres beaux matins historiques, d'autant que l'Histoire varie même, après tout, suivant les temps et les lieux — le gouverneur général Van Mook commentait une fois de plus les dernières conditions de paix du gouvernement d'Amsterdam. Il me souvient qu'à peine sorti des salons du gouver-

Digitized by Google

neur général, j'étais reçu par le vieux petit homme à barbiche blanche qu'est Hadji Agoes Salim, le perpétuel vice-ministre des Affaires Etrangères de tous les gouvernements indonésiens, le conseiller écouté que l'on surnomme souvent soit le « Père Joseph », soit le « great old man » du régime.

En un français difficile, le gouverneur général Van Mook ; en un français presqu'impeccable, Hadji Agoes Salim m'avaient exposé les deux thèses de leurs mandants respectifs. Des thèses que je connaissais déjà, car l'une et l'autre ne sont que le même reflet — considéré suivant deux points de vue qui se contrarient — des difficultés qui opposent fatalement une nation colonisatrice affaiblie et une nation colonisée prenant conscience de sa jeune force... D'un côté, des propositions hollandaises faisant état, au sein d'une vaste fédération entre Amsterdam et l'Outremer, d'une communauté indonésienne comportant, suivant l'évolution des territoires, différents degrés d'auto-gouvernement ; de l'autre, des contre-propositions du gouvernement Sœkarno suggérant la reconnaissance d'un état indonésien, lié simplement par une alliance avec les Pays-Bas, état dont la pièce maîtresse eût été constituée par une libre république immédiatement instaurée à Java et à Sumatra.

Les hommes s'expliquent suivant leur tempérament. Pour le gouverneur général Van Mook, très libéral, m'a-t-on dit, mais qui représente malgré tout une tradition et des tendances, les sacrifices consentis paraissent visiblement énormes. Lui-même et son conseiller, le charmant comte Van Bylandt, m'interrogeront longuement sur l'état des relations entre la France et le Viet-Nam ?

Par contre, Hadji Agoes Salim se montre plus con-

Digitized by Google

fiant. Ce n'est qu'une attitude, je n'en doute pas, mais le vieux révolutionnaire qu'il a été, connaît la vertu de l'optimisme affiché. Java vient d'apprendre à se passer des Hollandais, me fait-il remarquer, semblant vouloir laisser entendre qu'après tout ses amis ne sont pas particulièrement pressés...

Salim prend un malin plaisir à me faire comprendre qu'il connaît parfaitement l'Europe. Il me laissera un peu pantois par une évocation de notre histoire de France, plutôt inattendue sous ce ciel tropical :

— Nous étions, me dit-il, dans la même situation qu'autrefois vos Huguenots... »

Certes, le temps a passé depuis cette double conversation. Mais en toute impartialité, à me rappeler la somme de tous les abracadabrants paradoxes de cet aventureux Batavia de 1946, il me faut bien convenir que des progrès sérieux ont été réalisés depuis...

Sur le plan humain d'abord, parce que l'ère des massacres aveugles a cessé, que le problème des R.A.P.W.I. n'est plus qu'un souvenir, que la vie a repris un peu partout dans l'Insulinde.

Et sur le plan politique lui-même, du fait que les positions des adversaires d'alors, qui s'enchevêtraient les unes les autres effroyablement, sont enfin précisées.

Il faudra rendre cette justice au gouverneur général Van Mook qu'il aura été patient : conférences de Malino, de Den Pasar, de Pangkal-Pinang ; accords de Linggadjati, près de Cheribon, ou du « Renville », du nom de ce navire de guerre américain ; négociations avec lord Inverchapel puis avec lord Killearn, du temps des Anglais, avec la Commission Générale

Digitized by Google

d'Amsterdam venue ici en inspection, avec la Commission des Bons Offices délégués, elle, par l'O.N.U. enfin ; vraiment, il fallait que ce solide Hollandais blond, si professoral avec ses lunettes d'or, eût les reins solides et la tête bien équilibrée. Ajoutons-y, par contre, la liste de tous ces ministres javanais auxquels il a eu successivement à faire, Sœtan Sharir, Sœkarno, Sharifuddin, Hatta, d'autres encore dont les volontés sont venues tour à tour se heurter à la sienne.

Quant aux résultats obtenus par le gouverneur général Van Mook, ils se résument en ceci, c'est qu'aujourd'hui une armée hollandaise de plus de cent mille hommes a non seulement dégagé les « têtes de pont » dont j'ai parlé tout à l'heure et mis fin au blocus de Bandœng, mais tient encore une bonne partie de Java.

Et surtout que si le gouvernement hollandais a fini par reconnaître *de facto* cette « Repœblik Indonesia » de Djokjakarta qui, il y a dix-huit mois, prétendait traiter au nom de toute l'Indonésie, celle-ci est présentement usée, frangée, cernée sur tous ses bords, par toute une série d'états nouveaux, *les negaras* : Bornéo, Indonésie Orientale, Pasœndan, Madœra, Sumatra Oriental, qui ont échappé à son étreinte. Depuis le 9 mars de cette année, le gouvernement intérimaire de ces Etat-Unis d'Indonésie est en fonctions à Batavia, en attendant la formation, au début de 1949, d'un cabinet définitif et l'entrée du nouvel état à l'O.N.U.

Ainsi, l'Union néerlando-indonésienne prévue par le pacte de Linggadjati semble-t-elle devoir prendre corps. Le malheur est que, jusqu'ici, parmi les Etats-Unis d'Indonésie ne figure pas la République de

Digitized by Google

Djokja elle-même, laquelle faute de pouvoir résister efficacement aux Hollandais — sans doute parce que la contrebande d'armes ne peut s'exercer autour de Java comme aux frontières de notre Indochine — leur oppose tout au moins la plus tenace des diplomaties et se retranche violemment sur le chemin d'un totalitarisme paradoxal.

Car voilà peut-être le vrai phénomène nouveau qui caractérise la situation à Java, que si les éléments musulmans semblent maintenant jouer à Djokja un rôle modérateur, la jeune république à l'insigne à la Tête de Buffle paraît inspirée au contraire de plus en plus par les éléments invisibles de certaines ligues ou sociétés secrètes et par un « Front Populaire » assez directement relié à Moscou... (1) Parallèlement, les Américains ont, ici comme ailleurs, renversé leurs positions en matière coloniale et appuient ouvertement, avec ou sans de secrets espoirs, les Hollandais.

Une fois de plus la géographie a donc joué son rôle. Prolongeant de l'autre côté de l'Equateur le Sud-Est Asiatique, l'Indonésie est soumise aux mêmes convulsions et participe à son tour à la grande querelle du monde.

(1) Pourtant les communistes, soit impatience, soit ordres reçus, se sont récemment soulevés contre Sœkarno, avec ce seul résultat que celui-ci paraît naturellement mieux disposé depuis envers les Hollandais. N. d. A.

Digitized by Google

D'Ile en Ile

Le jour est venu du départ pour l'Australie. Cette fois c'est un avion hollandais qui va m'emporter dans les airs. Il s'agit encore d'un Dakota où nous nous entassons près d'une vingtaine, la plupart des femmes et enfants, des R.A.P.W.I. qu'on continue sans en avoir la fin à évacuer sur l'Australie. Tout ce monde bruyant et caquetant s'installe pêle-mêle de part et d'autre d'un amoncellement de valises et de colis. J'admire le courage tranquille de ces pauvres gens, un peu inquiets tout de même car pour beaucoup c'est leur premier voyage en avion. Ces malheureux ont vécu de nombreuses années à Java, qu'ils abandonnent maintenant pour y revenir Dieu sait quand, si même ils y reviennent jamais ? Mais ils y ont tant souffert ces dernières années que, malgré tout, ils sont heureux de fuir cette terre heureuse devenue maudite.

Le temps est très mauvais. D'énormes averses tombent sans arrêt et les parties basses de l'aéroport sont inondées. Entre deux éclaircies l'avion s'envole cependant et, avec un peu de roulis, commence à

Digitized by Google

chercher sa voie à travers les nuages, jusqu'au moment où délibérément le pilote s'engage au-dessus de l'océan : j'imagine tout d'abord qu'il a voulu s'écarter de tout ce coton accroché aux volcans de Java, mais à mon grand étonnement, les heures s'écoulent sans que nous voyions apparaître Sourabaya, escale normale sur notre route.

J'ai bientôt l'explication de ce mystère. Nous devons faire le crochet par Balikpapan où le ravitaillement en essence est plus abondant. Je vérifie une fois de plus cet axiome que, dans toutes les circonstances, les passages d'un avion n'ont pas plus de droit à la parole que le colis avec lequel ils voisinent dans la carlingue. Seule compte la volonté du pilote, maître à son bord après Dieu comme un capitaine de navire et qui décide au mieux de ses possibilités.

Au reste, nous voici déjà face à cette immense île de Bornéo que nous abordons par sa face sud-ouest, la survolant ensuite en diagonale, jusqu'au moment où la mer réapparaît sous nos pieds. Une agglomération entièrement rasée et un large espace de terrain truffé de trous de bombes se détachent ici tout à coup. Non seulement les raffineries de pétroles ont été détruites par l'aviation, mais encore les Australiens ont débarqué sur cette côte qu'ils ont reconquise de haute lutte.

Paradoxe de la guerre en ces contrées tropicales. Nous serons nombreux tout à l'heure, parmi les passagers de l'avion, à nous promener tranquillement le long d'une mince grève de sable fin adossée à une muraille chantante de verdure. Il y fait meilleur que dans l'eau trop chaude encombrée de palissades d'énormes troncs d'arbres enfoncés là par les Ja-

Digitized by Google

ponais dans le vain espoir d'arrêter les *landing craft* d'invasion. Très rapidement la nuit tombe, et la pleine lune fait scintiller cet exquis paysage d'eaux murmurantes et de vaguelettes d'argent, que frôlent, du rivage, les palmes métalliques des cocotiers bruissant en harmonie.

Un peu plus tard, après la douche et le dîner pris dans ces campements de guerre qui seront encore nos abris au cours des prochaines nuits, il paraît que le Tout-Balikpapan des Premières a rendez-vous au cinéma. Suivons donc la foule jusqu'à cet emplacement aménagé dans la brousse et où des rangées de ces traverses de fer avec lesquelles on improvise maintenant des pistes d'aérodrômes de campagne, ont été soigneusement déposées au-dessus de souches de palmiers sciées à bonne hauteur. Il n'en faut pas plus, sous le dôme d'un ciel constellé et au milieu de la dentelle des ramures, pour constituer une excellente salle de spectacle où soldats anglais et américains, fonctionnaires hollandais et autochtones communient bientôt, dans de mêmes éclats de rire, sous le signe du progrès et de la civilisation, c'est-à-dire sous le signe d'Hollywood.

*
**

Dûment ravitaillé pour les prochaines heures de vol, notre Dakota ronronne dans les airs dès les premières lueurs de l'aube, le lendemain matin.

La journée est chargée. Après le déjeuner à Amboine, toute l'après-midi nous sera encore nécessaire pour atteindre Port-Darwin, première étape sur le continent australien.

Aussi piquons-nous droit, sans nous attarder, par-

Digitized by Google

dessus l'océan, franchissant au passage et refranchissant l'étrange île de Célèbes aux formes curieusement contournées. Le ciel et la mer sont d'un bleu d'acier. A bord, depuis la veille au soir les passagers ont lié connaissance, et c'est l'habituel spectacle des adaptations de chacun à la vie aérienne.

Les uns dorment, les autres lisent ou s'efforcent de bavarder malgré le bruit des moteurs. Dans son coin un vieux monsieur tout blanc et tout ridé se pelotonne dans ses couvertures, car à 3.000 mètres, il ne fait pas chaud. La femme du Général Van S... est étendue aux pieds de son mari sur un brancard qu'elle ne quittera plus. Mon compagnon, le Major G. fume sans arrêt des cigarettes : officier de l'Armée des Indes, il a 24 ans, sa mère est française, mais il ne parle pas notre langue, gagne 400.000 frs par an et se demande ce qu'il fera une fois démobilisé ? Imperturbable l' « hostess » hollandaise de l'appareil distribue de temps à autre du café chaud, des sandwiches, quelques menues gâteries. La guerre a pu ravager Java, mais nos amis hollandais n'ont pas perdu pour cela leur habitude de grignoter tout au long des jours.

A l'heure dite, nous atteignons l'île d'Amboine, l'ancien port de guerre. Mais à l'aéroport une désagréable surprise nous attend. On ne peut nous donner suffisamment d'essence pour atteindre Port-Darwin. Cordial, le pilote me fait passer la carte. Le point de ravitaillement le plus proche ne peut être désormais que l'île de Morotaï. Cette petite aventure nous fait jouer à cache-cache avec l'Equateur franchi hier du sud au nord, ce matin du nord au sud, et que nous allons repasser tout à l'heure pour la troisième fois en moins de vingt-quatre heures. Où

Digitized by Google

est le temps où la coupure de la « Ligne » était une cérémonie fêtée à bord des paquebots et où les recordmen de ce passage étaient considérés, à leur retour en Europe, comme d'extraordinaires aventuriers ?

Nous voici au-dessus de Ceram, d'Halmahera qui nous apparaît aussi bizarrement contournée que Célèbes ce matin, et d'innombrables chapelets d'îles ou d'îlots issus des profondeurs de l'océan. Du ciel, nous découvrons à la verticale leurs socles sous-marins, formant de véritables falaises dont les soubassements vont se perdre au plus mystérieux des profondeurs abyssales. Il en résulte le magnifique spectacle, autour de ces falaises et par-dessus chacune d'elles, de l'eau passant en larges cercles concentriques, de l'émeraude au véronèse d'abord, du fait de la transparence des sables, puis devenant progressivement d'azur foncé, d'outremer, et bleu sombre, tournant enfin presque au violet à mesure que le roc s'enfonce sous l'océan. Cette symphonie de couleurs ne cesse d'étinceler de mille paillettes sous les feux crûs d'un inoubliable soleil.

Il est à peine quatre heures lorsque nous atteignons Morotaï qui fut l'objet de furieux combats et servit, après sa conquête, de base de départ aux Américains pour leurs offensives contre les îles Philippines. Certains « trous de renards » des environs sont encore pleins d'ossements de soldats nippons dans lesquels on enfonce à mi-jambes. Mais les *bulldozers* ont fait de l'excellent travail, si j'en juge par les routes et les terrains de sports qui ont métamorphosé la brousse autour de l'aérodrôme.

Ce sont des troupes australiennes qui, en dernier lieu, ont campé ici. Au milieu des ronces, des feuil-

Digitized by Google

lages qui déjà commencent leur lent travail d'enfouissement, G. et moi, qui sommes allés cueillir des noix de coco à coups de pierres et dénicher des papayes et des *passion-fruits,* retrouvons aisément trace de leur passage. Tout un matériel gît abandonné sous les arbres, et jusqu'aux milliers de clous d'un atelier de cordonnerie, encore paradoxalement très visible !

Dîner rapide des passagers, après cette journée fatigante, dans la petite hutte-salle à manger. Comme d'habitude sur les lignes britanniques ou hollandaises, nous ne revoyons pas, à l'escale, l' « équipage » qui dîne et couche à part. Je me hâte de fixer ma moustiquaire et me jette sur un lit-sangle — on ne peut plus inconfortable — ce qui ne m'empêchera pas de dormir d'un trait.

***

Cinq heures de vol nous auront conduits le lendemain de Morotaï à Hollandia sur la côte nord de la Nouvelle-Guinée. Trajet sans histoire, si ce n'est l'étonnement de découvir, après Biak, la petite île de Wakde, dont le dessin est fort simple : une bande d'envol, quelques alvéoles autour de cette bande, et l'eau du Pacifique pour cercler le tout. A la conception du porte-avion, île flottante, Wakde répond très exactement par la réalité géographique de l'îlot, porte-avion immobile. Du haut des airs, c'est frappant, et j'imagine qu'en 1945, lorsque tous les appareils bourdonnaient dans les airs, cela devait l'être davantage encore.

L'arrivée par air à Hollandia est superbe. Un fouillis indescriptible de promontoirs herbus, d'îlots éche-

Digitized by Google

velés, de pièces d'eau multiformes que notre Dakota survole de telle façon que ses virages successifs me le font confondre les uns les autres en un gigantesque puzzle : lequel disparaît de ma vue à l'atterrissage, me laissant dans l'ignorance la plus complète de l'endroit où se situe le goulet qui relie ce curieux golfe à l'Océan ?

On comprend aisément qu'un important état-major américain se soit installé dans ce repaire, sur un emplacement adossé par surplus à la végétation impénétrable de hauts chaînons verticaux. Le Général Mac Arthur lui-même y aurait séjourné. Mais le pays est terriblement fiévreux et les indigènes ont l'air chétifs et rabougris. Nous ne moisirons pas en ce lieu qui est bien le bout du monde et nous nous couchons tôt car l'étape de demain — la dernière — sera particulièrement longue, s'il faut en croire notre pilote.

***

Notre quatrième journée de vol aura débuté en pleine nuit. Les chaînons que j'ai remarqués hier ne sont en effet que l'avant-garde des montagnes inexplorables et inexplorées qui constituent, avec certains sommets hauts comme le Mont-Blanc, l'épine dorsale de la Nouvelle-Guinée, et il nous faut franchir ce passage dangereux aux premières lueurs de l'aube, heure la plus favorable.

Transis de froid, la tête lourde, nous nous retrouvons dolents et à moitié endormis, emportés dans l'espace à une altitude sans cesse plus élevée. Le jour est indistinct, et l'appareil est noyé dans un tel coton qu'on ne voit pas le bout de ses ailes. Heureusement

Digitized by Google

le frémissement de l'avion et le paisible ronronnement des moteurs nous avertissent que nous progressons au travers de cette atmosphère feutrée où notre seule carlingue représente un élément vivant et actif. L'altimètre indique maintenant 17.000 pieds, soit 5.700 mètres. J'ose à peine penser, en cas d'accident, à ce qui pourrait se passer, et quelle doit être exactement la nature du terrain en-dessous de nous dans cette portion de notre planète parmi les plus sauvages ?

Une grande heure durant — car elle est immense cette Nouvelle-Guinée qu'on nous représente habituellement si petite sur la carte — ce vol se poursuit toujours aussi fantomatique. Et puis voici que le pilote amorce une descente qui s'accentue. Nous passons sous les nuages. Bientôt escale à Merauké, sur le détroit de Torrès, dernier territoire néerlandais.

Une nouvelle demi-heure de vol, et j'aperçois une côte plate et sablonneuse qui se prolonge à perte de vue et se confond avec l'horizon. L'Australie, enfin, que nous abordons par son extrémité la plus septentrionale — le Cap York.

Le temps me paraîtra bien long au-dessus de cet énorme état du Queensland, encore terriblement désertique en ces régions lointaines. Petit à petit, tout de même, au fur et à mesure que s'écoulent les heures, les montagnes se font moins inhumaines et les campagnes — ô surprise ! — prennent un aspect qui rappelle de plus en plus l'Europe : de gros bourgs épars, de larges bandes de terrain, des champs soigneusement cultivés sur lesquels circulent des tracteurs.

A quinze heures, nous prenons un excellent déjeu-

Digitized by Google

ner à l'aéroport de Townsville. A vingt heures, nous mettons définitivement pied à terre à Brisbane, dans une nuit qui serait noire sans l'intense réverbération des immenses traînées de feu multicolores qui signalent, du haut des airs, la présence de la grande cité.

Digitized by Google

Australie Continent inconnu

Digitized by Google

Digitized by Google

Paradoxes de l'Australie

MALGRÉ les progrès de l'aviation, la première impression du voyageur qui gagne l'Australie est, aujourd'hui encore, celle d'un paradoxe. L'éloignement de ce vaste continent est tel qu'on désespère de l'atteindre un jour. A partir de Singapour s'ouvre le prestigieux Extrême-Orient. Il semble qu'on ait définitivement jeté par-dessus bord les notions habituelles de temps, de distance, d'appréciation des hommes et des choses qui constituent en Europe notre commune mesure. On a en quelque sorte dit adieu à sa propre conception de l'univers. L'immense monde jaune est là, qui menace de vous engloutir.

Et voici que, très loin vers le sud, au-delà de cet admirable chapelet des îles les plus exotiques de l'Indonésie, l'Australie offre au voyageur qui débarque le spectacle d'un pays ultra-moderne, de civilisation purement occidentale. L'absence de transitions apparaît d'autant plus brutale que, dans les conditions actuelles, le survol de la Papouasie n'est pas particulièrement aisé... Ici, à Brisbane, dans les rues

Digitized by Google

de cette cité de 400.000 habitants, je peux réaliser l'étendue de ma subite transplantation : c'est l'Europe, c'est l'Amérique, le confort, le luxe, le progrès : tout ce qu'en un mot nous appelons la civilisation. Et le jeune Major G. qui continue fidèlement à m'accompagner ouvre comme moi des yeux de paysan du Danube.

Il ne s'agit point ici de racisme. Cependant, après ces millions d'hommes colorés auxquels vos sens se sont habitués, ces hommes dont vous avez appris à percevoir les différences de teintes, de langages, d'habitudes et d'odeurs, après le spectacle désordonné des effroyables multitudes de Delhi ou de Calcutta, après l'insécurité de la Malaisie et de Java, l'Australie surprend par l'assurance de cette société blanche tranquillement, presque orgueilleusement étalée au long des rivages méridionaux du Pacifique.

Là est le paradoxe. Mais s'agit-il seulement de paradoxe ? Car cet état de choses n'est pas simplement le fait d'un hasard. Si l'Australie, placée sur la carte immédiatement au sud d'un bloc de l'humanité de près d'un milliard d'hommes, a conservé, malgré la pression que l'Asie exerce sur elle, l'idéal qui l'a toujours animée de la « White Autralia » — l'Australie Blanche — on devine bien que ce résultat ne fut pas acquis sans luttes et sans passions.

Il y fallut au contraire une longue campagne et une série de lois et de décrets, dont les premiers, remontant à 1842, s'insurgent contre « l'importation de cannibales et de coolies ». Législation mise au point par le sévère « Immigration restriction act » de 1901, lequel précise habilement que chaque candidat à l'immigration en Australie, doit au moins être capable d'écrire 50 mots dans le langage qui lui

Digitized by Google

sera prescrit : manière charmante, n'est-il pas vrai, de se débarrasser des importuns ?

Les raisons qui sont à l'origine de cet idéal de l' « Australie Blanche », il faut les rechercher dans l'histoire du développement de l'Australie elle-même.

A partir de 1788 — c'est-à-dire 18 ans après que le Capitaine Cook, devançant d'ailleurs de très peu le navigateur français La Pérouse, aît pris possession de l'Australie au nom du roi d'Angleterre — les premiers occupants de ce pays furent des miliers de déportés que l'Angleterre envoya pour commencer la colonisation. S'il est exact qu'il y ait eu parmi ces « convicts » un certain contingent de malfaiteurs de droit commun, il ne faut pas oublier qu'il y a un siècle et demi les lois étaient autrement sévères qu'elles le sont aujourd'hui et frappaient à tort et à travers, pour de menus délits. Le nombre de déportés pour raisons politiques ou religieuses — et ceci explique aujourd'hui encore l'importance de la population australienne catholique d'origine irlandaise — fut à cette époque considérable.

On conçoit que ces immigrants d'une espèce particulière, appelés à se recréer une seconde existence sur ce territoire lointain demeuré vierge et trop heureux, dans leur condition méprisée, d'affirmer ce qui pouvait leur rester de supériorité humaine, aient immédiatement élevé entre eux et les indigènes cette barrière mystérieuse et quasi infranchissable qu'on appelle toujours la « Colour bar », soit la « barrière des couleurs ». Conduite d'autant plus tentante qu'en Australie les indigènes étaient fort peu nombreux, vivaient de la manière la plus arriérée et la plus misérable, décourageant d'avance toute ten-

Digitized by Google

tative qui eût pu être faite pour les amener à un degré plus évolué de civilisation.

Plus tard, après que la découverte d'importantes mines d'or eût attiré en Australie un nombre de plus en plus considérable d'immigrants volontaires, il apparaît nettement que l'idéal de l' « Australie Blanche » aît pris forme d'idéal politique.

Nous sommes déjà dans la seconde moitié du XIXe siècle, et voici qu'au contact de l'Europe l'Asie entière commence à s'éveiller... Très rapidement les Australiens comprirent l'éventuelle menace. D'autant plus qu'un grand nombre d'ouvriers asiatiques s'étaient déjà introduits dans le pays et menaçaient, par l'acceptation de salaires infimes, le standard de vie élevé auquel les Australiens croyaient pouvoir justement prétendre.

Ainsi « l' Immigration restriction act » s'explique-t-il et dans son esprit et dans ses dispositions, si de l'avis de certains il ne se justifie pas.

Un fait est d'ailleurs frappant pour le voyageur qui traverse l'Australie. C'est l'exclusivisme des habitants de ce continent qui semblent s'imaginer qu'en cette matière démographique habituellement si difficile à manier, l'Australie a donné un exemple au monde. Ceux-ci font assurément bon marché des circonstances exceptionnelles dans lesquelles l'Australie a grandi jusqu'ici. L'Histoire dira au cours du siècle, ou des siècles à venir, si ces mêmes facilités continuent à lui être accordées...

Mais puisque nous voici revenus sur le terrain de la situation paradoxale où l'Australie a vécu si longtemps, il ne faudrait pas croire que ce continent aît pu prospérer isolément comme il l'a fait sans connaître l'envers de la médaille.

Digitized by Google

Les bâtisseurs de ce pays, ayant à s'inspirer de la civilisation occidentale, ont souvent imité le Nouveau-Monde plus que l'ancien. Les circonstances s'y prêtaient : vastes espaces, climat facile, richesses les plus diverses.

Pourtant, à pénétrer plus intimement la vie de l'Australie, une seconde caractéristique m'a semblé remarquable. C'est combien les Australiens demeurent, quoi qu'ils en disent, sensibles à l'étrange éloignement du restant du monde de leur patrie. Et combien aussi, de ce fait, ils mesuraient encore tout récemment, avec une appréhension aggravée par les souvenirs de la guerre récente, la relativité de leurs possibilités internationales.

C'est pourquoi il ne fait pas de doute que le très jeune Commonwealth soit lié à la Grande-Bretagne par trop de souvenirs et trop d'intérêts immédiats de tous ordres pour pouvoir s'en détacher aussi facilement — nous reverrons ce point — que certains le souhaiteraient peut-être.

J'ai souvent entendu les Australiens — les « Aussies » — plaisanter, d'ailleurs fort gentiment, leurs cousins anglais, les « Pommies » de la vieille Angleterre. Mais comme me le disait un jour un diplomate de ce pays :

« Il n'empêche que lorsque quelque chose va mal, nous sommes bien heureux d'aller nous abriter sous le parapluie de famille. »

A vrai dire, on comprend mieux sur place, pourquoi le Commonwealth lui-même a mis tant de temps à naître, puisque ce n'est guère qu'en 1901 que les six états qui composaient jusqu'alors l'Australie ont éprouvé la nécessité de s'unir par un lien fédéral.

Les distances qui séparent les grandes villes sont

Digitized by Google

en effet énormes. Il me faudra trois heures d'avion pour me rendre de Brisbane à Sydney et autant, de Sydney, pour gagner Melbourne. Encore ces trois villes, situées toutes sur la côte est, ne sont-elles pas trop éloignées les unes des autres, si l'on veut bien considérer la carte. Mais certains centres miniers de l'intérieur et le gigantesque état de l'Australie Occidentale, avec sa capitale de Perth, s'opposent en réalité à Sydney, comme San Francisco s'oppose à New-York. A la différence encore que le Middle Ouest américain, riche et peuplé, sert de transition et de lien, alors que l'intérieur de l'Australie n'est toujours qu'un désert.

D'où cette conséquence que l'Australie Occidentale, qui regarde plus directement par-dessus l'immense étendue de l'Océan Indien vers l'Europe et vers le Sud de l'Afrique, a toujours fait bande à part : elle fut par exemple la dernière à demander la suppression du régime des « convicts ».

Seuls les développements de l'aviation pourront progressivement annuler l'influence de semblables distances et favoriser l'unification définitive de l'Australie. Ceux de la politique internationale également...

Digitized by Google

Sydney et le Pacifique

TROIS heures de vol dans un appareil de la R. A. F. m'auront conduit, en longeant la côte, de Brisbane à Sydney. J'ai plaisir à retrouver chez les Australiens la même sévère discipline de bord que chez les Anglais. Le navigateur qui vient haranguer les passagers avant le départ, leur donnant des indications sur le trajet et des conseils pratiques, l'inscription qui rappelle sur la porte du poste d'équipage que le pilote est maître de toutes les contestations qui pourraient surgir entre les voyageurs quels que soient leurs grades, le jeu des lumières au décollage ou à l'atterrissage avec l'obligation pour chacun s'assujettir sa ceinture, l'interdiction de fumer enfin : toute la légendaire prudence et le souci de la vie humaine des Britanniques s'expriment dans ces recommandations.

A Sydney, qui va pour un temps devenir mon quartier général, les guides bénévoles ne me manqueront pas, car il y existe une assez importante colonie française. Par contre, après la vie relativement assoupie des cités coloniales, me voici revenu brusque-

Digitized by Google

ment à l'atmosphère trépidante des grandes villes d'affaires internationales.

Depuis Brisbane, j'étais préparé au choc. Je connais en effet assez de marins pour savoir le prix que ceux-ci attachent à l'escale de Sydney, souvent appelée le San-Francisco du Pacifique Sud. Comparaison exacte : les deux villes étagées l'une et l'autre le long de deux baies admirables offrent de réels éléments de similitudes. Mais si Golden Gate et la baie de San-Francisco sont plus massives et plus régulièrement belles, rien ne peut approcher en charme et en pittoresque le spectacle de la baie de Sydney, enfoncée profondément à l'intérieur des terres suivant le dessin d'une gigantesque feuille de fougère qui, par une bizarrerie de la nature, aurait été creusée à l'intérieur du littoral australien et dans laquelle le Pacifique se serait engouffré.

Cette forme étrange et déchiquetée de la baie fait que la cité elle-même est assise en dents de scie sur un ensemble de petites hauteurs formant promontoires, de telle façon que le promeneur voit continuellement, au détour d'un bloc de buildings ou à travers d'admirables parcs remplis de fleurs, scintiller à sa droite, à sa gauche ou devant lui, les miroirs polis de morceaux d'Océan. Ajoutez qu'à tout moment vos yeux rencontrent la gigantesque lyre du célèbre pont suspendu, dont l'unique arche aux dimensions colossales, franchit la baie pardessus les mâts des plus grands navires et couronne harmonieusement cet ensemble.

Cette étrange disposition de Sydney au long des flots, impose la fragmentation de la ville, de part et d'autre du promontoire qui aboutit au pont, en une multitude de quartiers qui n'ont que peu de rap-

Digitized by Google

ports les uns avec les autres, s'ils portent presque tous des noms étranges et charmants : Woolloomooloo, Woolharra, Kirribilli, dont les voyelles chantantes évoquent seules le souvenir des populations aborigènes aujourd'hui disparues.

Le centre de la ville ne se compose que de quelques rues étirées entre deux langues de terre, au creux de ce qui dût être jadis un étroit vallon. Ces rues réunissent la région de la gare principale à l'embarcadère des ferries qui sillonnent à chaque instant la rade. Quant aux gratte-ciel, si certains sont réellement beaux, ils ne font que souligner l'harmonie du site.

Une bonne partie de mes journées, j'arpente la ville et fais ainsi la connaissance de Pitt Street et de George Street, les deux longues artères dont je parlais tout à l'heure et de Martin Place, qui les coupe perpendiculairement, jusqu'à un cénotaphe en l'honneur des morts de la dernière guerre, élevé, comme celui de Londres, au milieu de la chaussée.

L'atmosphère, dans ces rues encombrées des buildings des banques, des sociétés d'assurance et des sociétés immobilières, — caractéristique des pays neufs ! — est celle d'une population heureuse, saine, aux manières libres et spontanées : une ambiance de confort pratique et étudié. Lorsqu'on arrive d'une Europe encore si appauvrie, on est frappé par la propreté, la correction des vestons ou des habits de travail portés par des hommes et des femmes visiblement très sportifs.

Quant aux boutiques et aux nombreux magasins, — il existe dans Sydney onze de ces « departement stores » si conformes aux habitudes britanniques — ils sont pleins à craquer de marchandises de toutes

Digitized by Google

natures, depuis de merveilleux étalages de fruits (avec sa variété de climats, l'Australie les produit tous, de la pomme à l'ananas et à la mangue !) jusqu'aux chemiseries où un nombre incroyable de robes de chambres continuent à s'offrir à l'attention des démobilisés de retour « at home ». Je passe sur les théâtres, cinémas, « pubs » et « milk bars » qui ont poussé ici comme des champignons. Il n'y a que les cigarettes qui font défaut, paraît-il ; mais on les trouve au marché noir, les mêmes causes produisant partout les mêmes effets !

Dans toutes ces boutiques, un fait m'apparaît bientôt : c'est qu'en dépit de l'élévation des prix — car la vie quotidienne, rationnée, est chère pour les Australiens — toutes les marchandises exposées ne sont pas toujours d'un fini parfait. Du simple, du pratique, voici ce qui convient sans doute avant tout à la clientèle d'un pays dont j'expliquerai mieux plus tard le nivellement social. Il ne faut pas oublier non plus que nous ne faisons que sortir de la guerre et que les besoins à satisfaire dans le monde sont grands.

Le plus souvent, quand je suis seul, je vais prendre mes repas dans un petit bar à poissons, chez Cravas — un de ces Grecs qui sont nombreux dans tous les commerces — et je savoure avec joie les délicieuses petites huîtres et les crevettes énormes du Pacifique. Mais je ne néglige pas les restaurants français, quand je n'invite pas moi-même mes hôtes au « Princes's », tenu par un de nos compatriotes dans un cadre agréable égayé de jolies silhouettes. C'est en effet un privilège reconnu de Sydney que les femmes y soient très réussies : vie de plein air, climat, mélange de peuples, je ne sais. Comme elles

Digitized by Google

possèdent une grande indépendance et une grande liberté d'allures, et comme les domestiques sont en Australie fort rares, l'élément féminin se groupe souvent à midi, par bandes entières, pour déjeuner au restaurant...

Plus encore que celles de Brisbane, les rues de Sydney, la nuit, s'illuminent intensément. La rade et le grand pont offrent un spectacle féerique, lorsque les projecteurs des bateaux de guerre se mettent de la partie.

Souvent je dîne au « Glenneagle » au milieu de King's Cross, ce Montmartre australien, encombré de mauvais garçons qui sont les dignes descendants des « bushrangers » de jadis et vais ensuite un peu plus loin passer un moment à Darling Point, sur le balcon de mon ami M..., retour de Singapour. De ce balcon, on possède une des plus belles vues peut-être qui soient au monde et nous ne nous lassons pas de contempler l'émouvant tableau qui, sous la molle rigueur d'un ciel bleu de nuit, oppose les eaux frémissantes de la baie à la sombre et massive dentelle des gratte-ciel dont l'écran se profile par-dessus le tourbillon indistinct des lumières.

En fin de semaine, tout Sydney s'abandonne à ses deux passions favorites : les courses de chevaux et les sports. Cet engouement pour les réunions hippiques remonte aux origines de l'Australie. Elles furent sans doute les premières mondanités des déportés de Port Jackson. Aujourd'hui, chacun continue la tradition, en misant soigneusement sur quelque partant du dimanche. Outre les courses d'ailleurs, d'innombrables loteries sollicitent l'attention des amateurs. Mais des amateurs qui seraient un peu, m'a-t-on dit, obligés de l'être : car chacun cherche ici

Digitized by Google

une occasion de grossir des revenus insuffisants.

Heureusement que des équipes entières de toutes sortes de gens se précipitent plus sainement vers les campagnes. Sans compter des files de voitures avec remorques, qui emmènent leurs milliers d'occupants pratiquer partout dans le pays camping et « pick-nicking ».

Mais, en dépit des squales qui infestent les rivages et les moindres baies — y compris la rade de Sydney ! — le véritable sport national de l'Australie, c'est la natation et le « surfing ».

Le dimanche, à Manly, à Bondi, — les deux plages de la ville, bordées de petites maisons toutes déplorablement semblables — cependant que dans l'air ronronne paisiblement l'avion rouge de garde aux requins, c'est un pullulement très démocratique de petits bateaux de plaisance sur les eaux, de corps nus et bronzés sur le sable.

Nous nous retrouverons, quelques amis et moi, à Cronulla, une autre plage de la région, très fréquentée elle aussi. En ce début d'automne — nous sommes en France au printemps — le Pacifique roule sur cette grève de superbes vagues qui courent longuement et s'arrondissent sur elles-mêmes avant d'éclater en grands jets d'écume. C'est un magnifique lieu d'entraînement pour les amateurs de « surfing », groupés en des clubs aussi connus dans toute l'Australie que peuvent l'être nos associations de football et dont les matchs donnent lieu à de nombreuses fêtes et même à de véritables parades.

J'admire l'adresse de ces garçons et de ces filles, debout ou allongés sur la crête des lames, lovés dans le creux des houles qui les entraînent, et précipités vers le rivage où ils atterrissent sans dom-

Digitized by Google

mage, en s'aidant du flotteur qu'ils tiennent à bout de bras devant eux.

J'essaie de sauver l'honneur national en allant nager à mon tour. Mais un coup de sifflet me rappelle à l'ordre. Il faut avoir l'habitude de ces vagues inconnues en France, semblables aux « rouleaux » de la barre à Dakar. Et l'endroit où je m'aventure n'est plus surveillé, alors qu'il suffit de quatre-vingts centimètres d'eau à un squale pour venir vous cueillir la jambe. Les câbles qui sont enroulés sur la plage, et qui permettraient à d'éventuels sauveteurs de pratiquer le système de la cordée pour venir à vous, auraient dû me le rappeler.

Au crépuscule nous revenons à Sydney par Botany Bay. Comme chaque Français, j'ai tenu à rendre visite au très simple monument élevé sur ce roc à la mémoire de la Pérouse. Une modeste colonne de granit, pieusement entretenue, rappelle que c'est en ce lieu qu'on aperçut pour la dernière fois vivant le grand navigateur, dont on n'apprit que bien des années plus tard, la tragique disparition à Vanikoro.

Dirai-je le sentiment de contrition que j'ai éprouvé, en évoquant, au beau milieu de ce bassin moiré, quelque harmonieuse frégate fleurdelysée, abritée en ce hâvre inconnu, après des mois et des mois de navigation anxieuse ? Aussi éloigné de mon pays qu'il est possible d'être, je comprends mieux ici le courage de ces hommes indomptables qui, avec de si faibles moyens, partaient jadis, des années durant, à la passionnante aventure de la découverte du monde.

Mais quel est le citoyen des pays neufs — je ne pense pas spécialement aux Australiens — qui sait reconnaître ce que l'humanité doit à ces marins de la vieille Europe aujourd'hui dédaignée ?

Digitized by Google

Un peuple heureux et son histoire

J'AI déjà signalé l'exclusivisme racial du peuple australien en l'expliquant par la position géographique du Commonwealth. Mais la structure interne de cet immense pays devait également influer sur la formation de son idéologie. Si jeune qu'elle soit, l'Australie a déjà une histoire, un passé qu'il est nécessaire de connaître parce qu'il a déterminé le caractère de ses habitants.

Non seulement ce continent ne fut abordé que fragmentairement, au cours du XVIIe siècle, par des navigateurs néerlandais qui le baptisèrent du nom de Nouvelle-Hollande ; mais encore Cook, en débarquant sur l'emplacement de la future Sydney, s'imagine avoir reconnu une autre terre, qu'il nomma Nouvelle-Galles du Sud.

De son côté, l'Angleterre, ignorant la richesse de cette colonie lointaine, découverte avec un énorme retard par rapport au reste du monde civilisé et tellement à l'écart de ses routes maritimes habituelles, demeura un certain temps embarrassée de sa conquête... craignant cependant d'y être supplantée par la France. Les origines de l'Australie se confondront

Digitized by Google

alors paradoxalement avec les incidences de deux révolutions : le soulèvement des futurs Etats-Unis d'Amérique, qui privait l'Angleterre du champ habituel de déportation de ses condamnés ; la Révolution Française, qui augmentait beaucoup, en cette fin du XVIIIe siècle, le nombre des sujets de sa Gracieuse Majesté sur lesquels le gouvernement de Londres craignait la propagation des idées subversives venant de Paris.

De telle façon que, lorsque la « First Fleet », la « Première Flotte », eût débarqué à Sydney son contingent inaugural d'un millier de déportés, les envois ne firent ensuite que s'accélérer.

Mais, en ces temps lointains, les déportés de Sydney ne connaissent que la petite langue de terre qui s'étendait entre la barrière des Montagnes Bleues, dans leur dos, et la mer, et ils ignoreront encore longtemps qu'un pays immense existât derrière eux.

Pendant toute cette période, les mœurs de la Nouvelle-Galles du Sud ne sont évidemment pas des plus douces, chacun de ces pionniers, l'outil à la main, se débrouillant à sa façon. D'ailleurs le gouvernement de Londres n'a rien prévu quant à l'organisation de la colonie et celle-ci vit sous la dictature des gouverneurs qui sont tous des marins, autoritaires et cassants par la force des choses.

« Vous me parlez de la loi, ira jusqu'à dire l'un d'eux, l'amiral Bligh, chargé de briser la rébellion des officiers du « Corps du Rhum » — un nom qui en dit long ! — lesquels mettaient à sec le pays, mais c'est moi qui suis la loi ! »

Plus tard, lorsque la première circumnavigation du continent sera enfin accomplie, la Nouvelle-Hollande changera de nom. A partir de cette date de 1817,

Digitized by Google

l'Angleterre réalisera mieux en effet ce que l'Australie, comme on l'appelle maintenant, est susceptible d'ajouter à sa propre puissance. Pour la première fois, en 1824, le gouverneur Brisbane, créateur du Queensland, sera doublé d'un conseil législatif, amorce d'un véritable Parlement. Et, en s'enfonçant de la côte vers l'intérieur, d'autres colons créerons bientôt les états nouveaux : Australie Occidentale, Victoria, etc.

Heureusement que cette extension du territoire se manifeste ; car, de 1820 à 1850 — en même temps que disparaît le système des « convicts », que les Australiens considéreront dès alors comme indésirables — on compte 200.000 passagers volontaires, qui, en vertu de la « Poor Law », la Loi des Pauvres, s'embarqueront pour le « South Hemisphere » précédant eux-mêmes de peu le prochain rush des chercheurs d'or.

Tels sont, brièvement résumés, les événements historiques qui caractérisèrent les débuts de cette société australienne encore en devenir, dont descendent les « Aussies » d'aujourd'hui.

Ces débuts avaient été une excellente école. Hommes rudes, ayant tout à créer face à une terre vierge, à une végétation inconnue, à une faune d'animaux étranges, les premiers immigrants ne pouvaient pas ne pas comprendre les immenses possibilités que devait leur réserver l'exploitation rationnelle du continent. S'étant attelés sans rechigner à la besogne, ils étaient exceptionnellement favorisés quant aux rapports sociaux : absence chez les uns ou chez les

Digitized by Google

autres d'esprit de caste, abandon de ces scrupules exagérés qu'en France nous appelons quelquefois préjugés bourgeois, semblable niveau de vie. L'esprit qui les animait était un peu celui du colon américain qui, à la même époque, s'enfonçait vers l'Ouest en proclamant pour chacun le droit à sa propre « chance ».

Tout cela a concouru à la formation de cette Australie à laquelle chacun peut se vanter présentement d'avoir peu ou prou participé, qui est devenue pour ses habitants une réelle patrie où des familles entières ont trouvé leurs assises spirituelles et le niveau de vie auquel elles aspiraient.

Que cette population aît conservé de ses origines un certain caractère de rudesse, que la société australienne soit une société à peu près sans classes — où l'extrême richesse comme la pauvreté sont ignorées, mais où les éléments réellement cultivés sont rares — c'est l'ensemble de ces faits qui composent le visage présent du Commonwealth.

L'Australien est un homme énergique, direct, volontiers sans façons, buvant sec, lequel parle avec un terrible accent, qui fut mon désespoir, un anglais entremêlé par-dessus le marché de nombreux mots d'argot.

C'est à la buvette de la R.A.F. à Saïgon, que je devais, à mon retour de Sydney, découvrir je ne sais quel croquis, accompagné de cette légende vengeresse :

« *We speak english — australian understood...* » (On parle anglais — l'autralien est compris...).

Pourtant, en dépit du caractère dynamique de la population australienne, la guerre a rendu plus évident le problème qui entravait déjà ces dernières

Digitized by Google

années le développement économique du Commonwealth, mais qui risquerait bien de compromettre désormais, si on n'y mettait bon ordre, son existence même. Il s'agit du chiffre déplorablement faible de la population des états par rapport à l'immensité du continent. Des calculs ont prouvé, même en tenant compte de l'étendue des déserts de l'intérieur, que l'Australie pourrait aisément nourrir 20 millions d'habitants. Chiffre d'ailleurs faible, si l'on songe à l'immense pression que ne peut manquer d'exercer un jour sur l'Hemisphère Sud la masse en voie d'évolution des peuples de couleur d'Extrême-Orient.

Le confort se paie. Le voyageur a vite remarqué que le nombre d'enfants dans les villes et dans les campagnes d'Australie est extrêmement restreint. Le taux de la natalité est un des plus faibles du monde : 19,06 pour mille, contre 25 en 1921 et 34,5 en 1891, — heureusement compensé d'ailleurs par un taux de mortalité parmi les plus bas : 10,5 pour mille. Mais cette compensation ne peut être qu'un palliatif à une situation inquiétante.

La solution est connue depuis longtemps. Pays d'immigration à son origine, il suffirait que l'Australie le redevienne et pratique, à plus ou moins grande échelle, une politique d'assimilation.

Or sa population, composée de 97 % de sujets britanniques, se montrait jusqu'ici peu disposée à ouvrir les portes du continent à d'autres nationaux que les sujets de Sa Majesté. Elle n'est pas toujours tendre dans ses jugements pour les plus récents immigrés sur le territoire, Italiens et Grecs. Pas plus que pour les quelques milliers d'Autrichiens que les persécutions hitlériennes ont chassé aussi loin, et dont l'activité et l'ardeur au travail ont provoqué dans cer-

Digitized by Google

tains milieux un réflexe hostile particulièrement incompréhensible dans un pays comme celui-ci où quiconque est ou a été, article d'importation.

A vrai dire, les Australiens ont longtemps adopté les moindres prétextes — malgré l'action et la propagande de leurs dirigeants qui voient plus loin qu'eux — pour s'opposer à l'entrée d'immigrants supplémentaires, quels qu'ils soient, sur leur sol. Nouvel exemple du malthusianisme si fréquent des syndicats, jaloux de la conservation des intérêts sociaux de leurs cotisants.

Car l'A.C.T.U. (c'est-à-dire l'Australian Congress of Trade-Unions) possède dans le pays une influence considérable, laquelle s'est traduite, il est juste de le reconnaître, par des avantages substantiels concédés aujourd'hui aux travailleurs de toutes catégories, notamment l'établissement d'un minimum vital et le principe d'une échelle des salaires périodiquement revisables. Le retour à la semaine de quarante heures est de plus un fait accompli.

Ajouterai-je que les célèbres grèves australiennes sont plus nombreuses que jamais, déclenchées du jour au lendemain pour les raisons les plus minimes, parmi lesquelles le principe de la solidarité ouvrière joue peut-être un rôle excessif, aboutissant en fait à procurer aux grévistes, dans ce pays au climat tentateur et, en définitive, fort amollissant, de véritables congés supplémentaires. Tel fut ainsi le cas, il y a quelques mois, lors de la grande grève des transports qui paralysa le Queensland, au point qu'il fallut parachuter des vivres aux villes de l'intérieur. La grève avait duré neuf semaines...

Ces manifestations, qui ne cessèrent même pas pendant la guerre, avaient souvent provoqué à ce mo-

Digitized by Google

ment-là l'indignation des Américains. Ces dernières années, elles ont valu aux Australiens, le ressentiment des Hollandais, lorsque les dockers de Sydney ont brusquement pris le parti des Indonésiens, refusant de décharger ou de réparer des navires en provenance ou à destination de Batavia. Il eût été curieux, il est vrai, d'assister à l'accueil réservé par ces farouches partisans de la « White Australia » et de l' « Immigration Restriction Act » à ces mêmes Indonésiens au cas où ceux-ci seraient venus apporter leurs remerciements à leurs « camarades » australiens... ?

Quoi qu'il en soit, pour revenir à notre sujet, l'évolution générale de l'Australie est devenue telle que les programmes d'immigration dressés cette année par le gouvernement ont finalement chance d'être exécutés. Un peuple ne boude pas indéfiniment après tout, contre son propre élan vital, celui-ci l'entraînât-il même quelquefois contre son gré ?

C'est ainsi que l'objectif actuel du Commonwealth est de laisser entrer annuellement sur son territoire 70.000 immigrants, chiffre calculé par rapport à la pénurie de bateaux, et aussi de moyens de logements. Bien entendu, en fonction des désirs de la population, ces immigrants devraient provenir en premier lieu de l'Empire britannique, et notamment du Royaume Uni, d'où l'on sait que le gouvernement de Londres est favorable à un tranfert en masses d'importantes portions du peuple anglais vers ses possessions d'outremer.

Il est évident que l'exécution de ce plan renforcera considérablement, au cours des années à venir, la position internationale et l'économie du Commonwealth : d'autant que les Australiens ont déjà auto-

Digitized by Google

risé depuis quelques mois l'admission de travailleurs étrangers, en majeure partie des « Personnes Déplacées » d'Europe auxquelles sera concerné un ultérieur droit de cité, et qui, en attendant, sont employées à des travaux d'intérêt général urgents.

Tant et si bien qu'il n'est pas exagéré de penser que l'Australie, sans même que ses habitants s'en doutent suffisamment, est en train de vivre en ce moment un tournant de son histoire : le tournant qui la conduira à devenir pour tout de bon une des grandes nations de notre planète.

Digitized by Google

Melbourne la britannique

PAR delà les hauts sommets des Alpes australiennes et les pentes du mont Kosciuzko, que les skieurs parcourront bientôt, je survole de Sydney à Melbourne une série de chaînons multipliés, dont les croupes, à certains endroits, sont hérissées et semblables, de deux mille mètres, à de gigantesques pelotes d'épingles. Mon œil exercé d'ancien exploitant forestier a vite fait de se rendre compte qu'il s'agit là de forêts incendiées, quelquefois sur des superficies considérables. Ces troncs gris et roses, d'une élévation certainement extraordinaire, sont ceux des fameux eucalyptus, lesquels, avec les séquoia américains, comptent parmi les plus grands arbres du monde.

Atterrissage sans histoire un peu en dehors de la ville. Melbourne, bâtie entièrement en plaine, m'est apparue immense avec ses innombrables petites maisons au toit rouge, qui doivent avoir été construites sur des lotissements...

De fait, à l'exception d'une « cité » assez peu considérable bordant la rivière Yarra, Melbourne comporte surtout des kilomètres et des kilomètres carrés

Digitized by Google

de banlieues s'éparpillant dans toutes les directions et joignant même, par delà les palmiers de St-Kilda, le cœur de la ville à l'Océan, lequel est assez éloigné. Encore ne s'agit-il surtout que d'une vaste mer inrieure qu'un seul goulet, à une centaine de kilomètres plus au sud, relie à l'étendue indéfinie des flots. Circonstance qui explique pourquoi l'emplacement où a été bâti Melbourne n'a été découvert que si tard, en 1835, et comment la ville, plus à l'écart des grandes lignes maritimes de communications, n'a pas pris le même développement industriel que Sydney.

Ce retard de Melbourne vis-à-vis de Sydney lui aura assuré une destinée différente, mais en définitive non moins importante que celle de la cité sœur et rivale. Car Melbourne et l'Etat de Victoria tout entier ont été en mesure, dès les premiers instants de leurs croissance, d'édifier une digue contre le flux de ces colons de tous genres et de tous acabits qui ont fait la fortune originelle de Sydney : au point que, quelques années après la fondation de la ville, sa population se soulevait déjà pour obtenir l'expulsion du port d'un de ces bateaux de déportés qui avaient constitué, un demi-siècle plus tôt, le chargement de la « First Fleet ».

Les deux villes, que tout voyageur qui arrive en Australie est sur le champ sommé de comparer et d'apprécier, sont aussi différentes qu'il est possible de l'être. Sydney, bruyante, agitée, fiévreuse, maritime, lorgne, par-dessus le Pacifique, vers San-Francisco. Melbourne, froide, compassée, sérieuse, administrative, prend ses consignes, au delà de l'Océan Indien, à Londres.

La « respectabilité » de Melbourne l'a ainsi marquée d'un cachet britannique infiniment plus accentué

Digitized by Google

que Sydney. Ici, même dans la grande artère de Collins Street, les buildings sont plus rares, le style des bâtiments plus victorien, l'animation moins fiévreuse, l'homme de la rue moins « business-like ». On sent qu'il y a dans l'atmosphère un je ne sais quoi de plus solennel, de plus lent qui rappelle qu'avant Canberra, le premier Parlement fédéral a fonctionné à Melbourne, que de nombreux bureaux des administrations du Commonwealth y sont encore installés. Le portier du « Melbourne Club » est stylé à souhait. Et la salle d'attente du journal « The Age », évoque, avec une nette préméditation, les plus vieux quotidiens de Fleet Street.

On peut traduire l'intraduisible, à propos de ces différences d'ambiance, en constatant que l'on demande plutôt d'un homme, à Sydney : « A quelle entreprise appartient-il ? », alors qu'on interroge dans la provinciale Adélaïde: « A quelle paroisse...? » et dans la conformiste Melbourne : « A quelle Université...? »

Dans les conditions que je viens de décrire, le voyageur que ses pas ont conduit dans la plus méridionale des grandes cités de notre planète, en a rapidement terminé la visite.

Il est vrai qu'en ce qui me concerne, je dois ajouter avoir passé le plus clair de mon temps à Melbourne en famille. Peu de Français possèdent là-bas des parents. Mais c'est néanmoins mon cas, bien qu'il se soit un peu agi de cousins à la mode de Bretagne... Curieuse et mélancolique impression de se trouver tout à coup dans l'intimité de personnes qui ne vous connaissaient pas la veille, mais qui savent de vous et des vôtres mille choses pourtant, alors que, comme une vrille, cette idée ne cesse de vous

Digitized by Google

pénétrer que bientôt vous ne les reverrez plus, qu'ils ne vous reverront plus. Toute cette gentillesse réciproque, qui annule momentanément les notions de temps et de distance, a quelque chose de profondément déprimant par ce que vous en éprouvez confusément d'artificiel. Tout homme, décidément, est lié à son monde, et à lui seul !

Cependant « Phil », que j'ai connu, il y a vingt ans, à Paris, et qui parle français avec un accent de gavroche, m'a proposé d'aller voir de plus près les forêts d'eucalytus aperçues de l'avion.

La route est longue en automobile. J'en profite pour analyser cette banlieue de Melbourne dont les lotissements feraient honte à ceux qui entourent Paris. La travailliste Australie a le goût petit-bourgeois du « home » et le nombre de maisonnettes que je dépasse n'est pas sans relations avec celui des robes de chambre que j'ai remarquées dans les vitrines des magasins de Sydney.

Au reste, tout est prévu déjà pour l'extension de la grande cité. Je traverse plus loin des villages qui ne se composent guère que d'une mairie et des établissements d'utilité publique indispensables. Les habitants futurs viendront et construiront par surcroît. Mais le résultat de cette politique est que la campagne environnante, si elle est bien entretenue, demeure vraiment sans âme et un peu uniforme.

De colline en colline, nous nous élevons maintenant pour contourner un barrage-réservoir, dont mes compagnons notent avec satisfaction le niveau élevé, car l'eau demeure toujours la grande préoccupation de l'Australie, et atteindre une région de hauts-plateaux, où la célèbre cantatrice Melba, (je ne m'attendais pas, je l'avoue, à retrouver ici ce nom bien connu

Digitized by Google

des gourmets du monde entier) possédait une fort jolie propriété. Puis la route prend l'aspect d'un chemin de montagne jusqu'au gracieux centre de Marysville, qui ressemble à ce que devaient être nos belles stations d'altitude il y a trois quarts de siècle...

Après le déjeuner, c'est enfin la grande forêt australienne telle que je l'avais bien repérée du Dakota. Celle-ci est très différente des ténébreux sous-bois africains : les troncs des eucalyptus, quoique très rapprochés, montent droit vers le ciel avec un parallélisme frappant et ignorent toute cette végétation adventice de lianes et de ronces qui constitue des rideaux impénétrables en Guinée ou en Côte d'Ivoire. Le spectacle est infiniment plus harmonieux, et si la glauque clarté de la forêt africaine fait songer à un aquarium, la lumineuse forêt australienne donne au contraire une impression sensiblement plus architecturale.

Ce n'est pas sans respect que je parviens enfin à la réserve loinaine où certains des troncs atteignent jusqu'à cent mètres de hauteur, développant à leur base une circonférence gigantesque. Ils sont couverts d'une aride écorce grise, tassée sur elle-même, qui fait penser à une peau d'éléphant, tant il est vrai que du règne végétal au règne animal il existe certaines analogies dans le colossal.

Il fait délicieusement frais dans ces forêts. On peut se demander si, sans ces ruissellements abondants, les incendies qui sont un des fléaux de l'Australie, ne seraient pas plus nombreux encore ? Le spectacle des régions dévastées par le feu, avec leurs milliers de fûts à demi-noircis et piqués droits en terre, a quelque chose d'hallucinant. On a peine à

Digitized by Google

imaginer la violence que doivent revêtir ces gigantesques brasiers naturels...

Nous revenons à Melbourne par le « Sanctuary » de Healesville.

Il s'agit d'un parc unique en son genre, dont les Australiens se montrent très fiers, car il abrite en toute liberté un grand nombre de ces animaux étranges dont le « South Hemisphere » a le monopole.

Ici le plus complexe être vivant qui soit au monde, l'ornithorynque, qui s'appelle en Australie, je ne sais pourquoi : *platypus*, barbotte dans son bassin, voisinant avec les tribus entières d'inévitables *Kangooros*. Des *Koalas*, ces délicieux petits ours de poche, semblables à des poupées pour coins de canapés, reposent dans les arbres dont, en dormant, ils étreignent paisiblement les branches. De lourds *Wambats* demeurent collés au sol. Mais mes connaissances en histoire naturelle sont limitées, et je préfère admirer l'*émeu*, le casoar, l'oiseau-lyre et surtout le plus magnifique choix de perroquets de toutes les couleurs qu'il m'ait été donné de contempler. Cependant que, dans les airs, siffle sans fin le joyeux et curieux *Kookaburra* d'Australie.

*
**

Quelques heures après cette visite, le moment est venu de quitter Melbourne. Une place m'est réservée dans le « Spirit of Progress », le grand rapide qui remonte vers Sydney. Il s'agit du plus moderne train australien. Je le juge à la mesure de nos bons « Paris-Marseille » ordinaires, ce qui fait paraître sa dénomination un peu prétentieuse.

Il est vrai que, jusqu'à ces dernières années, les Australiens ont eu quelques ennuis avec leurs trains.

Digitized by Google

Avant la création du Commonwealth, chaque Etat défendait farouchement ses frontières, au point que des contestations avaient quelquefois surgi et que les réseaux avouent des écartements différents.

J'en aurai la preuve, aux alentours de minuit, à Albury, lorsque le Victoria confine à la Nouvelle-Galles du Sud. Adieu, le « Spirit of Progress » et ses pompes. Je serai puni de ma sévérité de tout à l'heure, en montant maintenant dans un train infiniment moins confortable.

Dans les plans de reconversion qu'il a mis en œuvre après la guerre pour combattre un éventuel chômage, le gouvernement du Commonwealth a inclus l'unification et la modernisation de ses chemins de fer. Il n'est que temps en effet !

Digitized by Google

Consolidation de la prospérité ?

Si les Américains ont l'impression d'avoir bâti un nouveau monde, sans doute sont-ils déjà dépassés dans ce domaine par leurs lointains concurrents d'Australie.

Diverses considérations expliquent ce fait : la richesse du pays, tout au moins dans ses parties exploitables, l'abondance de ses ressources minières, la quasi-disparition de l'élément indigène, ce qui évita aux nouveaux arrivants d'avoir à se préoccuper du problème colonial, l'admirable climat enfin. De plus, la croissance de l'Australie a coïncidé avec celui du machinisme. L'évolution vers le progrès devait donc être extrêmement rapide.

Il n'est pas étonnant, dans ces conditions, que le standard de vie en Australie soit un des plus élevés du monde. Traitées de la manière la plus moderne, les diverses productions agricoles du continent s'accumulent dans des ports qui ont pris un essor énorme, entraînant le développement d'une civilisation urbaine particulièrement évoluée. La moitié de la population de l'Australie se presse ainsi dans ces

Digitized by Google

villes : Sydney, avec bientôt un million et demi d'habitants, Melbourne, un million, Brisbane et Adélaïde, aux environs de 400.000 habitants.

Si l'agriculture australienne a pu atteindre un tel degré de prospérité, cela tient d'abord, indépendamment de la fertilité des terres du « South Hemisphere », aux dimensions elles-mêmes du continent, qui s'étend, du sud au nord, du 43e au 10e parallèle, de régions d'un climat méditerranéen à des zones purement tropicales. La Tasmanie, c'est la Normandie ; Melbourne, où la neige est une rareté, équivaut à la Côte d'Azur ; Sydney représenterait Alger ; Brisbane, le Caire. Plus au nord encore, la carte enregistre la grimpée verticale du pays en direction de l'Equateur.

Dans ces conditions, si l'Australie produit 170 millions de boisseaux de blé et des vins excellents — notamment des « Moselle » qui égalent les nôtres, alors que le bouquet des « Bourgogne » est un peu âcre, — elle exporte en même temps des quantités considérables de sucre de canne. Ce dernier fait méritant une mention particulière, car la « White Australia » est le seul pays au monde à posséder des Blancs qui aient accepté de faire fonction de coupeurs de cannes, métier dévolu ailleurs, de Cuba aux Philippines, aux seuls indigènes, étant donné les bas salaires payés pour ce travail.

Mais la véritable richesse de l'Australie, c'est avant tout l'élevage, et l'élevage du mouton.

Ici, comme aux Indes, je ne veux pas donner trop de chiffres. Pourtant comment ne pas dire que l'Australie nourrit 14 millions de têtes de bétail, 15 millions de chevaux, 125 millions de moutons, en pâture sur des territoires immenses qui font progressivement

Digitized by Google

reculer le « Bush » ; qu'elle fournit en conséquence 1 milliard de livres de laine, 200.000 tonnes de beurre, 500 millions de livres de viande de bœuf, plus de 900 millions de livres de moutons et 175 millions de livres de porc.

Le bond en avant que cette production totale représente, un seul détail le résume : en 1792, il n'existait sur tout le continent que 105 moutons donnant 300 livres de laine, alors que la tonte actuelle, améliorée non seulement en poids mais en qualité, équivaut au quart du stock annuel mondial. Ce que cette même production représente en valeur à l'exportation, il suffit de savoir que les statistiques douanières font apparaître que la seule agriculture australienne permettait jusqu'ici au Commonwealth de balancer, ou peu s'en faut, l'essentiel de ses importations. Autrement dit, le train de vie du pays repose avant tout sur « le labourage et le pastourage » de notre bon Sully.

Pourtant, quelle que soit la valeur des produits de son sol, l'Australie, comme toutes les autres contrées du monde, n'aurait pu se suffire à elle-même et se hausser au rang de puissance industrielle sans le développement d'une importante industrie extractive de base. Nous le savons bien en France en ce moment même, où le manque de charbon continue à nous handicaper...

Mettons à part la plus connue de ces industries, celle de l'or, qui fut la toute première en date du Commonwealth dont elle a hâté la fortune. Quoique mise au ralenti, elle continue à procurer la moitié en valeur des prospections du pays, et des centres comme Kalgoorlie, dans l'Australie Occidentale, demeurent d'une renommée certaine. Mais l'or n'a pas

Digitized by Google

la valeur pratique, par la main-d'œuvre qu'elle permet d'employer, des 20 millions de tonnes de charbon et de lignite, du fer, du plomb, du zinc, du cuivre dont les mines alimentent heureusement les diverses fabriques australiennes.

Telles sont les productions qui encouragèrent le Commonwealth, après avoir commencé comme tous les pays neufs à importer l'essentiel de son matériel, à édifier ses hauts-fourneaux de Newcastle, ses chantiers navals de Whyalla, de nombreuses industries annexes, lesquelles sortent actuellement des locomotives, des navires de guerre, des avions, et qui ont rendu possible de construire en plein conflit, à Sydney, une immense cale sèche accessible aux plus grands bateaux du monde.

Fait apparemment étrange dans cette Australie socialiste, la plupart de ces récentes et importantes entreprises se trouvent sous le contrôle du gigantesque trust — comment l'appeler autrement ? — de la Broken Hill Proprietary. La B.H.P., ainsi qu'on dit là-bas, ne fut à son origine qu'une société minière. Néanmoins elle paraît avoir réalisé une concentration verticale suffisamment poussée pour que le gouvernement aît dû nommer son directeur général à la tête de la production de guerre de l'Australie. Ce détail explique d'ailleurs, sinon justifie les efforts constants des syndicats ouvriers, que j'ai peut être traités trop sévèrement un peu plus haut, pour se grouper en face de cette puissance.

Or, bien entendu, il vient de se poser à l'Australie, la question de remettre en ordre une écomonie qui se trouve du fait des hostilités avoir été quelque peu déséquilibrée.

Au point de vue agricole, la situation paraît encore

Digitized by Google

pouvoir s'arranger facilement. D'abord l'Australie consomme elle-même environ les deux tiers de sa production alimentaire. De plus, malgré les années écoulées depuis la capitulation de l'Allemagne et du Japon, la demande d'aliments demeure considérable à la surface du monde : de telle façon que le Commonwealth contribue notamment puissamment au ravitaillement de la Grande-Bretagne, à laquelle, d'ailleurs, elle envoyait déjà 70 % de ses exportations, avant la guerre. Toutefois, il ne faudrait pas que se réalisât cette sérieuse menace dont on ne parle là-bas qu'avec ménagements : celle d'une baisse, possible un jour, des prix de la laine, dont le revenu total a été égal l'an passé à celui fourni par toutes les autres ventes à l'étranger réunies des Etats. L'éventualité de cette catastrophe, voilà sans doute le véritable point névralgique de l'économie australienne d'aujourd'hui !

En attendant, dans l'immédiat, au point de vue industriel, l'embarras est plus grand. Le Commonwealth est en effet déjà saturé de produits finis sortant de ses usines. Ceci alors que les Etats-Unis, les Indes, l'Afrique du Sud — c'est-à-dire les puissances les plus immédiatement voisines (c'est ainsi qu'il faut lire la carte en notre siècle atomique) — ont eux-même prodigieusement développé leurs fabrications et, partant, leurs exportations.

L'Australie a bien songé, en présence de cette concurrence, à se rabattre sur les marchés de l'Extrême-Orient. Malheureusement le train de vie de la jeune nation est lourd, ses impôts sont élevés, son budget surchargé, ses grèves et ses avantages sociaux coûteux, toutes circonstances qui jouent naturellement contre ses prix de revient, lesquels devraient être sé-

Digitized by Google

rieusement plus bas pour répondre aux possibilités toujours réduites de la clientèle asiatique. Et voici que se manifeste à nouveau en Chine le danger d'une reprise possible des livraisons japonaises à des cours imbattables !

On comprend donc mieux, dans ces conditions, la docilité nouvelle, et qui ne relève en aucune façon d'une subite crise d'altruisme, avec laquelle les Australiens ont accueilli les récents programmes d'immigration de leur gouvernement. D'abord l'introduction d'une main-d'œuvre de manœuvres, qu'on dirige plus spécialement vers l'agriculture constitue un renfort appréciable pour le Commonwealth. C'est ainsi que ce seraient un millier de Baltes et cinq cents Italiens qui auront coupé cette année — à la place des Australiens dont je soulignais tout à l'heure comment ils avaient presqu'anormalement accepté jusqu'ici ce travail ! — quelque 300.000 tonnes de cannes à sucre dans le Queensland...

Par ailleurs, la nécessité où se trouve l'Australie de remédier à une urbanisation excessive en pratiquant une politique de plus en plus intensive de l'eau, l'oblige à prévoir l'entrée de nouveaux pionniers, lesquels aménageront comme leurs déjà lointains prédécesseurs les terrains gagnés sur le désert. Les besoins progressifs de ces colons assurant par surplus à l'industrie australienne, en même temps que la permanence d'un marché intérieur, les débouché supplémentaires dont elle a besoin.

Ainsi, ce que des années de perpétuels calculs et d'hésitations n'avaient pas permis de réaliser, vient d'être balayé en quelques mois. Les responsabilités économiques nouvelles du Commonwealth nées de la guerre, et aussi le progrès des communications, ont

Digitized by Google

profondément bouleversé le vieil équilibre isolationiste de l'Australie. Et voici du coup celle-ci entraînée à son tour davantage dans notre vaste tourbillon planétaire.

En sera-t-elle plus heureuse ?

Ceci est une autre question...

Digitized by Google

Canberra, capitale du futur

BIEN que l'Australie soit un des pays les plus étendus du monde, elle a ce privilège de posséder une capitale parmi les plus exiguës, la ville de Canberra n'atteignant qu'avec peine le chiffre de 13.000 habitants.

A trois quarts d'heures de vol de Sydney, Canberra n'était en effet qu'un tout petit village lorsqu'il y a quelques années, les états australiens décidèrent d'y transférer la capitale du nouveau Commonwealth.

Cette décision avait été prise non pas tant en vertu des avantages que possédait Canberra, — dont la modeste église, qui date de 1841, fait ainsi figure de monument historique — qu'en raison de sa magnifique exposition, à quelque huit à neuf cents mètres d'altitude, au milieu d'un immense plateau cerclé de montagnes bleuâtres et bénéficiant d'un climat idéal.

Je ne connais que la ville de Dalat, située elle-même à bonne altitude dans le sud de l'Annam, qui présente avec Canberra quelque similitude : on songe d'ailleurs toujours à établir à Dalat, si faire se peut, le siège d'une future capitale de l'Indochine... Ainsi vont les choses dans tous ces pays neufs dont l'Europe a tant de mal à comprendre l'évolution qui s'accélère !

Digitized by Google

La nouvelle métropole de l'Australie, qui n'a été établie là que pour éviter les jalousies entre des états se disputant l'honneur de donner abri au siège du Commonwealth, est cependant d'une étendue considérable. Je l'ai parcourue plusieurs fois en voiture, en compagnie de notre Ministre, Mr. A..., lequel m'a réservé le meilleur accueil dans le charmant bungalow de la Légation, et ai donc pu admirer la prévoyance des architectes australiens : ceux-ci ayant conseillé d'édifier les premiers quartiers très loin les uns des autres, de telle manière que la ville puisse plus tard prendre une extension ordonnée. Je ne sais si cette manière de procéder assurera au futur Canberra beaucoup d'originalité ? Mais l'hygiène et la commodité y règneront, et je connais suffisamment les Australiens pour être assuré que les centaines de milliers d'arbres qui recouvrent encore en ce moment le sol de la cité seront respectés.

Hormis la résidence de Yarralumla, demeure du Duc de Gloucester, frère du Roi d'Angleterre et Gouverneur Général de l'Australie, le seul bâtiment administratif qui vaille la peine d'être visité, est le grand palais blanc du Parlement, remarquable par sa sobriété de lignes et par la simplicité de ses aménagements intérieurs.

C'est dans ce palais que Monsieur A... a eu l'occasion de m'introduire auprès du Docteur Evatt, Ministre des Affaires Etrangères du Commonwealth depuis de longues années et bien connu, à ce titre, des habitués des diverses conférences mondiales...

Aussitôt et sans la moindre formalité, M. Evatt nous réservera un moment d'entretien dans un petit bureau fort modeste, étroit, plutôt sombre, un bureau de chef de service de banque, qui constitue,

Digitized by Google

fort démocratiquement, le lieu des méditations et des travaux de l'homme d'Etat.

Cette simplicité, qui surprendrait peut-être ailleurs, ne choque pas ici, étant donné ce que j'ai déjà dit du développement du pays et de l'atmosphère vraiment très directe qui y règne. L'Australie est un pays sans traditions et sans transitions, ce qui lui a fort bien réussi et lui donne son style propre.

Après l'entretien avec le Dr Evatt, je visite les deux salles où se réunissent respectivement le Sénat, qui compte 36 élus pour les six Etats du Commonwealth, et la Chambre des Représentants qui en compte 75. C'est devant ces deux assemblées, constituant un système législatif qui rappelle celui des U.S.A., qu'est responsable le Cabinet constitué par le premier Ministre, lui-même nommé par le Gouverneur Général défenseur des intérêts de la Couronne. On sait que ce cabinet est actuellement présidé par M. Chifley, ancien ouvrier mécanicien, dont j'entendrai partout en Australie vanter l'esprit d'équilibre, la modération et le sens pratique.

M. Chifley, comme le Dr Evatt que je viens de voir, comme M. Caldwell, Ministre de l'Information, et depuis peu de l'Immigration, chez qui je viens de déposer ma carte, appartient au parti travailliste lequel exerce actuellement le pouvoir, ayant continuellement battu aux dernières élections les formations qui lui étaient hostiles : à savoir le parti libéral, et ce que nous pourrions appeler dans notre jargon parlementaire français le parti de droite, qui porte le nom de Country Party, ou Parti paysan. Mais comme nous vivons dans un pays britannique, cela ne signifie pas que les deux partis battus aient perdu tout droit à représenter l'opinion. Leur principal chef,

Digitized by Google

M. Menzies, un homme puissant et solide, magnifique orateur, au visage qui paraîtrait lourd si les traits n'étaient si fins, porte le titre — et reçoit les appointements — de « leader de l'opposition ».

Quant au parti communiste, présent en Australie comme partout ailleurs, il a fait certainement des progrès dans les masses mais n'a pas encore réussi à obtenir une influence parlementaire.

Reste à savoir si le gouvernement de Canberra possède sur le pays une autorité suffisante ? En théorie, oui. En pratique, j'ai entendu formuler beaucoup de critiques sur l'organisation du Commonwealth en général. Car il ne faut pas oublier qu'il existe en dehors du Parlement Fédéral d'autres assemblées, celles-ci à l'échelon des Etats, et à raison, sauf au Queensland, de deux par Etat. Il se produit donc souvent entre députés locaux et fédéraux, trop nombreux en totalité pour un pays qui n'a que sept millions d'habitants, des interférences de toutes sortes. Celles-ci compliquent la bonne marche des affaires administratives et aboutissent à donner aux Australiens, qui n'y sont que trop disposés, une inclination exagérée pour les marchandages politiques. Ceci pour le plus grand profit des syndicats, car en réalité, le personnage le plus puissant d'Australie est peut-être le secrétaire général de l'A.C.T.U.

Revenons à Canberra, que je n'ai pas voulu quitter avant d'avoir visité le « War Memorial » édifié assez loin du Parlement, mais lui faisant exactement vis-à-vis, de façon qu'il existera là un jour quelque voie triomphale représentatrice de l'Australie future.

Ce « War Memorial », bâti en forme de croix grecque, dépasse les proportions ordinaires d'un simple cénotaphe et constitue une sorte de Musée des

Digitized by Google

Invalides entourant la très simple tombe du Soldat Inconnu Australien. Ainsi la nouvelle patrie australienne ne sépare pas, dès ses débuts et comme toutes les véritables patries du monde, son existence même du culte de ses Morts ?

Mais, pour nous, Français qui parcourons ces salles, une émotion différente nous pénètre à retrouver à chaque pas, sur cette terre lointaine, les traces visibles des liens qui, un moment de notre histoire, ont rattaché plus spécialement l'Australie à notre pays. En attendant, en effet, que le musée ait complété ses collections de la dernière guerre, la plupart des objets exposés, des dioramas, des tableaux, des collections d'uniformes, remontent seulement à la « World War One », à la « Guerre mondiale numéro Un », c'est-à-dire à la période durant laquelle les « Anzacs », comme on disait alors, combattirent devant Amiens. Surprise de voir réapparaître tant de paysages, tant de pièces d'uniformes, de débris de matériels aujourd'hui démodés : pantalons rouges, vieux fusils Lebel, crapouillots antiques. Ici Villers-Bretonneux, et là, Pozières, ces deux villages de la Somme cerclés de profondes tranchées et de barbelés au milieu desquels se fraient leur chemin les célèbres fantassins kaki...

Il est vrai que, nous le savons déjà, l'Australie, en lançant dès 1943 ses divisions au travers des jungles sordides et fétides de la Nouvelle-Guinée, a fait mieux depuis : tant il est acquis — et telle est bien, pour les Australiens, la leçon profonde qu'ils vont chercher à Canberra — qu'aucun éloignement des autres régions du monde ne suffit plus au stade actuel de notre civilisation, à protéger un peuple quelqu'il soit !

Digitized by Google

Une politique sur deux océans

CRÉÉ dans les premières années de ce siècle, le jeune Commonwealth australien naissait à peine en tant que nation, lorsque deux guerres coup sur coup accentuèrent sa maturité politique et donnèrent un champ d'action plus vaste à ses responsabilités internationales.

La première de ces deux guerres s'étant produite loin de son territoire, il n'en résulta donc pour l'Australie d'autre obligation que la formation et le ravitaillement du Corps Expéditionnaire que, dès 1915, elle envoya en Europe. Mais, après moins de vingt années d'une paix qui lui permit, cependant, de parachever son équipement industriel, son réveil fut tragique lorsqu'en 1941 éclata le formidable conflit du Pacifique.

L'avance foudroyante des Japonais en direction de ce qu'eux-mêmes appellent les « Mers du Sud », inquiéta dès les premiers instants le peuple du Commonwealth. La chute de Singapour en février 1942 fut ressentie à l'égal d'une catastrophe. La menace d'une invasion nippone grandissait d'heure en heure.

Digitized by Google

Ce que devint alors l'effort de l'Australie, il est peut-être utile de le souligner. Mobilisation d'une force armée atteignant près de 600.000 hommes, dont environ 40.000 femmes ; création de bases d'une exceptionnelle importance ; suréquipement des usines aboutissant à transformer la contrée en un véritable arsenal ; contrôle absolu de la production et des prix.

34.000 tués et 40.000 blessés — dont respectivement 20.000 et 23.500 dans les opérations contre le Japon — tel a été, en contre-partie, le bilan des pertes subies, sans compter le souvenir humiliant des bombes nippones endommageant Port-Darwin et des sous-marins japonais opérant en pleine baie de Sydney.

Mais, cette fois-ci, l'alerte fut si chaude que le pays n'est pas prêt d'oublier ! En fait, l'Australie avait été sauvée beaucoup plus par la flotte des Etats-Unis et par les Américains, débarqués par corps d'armée entiers sur son territoire, que par le Royaume-Uni. Au point qu'on a pu se demander au moment de Guadalcanal si, après la guerre, le Commonwealth n'allait pas se détacher purement et simplement de Londres au profit de Washington ?

Cette hypothèse est pourtant redevenue aujourd'hui complètement hors de question du fait de l'énergie et de la prévoyance avec laquelle le gouvernement de Canberra se résolvait sitôt, en ces heures difficiles, à poursuivre dans l'avenir une politique délibérément autonome et mieux appropriée aux conditions nouvelles d'existence et de développement du pays.

Dès le 6 septembre 1943, le premier ministre de l'époque — c'était alors M. Curtin — se faisait entendre clairement, à tous, ne dissimulant rien de cette volonté :

Digitized by Google

« La guerre économique, proclamait-il dans les termes les plus clairs, sera dans les années qui suivront la guerre, farouche et complète. L'Australie ne peut pas permettre que sa position ne soit pas connue et que l'on se méprenne sur elle, alors que le Pacifique est constellé de bases occupées par une demi-douzaine de nations qui s'isolent derrière de hautes barrières douanières.

« Il faut que la voix de l'Australie se fasse entendre sur ces questions, comme elle se fait maintenant entendre sur les questions militaires... »

De fait, à peine les hostilités étaient-elles terminées que cette voix s'élevait avec une vigueur jusqu'alors inaccoutumée au sein de diverses conférences internationales et que se dépensaient sans compter à travers le monde les efforts des ministres de Canberra.

C'est ainsi que, déjà unie depuis la guerre à la Nouvelle-Zélande par un pacte particulier, l'Australie devait être bientôt à l'origine de la création de cette « Commission des Mers du Sud », à laquelle participe notamment la France — dont le drapeau flotte sur la Nouvelle-Calédonie et sur Tahiti — et qui se réunit maintenant chaque année pour délibérer sur les questions qui intéressent en commun les puissances représentées dans le Pacifique méridional.

Parallèlement on n'ignore pas que le gouvernement de Canberra, peut-être même en raison des prévisions erronées que je rapportais tout à l'heure, a plutôt tendance à témoigner d'une certaine raideur vis-à-vis des prétentions américaines à l'établissement de bases dans cette portion du monde. Alors que son action tend au contraire à remonter, au delà du bastion de la Nouvelle-Guinée dont elle a la

Digitized by Google

Tutelle, de plus en plus haut vers le Sud-Est Asiatique et l'Extrême-Orient : l'Australie n'a-t-elle pas ravitaillé l'Indochine et un important contingent de ses troupes n'occupe-t-il pas encore aujourd'hui le Japon ?

Ainsi conçue, l'autonomie de la politique de l'Australie aurait déjà — on s'en doute un peu... — suffi à rapprocher de nouveau fort habilement le grand dominion lointain de l'Angleterre, si l'évolution accélérée de la situation internationale depuis dix-huit mois ne s'en était chargée davantage.

En effet, possédant la moitié de ses plages sur cet Océan Pacifique, qui lui réserva un long moment de si fâcheuses surprises, l'Australie ne redoute aujourd'hui plus rien de l'avenir de ce côté : l'unification de la Chine n'est pas pour demain ; et si les Etats-Unis tendent maintenant à vouloir renflouer le Japon, on espère à Canberra que l'opération sera menée avec toute la prudence nécessaire.

Par contre, promus plus rapidement qu'ils n'y étaient peut-être même préparés à leur dignité nouvelle de puissance internationale, les Australiens viennent depuis peu de faire la découverte des responsabilités qui leur incombent également du fait de leur position sur l'Océan Indien... C'est par Suez ou Le Cap en effet que l'Australie Occidentale se trouve — plus rapidement que via le canal de Panama — reliée par la mer à Londres ; et c'est par un double prolongement de la route aérienne des Indes que les avions britanniques accèdent tantôt à Brisbane, mais tantôt à Perth. De telle façon que le Commonwealth se voit intéressé d'une façon absolument vitale à ce que toutes ces lignes de communication demeurent librement assurées et que ses exigences

Digitized by Google

s'ajoutent à celles de l'Angleterre pour que l'immense charnière du Moyen-Orient, couvrant la mer Rouge, subsiste inviolée. Ce n'est pas un simple hasard, mais plutôt l'effet de la géographie, si les soldats tenaient déjà les Dardanelles en 1915 ; s'ils se battaient de nouveau, en 1941, avant l'entrée en guerre du Japon, en Egypte, en Syrie...

Dans l'immense tête-à-tête stratégique qui s'organise, depuis trois ans, entre Russes et Anglo-Saxons, l'Australie devait donc fatalement tenir sa place. Jamais l'allusion au « parapluie de famille » n'avait été si vraie... Retombée dans l'entrelac des fameux « droits de préférence impériale » ; poussant, au prix de sacrifices parfois importants, au soutien de la zone sterling et économisant ses achats en dollars ; insistant âprement pour pouvoir dire son mot lorsque l'heure sera venue de conclure un traité de paix avec le Japon ; ayant envoyé tout récemment une escadrille participer au ravitaillement de Berlin, l'Australie a donc allègrement joué ce jeu agrandi.

Et puisque l'état-major impérial britannique s'est installé au beau milieu de l'Afrique, au Kenya, le gouvernement de Canberra a déjà poussé les précautions jusqu'à étudier soigneusement, par-dessus les six kilomètres de l'Océan Indien, les itinéraires aériens possibles qui pourraient relier le Commonwealth au Cap : circonstance qui n'est pas sans rapports, soit dit en passant, avec l'envoi projeté d'une mission par la France dans sa lointaine possession de Kerguelen. Cette île sauvage et inhabitée, grande pourtant comme la Corse, ne se trouve-t-elle pas située à mi-chemin entre les deux continents ?

Mais à l'effort diplomatique correspond aussi un effort militaire. Puissamment soutenue par son im-

Digitized by Google

portante industrie de guerre à peine reconvertie, l'Australie n'a pas pu cacher longtemps qu'elle était devenue le plus grand laboratoire d'expérimentations de l'Empire en matière de toutes sortes d'armes, et notamment de projectiles auto-propulsés ou radio-guidés.

La marche de l'humanité est telle que les déserts eux-mêmes commencent à avoir leur utilité, ai-je remarqué au commencement de ce livre. Tel est le cas aujourd'hui, si utilité il y a vraiment à y inaugurer ce genre de travaux, de ces immenses étendues sablonneuses du centre du Commonwealth dont on a évacué — comme à Bikini, qui n'est pas si loin, après tout — les quelques milliers d'indigènes qui y subsistaient encore... Sur quoi, quant à savoir ce qui s'y passe, ceci est une autre question ?

Quoi qu'il en soit, nous voici loin de toutes façons des temps heureux où l'Australie vivait dans la quiétude que lui assurait son éloignement. D'un côté, il est exact que son évolution actuelle la rapprochera moralement des autres nations du globe, ce qui ne sera pas pour déplaire à ses habitants. De l'autre, transformée désormais en arsenal, embrassée dans tout le nouveau système de défense prévu par Londres, il faudra bien qu'elle prenne sa part de veille, pour ce qui la concernera, non plus seulement sur un océan, mais sur deux.

Digitized by Google

Adieux à l'Australie

Ma croisière de retour vers Batavia ne m'apportera pas les mêmes surprises que le voyage d'aller. L'Australie est suffisamment ravitaillée en essence pour que la traversée en écharpe du continent jusqu'à Port-Darwin se fasse dans les délais prévus.

Ensuite il n'y aura plus qu'un bras de mer à franchir pour accéder à l'île de Timor, déjà en Indonésie.

A Sydney, j'ai pris congé du sympathique régulateur aérien néerlandais, qui porte, comme beaucoup de ses compatriotes, le nom d'un huguenot émigré autrefois de France. Une vingtaine d'heures de chemin de fer me permettront d'agréables aperçus sur certaines régions du Queensland, très semblables à notre Jura.

Revoici ensuite Brisbane, et son hôtel de ville au campanile vénitien et l'animation un peu débraillée de ses rues — il fait chaud ! — et sa jolie rivière qui serpente autour de la ville. Une dernière nuit au « Lennon ». Une voiture pour me conduire au terrain. Et bientôt, imperturbable, l'appareil pique droit vers le Nord-Ouest ; c'est de nouveau le long et mono-

Digitized by Google

tone survol du *bush* australien, toujours semblable à lui-même, lequel se prolonge à l'infini avec sa végétation de maigres arbustes épineux : spinifex, mulga, faux acacias, qui rappellent les *crams-crams* des confins du Sahara soudanais, et ses bandes de *dingos,* ces chiens sauvages à forte tête et à poils jaunâtres qui sont aussi une spécialité de l'Australie.

Au crépuscule nous débarquons à Cloncurry qui fournit un exemple typique de ce qu'ont pu être les villes du Commonwealth à leurs débuts. Une agglomération de vastes et solides maisons de bois édifiées directement à même le sable ; de larges chemins sans grâce lesquels se coupent à angle droit et sont encombrés par les poteaux du télégraphe.

L'une de ces maisons est la mairie, l'autre la poste. Mais la plupart comprennent une petite boutique où l'on verrait volontiers Buffalo Bill entrer le revolver à la main. De fait, nous sommes tout à fait — s'il faut en croire le cinéma ? — dans un de ces grands villages du Far-West bâtis pour abriter une population d'avant-garde. Avec son terrain d'aviation, les mines environnantes et son cheptel, Cloncurry sera peut-être, dans cinquante ans, une métropole ?

En attendant, les voitures y soulèvent des nuages de poussière, les enfants des environs y viennent à cheval à l'école, les habitants préfèrent dormir dehors, plutôt que dans leurs demeures, tant la chaleur, la nuit, y est écrasante. Mais pourtant, au bal auquel j'assisterai ce soir et qui réunit la jeunesse de la région, venue souvent de points très éloignés, les garçons sont bien habillés, les filles en robes de soirée. Je pense avec mélancolie à la crasse de nos villages français, en admirant de rudes paysans de si belle apparence....

Digitized by Google

Toutefois, peut-on, à vrai dire, transposer cette dénomination de « paysan », ici ? Il existe si peu de points de comparaisons entre le gracieux damier de nos vieilles campagnes et les vastes étendues de cultures éternellement semblables du Commonwealth que la réalité donne aux mots une valeur différente. Le travailleur agricole australien est certainement plus près à certains égards d'un « kolkhozien » ou d'un « farmer » du Middlewest, coutumier comme lui des grands espaces et dressé à l'emploi des machines, que du modeste laboureur des humbles champs de notre pays.

A plus forte raison en est-il de ces « drovers » ou « stockmen », éternellement à cheval, comme les cow-boys américains, poussant devant eux de puits artésien en puits artésien, pendant quelquefois des trajets de 2 à 3.000 kilomètres, des dizaines de milliers de têtes de bétail.

Nous aborderons demain les territoires primitifs de l'Australie du Nord, deux fois grands comme la France et qui composent non pas un Etat, mais une unité administrative directement régie de Canberra.

C'est dans cette portion la plus primitive du Commonwealth, dont la population globale, aborigènes compris, atteint à peine 25.000 habitants, que sont situées les plus grandes stations d'élevages, lesquelles atteignent jusqu'à 30.000 kms carrés — et où près de 200 kilomètres, par exemple, séparent l'entrée de la station de la maison de son directeur.

On conçoit que, dans ce pays, des troupeaux entiers soient en bloc mis aux enchères et que les abattoirs ou les centres de tonte pour les moutons soient de véritables exploitations où se battent des records.

Digitized by Google

Il est très tôt le lendemain matin lorsque je me retrouve sur le terrain d'aviation. Le ciel est gris et il vente terriblement, de ce vent australien qui soulève des nuages de poussière et dégrade, par sa violence, les meilleures terres du pays.

Pourtant on peut voler puisque voici justement un avion qui vient d'atterrir. Un bimoteur Mitehell, rarement utilisé pour ce genre de missions, chargé d'une bonne vingtaine de réfugiés en provenance de Sourabaya — quand ce flot se tarira-t-il ? — empilés les uns sur les autres à même le plancher de la carlingue.

A Port-Darwin, à l'heure du déjeuner, dans les dépendances d'un terrain qui porte la trace des cicatrices que lui ont infligées les Japonais, nous avons déjà quitté virtuellement l'Australie. Sur ces rivages septentrionaux du continent, au contact de l'Océan Indien, la nature équatoriale a repris tous ses droits. L'air est redevenu moite. Le *bush* a disparu. La végétation et la vie ambiante sont celles des tropiques. Les cocotiers agitent à nouveau dans le ciel leurs palmes innombrables.

Je serai tout à l'heure à Kœpang, dans la partie hollandaise de Timor. Demain nous survolerons Sœmba ; Sœmbawa ; Lombok et l'énorme cône de son volcan de quatre mille mètres de haut dont il est si impressionnant de longer les pentes ; Bali, enfin, que j'aurai du mal à reconnaître vue de si haut, alors que j'y ai passé de bien belles heures autrefois ; Java pour terminer.

Et maintenant, me retournant derrière moi, je voudrais rassembler mes ultimes impressions de cette

Digitized by Google

Australie qui m'avait tant déconcerté lors de mon arrivée. Le souvenir le plus vivace que j'en conserverai demeurera d'abord, évidemment, celui de cet excessif contentement de lui-même, presqu'impudique, du peuple australien. A cet égard, les « Aussies » sont frères des « Yankees ». On ne vous demandera jamais, d'un bout à l'autre du continent, comment vous trouvez ce pays ? La phrase sera simplement : « How do you like Australie ?... Comment aimez-vous l'Australie ? » A pareille interrogation, à moins d'un mépris des règles élémentaires de la convenance, comment serait-il possible de répondre par la négative ?

Humainement parlant, par delà les milliers de kilomètres des plus vastes océans, l'Australie s'inscrit tout de même dans votre mémoire comme une expérience heureusement tentée et réalisée, comme une gageure tenue. On ne peut s'empêcher d'éprouver somme toute une sympathie sportive pour ce peuple, si sportif lui-même. Pour un Européen, la vie de la société australienne apparaît certes un peu insuffisante quelquefois, et on aimerait y trouver une intellectualité, des jeux de l'esprit, qui font généralement défaut. Mais Rome ne s'est pas bâtie en un jour et l'Australie, comme on l'aura compris, n'a pas achevé de grandir.

D'ailleurs, de la même manière que l'Amérique est revenue de l'impératif de la doctrine de Monroë qui l'obligeait à se confiner dans son hémisphère, le Commonwealth se trouve lui aussi précipité bon gré mal gré, mais à son heure, dans le tourbillon des événements internationaux, — circonstance éminement favorable à l'élargissement ultérieur des conceptions d'un peuple que sa position géographique

Digitized by Google

a trop longtemps mis à l'abri des gigantesques cataclysmes qui secouent parfois le monde et le font réfléchir.

J'entends bien que, placé devant ses responsabilités nouvelles, l'homme de la rue aura tendance, pour commencer à énoncer son désappointement. Cela ne durera pas. Car je me suis souvent demandé si, dans l'énergie qu'ils mettent à se proclamer farouchement Australiens, les citoyens du jeune Commonwealth ne réagissaient pas plutôt inconsciemment contre quelque complexe d'infériorité, sinon quelque obscur regret de leur éloignement des sources mêmes de leur propre civilisation.

Quoi qu'il en soit, le gouvernement de Canberra a parfaitement compris la situation. Et l'énergie dont il a témoigné pendant la guerre ainsi que les projets qu'il a mis au point depuis méritent éloges et approbation.

J'ignore pour ma part quand je reviendrai en Australie et même si j'y reviendrai un jour ? Mais, alors que, déjà le dessin de ses côtes s'efface derrière moi, mon souvenir demeure sympathiquement attaché à cette terre de paradoxes et d'avenir.

Digitized by Google

Viet Nam contre Indochine ?

Digitized by Google

Digitized by Google

Saïgon 1946...

Je n'ai pas encore oublié les détails de mon arrivée, en ces premières journées de 1946, sur le terrain de Tan Son Nhut.

Treize années auparavant, j'avais laissé derrière moi une Indochine ensoleillée, se débattant certes à l'occasion contre quelque difficulté temporaire, mais où, en définitive, il faisait bon vivre pour les Annamites en mal d'évolution et pour les Français en mal de conservation. A l'exception de très rares crises réellement graves, on peut dire que, dans l'ensemble, les uns et les autres témoignaient d'une bonne volonté réciproque. Bien entendu, les relations manquaient souvent d'intimité. Mais de qui le voulait sincèrement, les avances n'étaient pas repoussées...

Quelle déchéance, dès le premier regard, aujourd'hui ! Adieu le spectacle amical de l'ancien aéroport bien ordonné, encombré de la foule empressée de ses petits coolies souples et intelligents. Rasant des bâtiments à demi-incendiés et ruinés, le pilote doit déjà manœuvrer serré pour éviter de faucher les hautes herbes qui ont complètement envahi le sol jusqu'à la piste. Et puis, lorsqu'enfin le fracas

Digitized by Google

des hélices s'est tu et que nous avons mis pied à terre, seul un hôte paradoxal est là pour nous accueillir, un hôte parfaitement inattendu. Le silence.... Mais un silence total, lourd, pesant, fait d'une absence imprévue d'êtres humains et d'autant plus énervant que nos oreilles bourdonnent encore. A croire immédiatement qu'autour de nous, de derrière chaque arbre, de derrière chaque paillotte, avec ce crépuscule qui déjà estompe les formes, un ennemi invisible est là, qui nous observe et nous attend. Et notre avion, abandonné à sa solitude, semble maintenant un gros oiseau imbécile malencontreusement égaré à terre !

Heureusement, voici qu'à notre rencontre, pour dissiper ce malaise, un camion se détache pourtant. Mais il est plein de soldats, mitraillette au poing. Et lorsque j'essaie d'obtenir d'eux quelque renseignement, dans l'espoir d'être tout de même attendu par quelqu'un, c'est peine inutile...

Parqué une fois de plus au milieu des bagages, cependant que nos protecteurs, sur les marchepieds, surveillent les environs, j'ai vite fait de m'apercevoir qu'entre les classiques *ca-nha* annamites, nichées sous les aréquiers, le sol, noirci par places, accuse nettement qu'ici aussi le feu a fait disparaître d'autres frêles constructions. La rue est déserte, remplie de trous. Les villas européennes, qui font leur apparition, sont salies, maculées, endommagées. Un peu partout, et jusque dans les fils télégraphiques, des araignées géantes ont tranquillement établi leurs leurs toiles.

De temps en temps, nous croisons d'autres camions de l'armée. Aucun civil français. Un petit nombre d'Annamites nous regardent défiler, méfiants et apeu-

Digitized by Google

rés... Nous étions ainsi parvenus dans le haut du boulevard Charner, près de l'Hôtel de Ville, que la ville entière me parut offrir l'aspect patibulaire de certains faubourgs dangereux des grands centres, peu avant la nuit, entre chien et loup !

A la base aérienne, rien de prévu pour le dîner des passagers ou pour leur logement. Je m'aventurai aux alentours, toutes les boutiques demeuraient closes. Où en étais-je de mes espoirs de tout à l'heure et où aller ?

Finalement, un planton me prit en pitié, me proposant de me monter un « lit Picot » là où il travaillait. J'acceptai, et fus ainsi l'hôte de quelques braves garçons qui m'offrirent à manger et me dressèrent une couche dans la salle des séances de la Chambre d'Agriculture de Cochinchine, où la « Place de Saïgon » était installée.

Je m'endormis en souriant au souvenir de mon arrivée ici autrefois, dans la pompe officielle. Je revoyais la voiture du Gouverneur Général qui traversait lentement la ville en remontant vers le palais, le cortège qui suivait, les troupes qui rendaient les honneurs... Mais, au lieu de la « Marseillaise » qui retentissait alors, ce furent des coups de feu que j'entendis bientôt claquer un peu partout dans la nuit...

*
**

Dès le lendemain, je repartais à la recherche de mon Saïgon d'autrefois, c'est-à-dire qu'automatiquement mes pas me dirigeaient vers cette rue Catinat, juste fierté des citadins et dont le renom a franchi les mers de Chine...

Digitized by Google

Cette rue longue et étroite, descend en pente douce — ô combien douce ! — jusqu'à la rivière et aux quais du port de Saïgon. En temps de paix, c'était là le va-et-vient incessant, aux alentours du théâtre et des terrasses du « Continental », d'une population européenne largement heureuse, coquettement vêtue, s'affairant devant de minuscules boutiques gracieusement achalandées. Par rapport aux monumentales cités modernes du Pacifique, la rue Catinat offrait aux étrangers le spectacle retrouvé d'une atmosphère de jolie petite ville de province, d'un raffinement tout français : de là lui venait sa réputation.

Mais, ce matin, si je reconnais et le tracé de la rue et les boutiques coutumières dont les noms ont à peine changé, la calme race des civils a fait place à la cohue des militaires. Le spectacle est si différent que j'ose à peine en croire mes yeux. Les Saïgonnais, eux-mêmes, vivant sur leurs souvenirs de notre armée de 1939, regardent sans comprendre. Aux quelques rares soldats qu'on voyait autrefois modestement circuler en ville, a succédé, débordant des trottoirs jusque sur la chaussée, le flot bruyant et agité des lourds camions du ravitaillement, des « jeeps » insaisissables, des marsouins, des hommes des blindés, d'innombrables matelots, des corvées de prisonniers japonais.

C'est que la France avait inauguré déjà, pour rééquiper l'Indochine, un effort militaire considérable, visible sur place mais dont la métropole elle-même aura mis longtemps à soupçonner l'ampleur. Ces derniers mois, c'est un total d'une centaine de milliers d'hommes qui auront été débarqués ou se seront regroupés dans cette portion de la Cochinchine.

Digitized by Google

Or, j'étais aussi parti à la recherche de Jean-Claude. Il avait été un de mes plus fidèles compagnons du Maquis, et je le revoyais encore, à l'armée d'Alsace, alors que je lui annonçais mon prochain départ, lui demandant s'il allait m'accompagner ? Dans un grand éclat de rire, mon gaillard avait immédiatement signé son acte d'engagement...

Jean-Claude m'avait pourtant devancé en Cochinchine. Volontaire pour le Corps Léger d'Intervention, il fit partie des premières troupes débarquées, et je le savais blessé à la tête par une balle japonaise. Mais ce bon camarade, assez sérieusement atteint, se trouvait même en fait rapatriable à bref délai...

Je connus bientôt toutes ses aventures. L'interminable attente en Algérie, cependant que la campagne d'Allemagne tirait à sa fin, puis l'embarquement du C.L.I. pour les Indes. L'entraînement du S.A.S.B. — le « Special Air Section Bataillon », un magnifique corps de parachutistes français formé à l'anglaise — au camp de jungle de Poonah. Le départ à l'improviste pour Saïgon et les premiers combats autour de la ville ; sa blessure enfin.

Chemin faisant, Jean-Claude me parle aussi de ses amis, du moral des troupes en général. La plupart de ces jeunes gens, venus un peu ici en amis, sont désorientés de constater au contraire que les ordres donnés par le gouvernement Viet-Minh ont été réellement suivis, que les Annamites ont déserté en masse Saïgon et pratiqué, devant nos troupes, dans les campagnes, la politique de la « terre brûlée ». Les attentats isolés, les kidnapping demeurent continuels. Toutes ces réactions auxquelles ils ne s'attendaient pas attristent nos hommes, dont beaucoup ont cependant déjà fait le coup de feu en France : mais c'est

Digitized by Google

autre chose de pratiquer la guerre du maquis ou de la subir !

— Car nous ne sommes tout de même pas des S.S., me dit Jean-Claude qui veut me rassurer... et aboutit au résultat contraire.

En continuant ma promenade, j'aperçois en effet maintenant, dans les quartiers annamites, un grand nombre de boutiques fermées. Seuls les Malabars — c'est ici le nom des nombreux ressortissants de la colonie indienne — et les Chinois sont encore ouverts. Les premiers ont été d'une parfaite correction aux plus mauvais jours, ce qui ne me surprend pas. Les seconds me paraissent plus nombreux qu'autrefois : beaucoup ont été expulsés du Siam. On me dira plus tard combien ils se sont enrichis !

Montaigne me confirmera un peu plus tard ce que m'a dit Jean-Claude tout à l'heure. L'imprudent garçon est allongé pour des mois sur son lit de souffrances à l'Hôpital Grall. Détaché vers Travinh, il avait voulu entrer en pourparlers directs avec les gens du Viet-Minh en face de lui et y avait réussi. Jusqu'au moment où il éveilla leur méfiance... On lui dépêcha alors un émissaire pour le supprimer. Cet émissaire fut abattu, mais Montaigne avait reçu trois balles dans le ventre !

Bien qu'il ait été près de la mort, sa générosité et ses opinions que je connais parlent plus fort qu'une rancune à laquelle il ne songe même pas. Ses regrets sont manifestes que notre gouvernement hésite à traiter avec le Viet-Minh, ce que nous serons, soutient-il, obligé de faire un jour. Nous avons ainsi exaspéré la résistance de ceux qui sont alors devenus des « rebelles ».

A l'appui de ses affirmations, Montaigne me cite

Digitized by Google

des faits impressionnants. Le courage nouveau des isolés qui attaquent nos postes, l'obstination des « volontaires de la mort » de Nhatrang qui se sont fait tuer sur place, les sacrifices de toute nature accomplis tranquillement dans la brousse par des étudiants qui s'y sont spontanément jetés... Et, dans notre cimetière de Saïgon, les rangées de croix qui s'allongent.

Changement radical d'atmosphère avec René T..., que j'avais quitté en 1933 et que je retrouve au tennis du Cercle Sportif. Lui, n'aimait pas les Annamites. Mais, bien qu'il ait vécu parmi eux treize ans depuis, sans jamais rentrer en France, aujourd'hui il les a en véritable haine.

Voici le soir tombé. Etrange sensation d'observer Jean-Claude. Lui, le maquisard, le chauffeur imprudent, le saboteur — à mesure que l'obscurité gagne, que la circulation des très rares pousses et des quelques « boîtes d'allumettes » (qui sont à Saïgon l'équivalent des *gharrys* de Calcutta) a cessé, à mesure aussi que les rues se font plus désertes, que la ville entière reprend cet aspect qui m'avait tant frappé hier soir — je le devine inquiet, sombre, préoccupé. Il jette des regards méfiants à droite et à gauche et me presse de dîner, voulant absolument, me dit-il, être rentré au séminaire, où il est hospitalisé, avant la nuit complète.

La main sur la poignée de mon revolver, à peine aurai-je regagné mon lointain hôtel d'Annam (sans lumière et sans eau !!) que, de nouveau, la sérénade des coups de feu éclatera. Je comprends mieux ainsi pourquoi les Saïgonnais se calfeutrent chez eux jusqu'à ce que le jour se lève. C'est par un de ces coups

Digitized by Google

de feu, qu'un matin un colonel de parachutistes fut abattu par une fenêtre, dans sa salle de bains...

*
**

Dans les semaines qui suivront, progressivement j'assiste à l'amélioration des conditions matérielles dans la ville. Les renforts de troupes qui arrivent continuellement forment un flux qui, petit à petit, inonde la Cochinchine. Province après province, le Bassac est atteint, puis dépassé. Certes, la région de Tayninh sera plus difficile à réduire, car les Caodaïstes y sont nombreux, et les fidèles de cette étrange religion ont longtemps soutenu le Viet-Minh : mais, le jour venu, ils s'en détacheront d'un seul coup.

Saïgon recommence donc à jouir d'une tranquillité retrouvée. S'il n'est toujours pas question d'effectuer en fin de soirée le classique et rafraîchissant « Tour d'Inspection » de naguère, au moins est-il possible maintenant d'atteindre sans encombre Cholon où les Chinois ont repris leur négoce.

De son côté, solennellement proclamé « citoyen d'honneur » de Saïgon, le général Gracey a repris le bateau, emmenant avec lui sa division indienne.

Or c'est aussi le moment où, par un phénomène étrange, alors que jusqu'ici il n'était question dans la presse, dans les conversations, que des Annamites de Cochinchine, ces mêmes Annamites changeaient de nom : on les appelait des Cochinchinois !

Il s'agissait là du premier symbole de la politique nouvelle poursuivie par la France, et tendant à favoriser l'éclosion à Saïgon d'un gouvernement de la Cochinchine indépendant du reste du pays.

Digitized by Google

Je ne saurais dire que cette initiative parût devoir rapidement éclaircir l'atmosphère. Au contraire, plus les choses s'améliorent — ou paraissent s'améliorer — plus la tonalité de la ville tend à s'épaissir, à devenir trouble, au point que je ne suis pas sûr qu'il n'existe pas bientôt ici autant de différences de tendances et d'opinions contradictoires, que de catégories de Français !

Les anciens colons, tout d'abord, que les soldats appellent les « Vieux Indochinois », ne sont pas encore revenus de leur fureur d'avoir vu éclater l'insurrection. Ce n'est pas qu'ils aient jamais beaucoup fréquenté les Annamites. Dans cette cité d'hommes d'affaires, les contacts étaient infiniment plus rares qu'à Hanoï ou Hué entre Français et autochtones. Mais maintenant ceux-là ont voué à ceux-ci une rancune féroce.

Entre ces « Vieux Indochinois » et les Français nouvellement débarqués, qui sont pour la plupart des administrateurs qualifiés ou occasionnels, arrivés de France ou d'Afrique, il existe de plus de sérieux tiraillements. Les premiers accusent les seconds de tout vouloir régir en Indochine, sans connaître le pays, ce qui, d'ailleurs, est exact, mais s'entendent alors répondre que pour ce qu'ils avaient en fin de compte obtenu des populations, ils feraient mieux de se taire et de passer la main.

Quant aux militaires, accueillis à l'origine avec des transports de joie, ils s'énervent de constater que l'attitude de tous à leur égard est beaucoup plus froide... sans doute parce que la guerre se prolonge et que, dans le mépris où il est bon à Saïgon de tenir les aptitudes militaires des Annamites, on semble maintenant reprocher à nos troupes leur mollesse,

Digitized by Google

sinon leur inaction... Par réaction, nos hommes qui, faute d'expérience du pays, ne savent plus à quel saint se vouer — ne faut-il pas présenter les armes à certains Annamites et se méfier de tous les autres ? — se montrent d'autant plus chatouilleux, et quelques malencontreuses algarades en témoigneront...

C'est dans ces conditions finalement, que, devant une opinion publique aussi mélangée et hargneuse, la question de la Cochinchine se trouvera posée.

Le malheur est que si le nouveau gouvernement de Saïgon rallie derrière lui bon nombre d'Annamites évolués parmi les gros riziculteurs de la région, il a davantage de mal à s'imposer à la masse, rien de bien essentiel ne séparant le *nha-qué* du *Nam-Ky*, dans sa rizière, de ses frères de race, de coutumes et de langue du *Trung-Ky* et du *Bac-Ky*, c'est-à-dire de l'Annam et du Tonkin.

Par contre, ce même gouvernement s'est heurté à l'hostilité sitôt déclarée du Viet-Minh et les mois passent que les combats reprennent de plus belle et se resserrent autour de Saïgon.

Digitized by Google

Un peu de passé... et de présent

CEPENDANT que nos soldats commençaient à mener autour de Saïgon cette pénible campagne qui se prolonge depuis deux ans, la déception fut à l'époque réelle en France de découvrir que l'Indochine était un pays infiniment plus divisé qu'on ne le croyait généralement. Déception qui est à l'origine de bien des incompréhensions qui se manifestèrent alors. Et pourtant l'histoire des relations entre la France et l'Annam, si elle eût été mieux connue, nous aurait évité nombre des difficultés qui devaient nous attendre par la suite.

Géographiquement parlant en effet, l'Indochine n'existait pas en tant qu' « Etat » ou « Nation », avant l'arrivée sur son sol des troupes françaises. Si nous parlons toujours de l'Indochine, il n'est pas une carte étrangère, allemande ou anglo-saxonne par exemple, qui ne nous rende au contraire cet involontaire hommage d'imprimer les mots « Indochine Française », la France ayant été sur ce sol lointain, l'unique lien unissant deux populations de race, de coutume et de religion différentes, et jusqu'alors enne-

Digitized by Google

mies, les Annamites, de couleur jaune, qui enterrent leurs morts, et les Cambodgiens et les Laotiens, de couleur brune, qui brûlent les leurs : les premiers représentent un rameau du vaste conglomérat chinois, les seconds appartiennent au mélange indo-polynésien.

On sait à l'heure actuelle quelles rivalités féroces mirent souvent aux prises dans le passé les divers peuples du Sud-Est Asiatique. J'y ai déjà suffisamment insisté tout à l'heure pour ne plus avoir à revenir sur ce sujet. Mais de telles antiques querelles ne font parfois que couver sous la cendre : c'est pourquoi on a pu voir, sitôt l'Indochine débarrassée des troupes japonnaises et nos propres soldats faisant hélas ! défaut, d'un côté le Cambodge et le Laos, menacés une fois de plus par les Annamites mais dégagés par nos parachutistes, se retourner spontanément, comme ils l'avaient déjà fait cinquante ans plus tôt, vers la France ; de l'autre, le Viet-Nam se dresser au contraire à nouveau contre nous.

J'entends bien que l'histoire commune de la France et de l'Annam, pour y revenir, avait débuté par cette espèce de rare idylle que l'on cite souvent, durant laquelle un Pigneau de Behaine installait au pouvoir l'empereur Gia-Long et emmenait le jeune prince Canh jouer avec le Dauphin dans les jardins de Versailles sous l'œil maternel de Marie-Antoinette. Malheureusement le célèbre évêque d'Adran n'aurait plus reconnu bientôt ses Annamites...

Car, un demi-siècle plus tard, lorsque la France eût achevé de s'établir à Saïgon, le suicide désespéré autant qu'héroïque de Phan Tanh Gian aurait dû nous servir d'éternel avertissement : ce général nous livrait la Cochinchine puisque nous étions les plus

Digitized by Google

forts, mais en même temps il se donnait symboliquement la mort pour avoir désobéi aux ordres de son empereur. Et c'est dans ces conditions que vingt années nous avaient été ensuite nécessaires pour amener la Cour de Hué à composition.

Or si la paix française gagne peu à peu sur cette « Union Indochinoise », telle que les textes administratifs la dénommeront désormais, longtemps encore le seul Annam nous occasionnera pourtant des difficultés. En 1916, le petit empereur Duy-Tan, estimant sans doute la France trop occupée devant Verdun, s'enfuira un matin de son palais. C'est l'époque où des bombes sont jetées à Hanoï, où la prison de Saïgon est attaquée. Il faut à ce moment tout le calme et l'énergie du Gouverneur Général Albert Sarraut, dont le discours de la Pagode des Corbeaux aura un immense retentissement auprès de la jeunesse annamite, pour que soit maintenu l'ordre.

En effet, alors même que se développe son action civilisatrice, la France doit compter chaque jour davantage avec le nationalisme qui s'est éveillé d'une jeune élite, intelligente et passionnée. Assez lente au Cambodge et au Laos, cette évolution s'est précipitée, en ce pays d'Annam où les lettrés ont été vite tentés par l'exemple du Japon — le prince Cuong Dê y a élu domicile après la guerre russo-nippone de 1905 — et surtout par celui de la Chine qui, depuis sa révolution de 1911, a fait un bond prodigieux en avant. Comme en Chine, d'ailleurs, le nationalisme du Viet-Nam (on l'a bien vu en 1930) s'est teinté de communisme et vice-versa. Il est vrai que, depuis 1932, date du retour à Hué du jeune empereur Bao Dai, jusqu'alors élevé en France, les réformes ne se sont guère multipliées en faveur de cette jeunesse

Digitized by Google

annamite, dont Pham-Quynh — auquel un chapitre de ce livre sera consacré un peu plus loin — a éloquement décrit le douloureux effort vers une synthèse de sa double formation spirituelle, à la fois extrême-orientale et occidentale.

Telles sont les considérations qui expliquent le très grave péril que représenta, à partir de 1940, l'invasion nippone. Hors la présence de la France, l'Indochine allait-elle se survivre ? L'Union Indochinoise, notre création, n'allait-elle pas se dissocier et voler en éclats ; les vieilles rivalités abolies depuis des siècles, ressurgir de leurs tombeaux ?

Ce que devint alors l'isolement de l'Indochine par rapport à la Métropole, ce fut à Calcutta que j'en avais pris conscience pour la première fois, en liant conversation avec un de nos compatriotes, un médecin échappé d'Hanoï après un séjour de onze années au Tonkin... ce qui lui donnait évidemment droit à quelques égards.

Mais au bout de quelques minutes, lorsque ce docteur eut fini de me raconter ses déboires, il me posait brusquement cette question :

— Que pense-t-on de l'Indochine, en France ?

J'avoue que la phrase m'avait choqué. Après une séparation aussi longue de sa patrie, je m'étais plutôt attendu à être harcelé par lui de demandes en sens contraire, c'est-à-dire concernant la France... et m'apprêtais à y satisfaire.

Je pris donc l'interrogation fort mal et répondis ironiquement que, depuis plusieurs années, la France avait eu « quelques graves préoccupations personnel-

Digitized by Google

les » et que, tout en plaignant nos compatriotes d'Indochine, la majeure partie des Français étaient fort occupés à panser leurs propres blessures. Qu'au reste, notre pays était fort changé... Puis j'avais planté là mon interlocuteur plutôt déconfit.

J'avoue avoir regretté ensuite ma sévérité, car je n'étais pas depuis quelques jours à Saïgon sans avoir compris en effet à quel point les Français d'Indochine, eux aussi, avaient été frappés et désaxés par les événements de ce dernier lustre.

Dans l'effondrement de la métropole, tel que le laissaient entrevoir en coup de foudre les informations de la radio, l'armistice avait été accepté en 1940 au milieu de la stupeur générale, comme une cruelle et inéluctable nécessité. Puis nos compatriotes, éloignés, mal renseignés, sitôt pris inconsciemment dans les filets d'une propagande que l'amiral Decoux et son état-major de marins contrôlaient étroitement, ne pouvaient faire mieux que se remettre au travail. Livrés aux Japonais qui occupèrent dès lors le pays, ils conservaient leur confiance à un gouvernement qui maintenait d'ailleurs un « ordre » particulièrement cher au cœur des coloniaux.

Or s'il sembla un moment que l'Union Indochinoise dût sortir intacte d'une série de conflits qui n'avaient finalement pas entamé son intégrité, par un paradoxe qui ne constitue pas le côté le moins curieux de cette portion d'Histoire, c'est la propagande officielle en faveur de la « Révolution Nationale » qui va peut-être maintenant causer tout le mal ?

Cette propagande est diffusée abondamment par l'amiral Decoux, soit inclination personnelle, soit qu'il veuille tromper les Japonais qui, à ce moment-là, continuent à être corrects ? Mais ce à quoi il n'a

Digitized by Google

pas pris garde, c'est que, sur un peuple élevé aussi traditionnellement aux disciplines confucéennes que le peuple annamite, la fameuse devise « Travail, Famille, Patrie », si elle était adoptée d'enthousiasme par la plupart des Français, devait nécessairement mordre encore bien plus terriblement. Et, de fait, lorsqu'un certain officier de marine de l'entourage de l'amiral fut chargé d'organiser la jeunesse indochinoise, c'est par milliers que répondirent à ses appels des adolescents... qui seront les meilleurs cadres de l'insurrection de demain.

Toutefois, rien sans doute ne se serait tout de même passé si, le 9 mars 1945, les Japonais, sentant approcher la défaite et arrachant leur masque, n'avaient subitement attaqué et désarmé nos troupes, prenant en mains le contrôle du pays et y établissant le règne de la « *Kempeïtaï* », la Gestapo nippone dont la politique devint alors toute puissante.

Dès ce moment, des observateurs plus avisés et moins confiants que les intéressés auraient pu remarquer que Français eux-même et Annamites, qui avaient témoigné jusqu'à cette date d'un réel esprit de solidarité contre l'envahisseur, commençaient à suivre des chemins différents : les premiers comprenant que la victoire des Alliés était proche, souhaitaient leur libération de tout cœur maintenant — car la main des Japonais s'était faite pesante ! Les seconds, au contraire, tombés avec leur nationalisme surexcité dans le traquenard des semences de haine nippones, étaient persuadés que quatre années de guerre avaient à ce point affaibli la France qu'elle serait désormais incapable de reparaître en Extrême-Orient.

On sait la suite, et comment, dès les premiers symptômes de l'effondrement de Tokio, l'événement

Digitized by Google

tant redouté cinq années plus tôt se produisit cette fois-ci. D'un bout à l'autre du pays — ici comme en Indonésie, et avec la même complicité des Japonais — l'émeute éclata avec tous ses excès habituels, cortèges menaçants, assassinats, pillages. Heureusement qu'à Saïgon, lord Mountbatten avait pu rapidement faire parachuter quelques premiers éléments qui aidèrent à tenir en respect des foules déchaînées jusqu'à l'arrivée de renforts.

Quoi qu'il en soit, l'Indochine était partie à la dérive et, dans ce qui avait été l'empire de Bao Dai, nous devions trouver prochainement en face de nous un gouvernement du Viet-Nam, solidement accroché à Hanoï sous les auspices des baïonnettes chinoises et de quelques agents américains sans mandat.

Digitized by Google

En colonne... sans gloire !

Il fait encore petit jour devant l'Hôtel d'Annam. Sur la place, le marché grouille déjà d'une intence activité et dans les rues la circulation se fait plus rapide. Curieuse impression de me sentir, pour la première fois depuis bien longtemps, équipé de pied en cap, les chevilles prises dans des guêtres de campagne, un revolver me battant la hanche. A toute allure, la voiture qui me conduit fonce maintenant à travers la ville, car il ne s'agit pas de manquer le rassemblement.

On m'avait promis, depuis plusieurs jours, à l'Etat-Major du Général Leclerc, de me faire assister aux opérations d'une colonne de nettoyage. Des bandes bien organisées de partisans du Viet-Minh, battent en effet la campagne dans la boucle du Song Bê, à une centaine de kilomètres au Nord de Saïgon, dans la région des plantations de caoutchouc. Je n'éprouve qu'un plaisir très relatif à participer à des opérations dont je ne connais que trop le caractère impitoyable. Mais comment me faire une idée exacte de la situation sans m'être moi-même rendu sur place ?

Digitized by Google

A l'entrée du pont de Dakao, je rejoins le convoi avec lequel je dois partir. Spectacle connu des puissantes machines, autour desquelles les chauffeurs s'affairent, cependant que tout le long de la colonne, bourdonnante comme une mouche, une « jeep » circule, apportant les ordres. Par ci, par là on complète le chargement et j'ai peine à me faire à l'idée que je vis pareille aventure, dans cette Cochinchine autrefois si paisible.

Nous sommes quelques passagers à nous éparpiller sur les camions, tantôt à côté des conducteurs, tantôt recroquevillés sur des ballots de marchandises. C'est cette dernière solution que je choisis, m'installant auprès des servants d'une mitrailleuse Hotchkiss au museau allongé. J'ai l'étonnement et la satisfaction de retrouver là le capitaine X..., que je n'ai pas revu depuis Paris et qui fut un des chefs nationaux de la Résistance, dans une de ses spécialités les plus dangereuses. Dirai-je que X..., qui, à 24 ans, est Colonel F.F.I. et Compagnon de la Libération, possède à son actif une action d'éclat qui, en Juin 1944, fit imprimer bien des colonnes dans les journaux et occasionna une imposante cérémonie funèbre à Notre-Dame ?

Le convoi s'ébranle. Il comporte une vingtaine de voitures, ce qui n'est pas fait pour me rassurer car nous entrons dans une région de maquis et je me rappelle que mes compagnons et moi-même préférions, à la belle époque, avoir à faire à un convoi ennemi assez lourd, et par conséquent plus facile à taquiner.

Pendant un certain nombre de kilomètres, nous allons suivre la Route Mandarine et ses sinuosités à travers la banlieue saïgonnaise. C'est vraiment ici un

Digitized by Google

paysage colonial typique, avec ses admirables jardins de cocotiers, d'aréquiers, de palmes d'eau, de cannes à sucre, encadrant de gracieux villages de paillottes, à demi-enfouis dans cette verdure. Le contraste entre notre lourde machine de guerre et la délicatesse de ces touches n'en est que plus paradoxal. Nos hommes ne paraissent guère se ressentir de cette impression, et comme tous les soldats du monde, heureux de se montrer en force, aspirent l'air à pleins poumons, chantent, crient et s'interpellent.

Je traverse ainsi Giadinh, puis Thuduc que j'ai la surprise de trouver aux trois quarts évacués. Il est vrai que déjà nous avons pénétré dans la zone dangereuse. C'est dans ces banlieues, où l'infiltration est facile, que les gens du Viet-Minh agissent le plus impunément.

Après Thuduc, le cercle des plantations de caoutchouc, commence presque immédiatement. Changement d'atmosphère, avec de longues files d'hévéas et leur dôme de verdure sombre. Les Japonais avaient compris l'avantage de cette demi-obscurité car, non loin de la route, je remarque des réduits fortifiés et des fossés anti-chars.

Nous atteignons enfin les rives du Donaï, qui offre, comme tous les cours d'eau, une occasion de passages par surprise pour ceux qu'on appelle les « rebelles ». Du coup, nous franchissons les uns après les autres des villages à demi brûlés ou ravagés, gardés par nos troupes.

Brusquement, la végétation se fait plus épaisse. Il s'agit certainement d'une région excessivement dangereuse, car, de chaque côté de la route, des patrouilles de Gurkhas ne cessent de battre les buissons, et des sentinelles japonaises sont échelonnées

Digitized by Google

de cinquante en cinquante mètres, nous permettant de passer sans encombres.

Après un gros détour, nous entrons dans le petit centre de Thudaumot, autour duquel les engagements sont incessants.

Jusqu'à Bencat, c'est ensuite la rizière que tous retrouvent avec plaisir car au moins, ici, on peut voir loin devant soi. Cependant la route qui forme remblai au-dessus des pays environnants a souvent été abîmée et le convoi est obligé de ralentir pour franchir des réparations de fortune. Mais ce repos moral ne dure pas, car nous nous engageons maintenant en forêt, montant vers les Hauts Plateaux. A midi, bref arrêt. Devant le convoi, une coupure est là, toute fraîche, datant de la nuit même, et nos hommes, sous la protection d'une auto-mitrailleuse, le torse nu, en sueur, s'évertuent à refermer le trou. Ils sont joyeux, ils s'affairent. Mais quel travail pour des Européens sous cette chaleur de plomb !

Nous déjeunons dans le petit village de Chon-Tanh, gardé par des sentinelles japonaises. Quand je dis « déjeuner » c'est beaucoup dire car je ne pensais pas le trajet si long et n'ai rien emporté. Dans une boutique chinoise, j'en suis réduit à acheter quelques tablettes d'un espèce de nougat fait de sucre local fondu et de cacahuètes.

Bientôt le convoi s'ébranle à nouveau. X... et moi avons, comme les autres, mis bas nos chemises, ce qui a l'avantage de faire tomber nos galons, que viseraient de préférence des tireurs embusqués dans les arbres. Les arbres, tout le monde les surveille, et cette attention a failli coûter cher à un troupeau de singes qui évoluait dans les branches, à proximité...,

Digitized by Google

Enfin, l'atmosphère se détend et les voitures légères qui patrouillaient incessamment autour du convoi cessent leur ronde. Nous avons atteint, à Honquan, la zone des terres rouges, des grandes plantations réoccupées par nos troupes et où la sécurité, sans être totale, paraît être bien assise.

Cinq heures du soir. Nous sommes à Loc-Ninh, X... et moi nous présentons au P.C. du colonel Massu. Dirai-je que nous ne recevons pas l'accueil le plus enthousiaste? Massu et ses officiers ont été, comme beaucoup de membres du Corps Expéditionnaire, au courant des critiques que beaucoup de Français, en France même, ont formulées contre l'action de nos soldats en Indochine, et quiconque arrive de Paris est, en ce moment, un peu mal venu. Rapidement, nous arrangeons les choses. Mais j'en suis un peu déconfit, j'arrive trop tard. Les opérations du Song-Bê sont terminées et ce ne sont plus que des fuyards, dont les bandes dispersées errent dans les bois que j'ai traversés tout à l'heure, qui sont responsables de la coupure de la route de la nuit dernière.

Finalement, je n'aurai plus qu'à recevoir l'excellente hospitalité de la popote du colonel, installé dans les bâtiments du directeur de la plantation.

Cette plantation a eu de la chance. Son directeur bénéficie de l'affection de son personnel, dont il s'est toujours beaucoup occupé, au point que ni les Japonais, ni l'action du Viet-Minh ne lui ont paru une raison suffisante pour abandonner son poste. Vaille que vaille, les hévéas sont entretenus. Et si d'autres entreprises ont eu leurs stocks de gomme brûlés, ici tout est intact. Quoique chacun continue à circuler armé !

Quarante-huit heures durant, j'aurai l'occasion de

Digitized by Google

bavarder avec Massu et ses officiers. Ce sont eux qui constituent ce fameux Groupement de Marche de la 2e D.B., noyau de l'ex-division Leclerc. Je ne saurais dire que j'ai toujours approuvé les jugements que ces magnifiques soldats portent rapidement, avec une brusquerie toute militaire, sur bien des choses. Mais comment leur en vouloir en songeant à leur vie extraordinaire, à leurs aventures, aux combats auxquels ils ont participé et dont ils sont encore imprégnés ? Il faut entendre Massu lui-même, un grand diable aux allures et à l'accent de mécano, vous raconter comment a été conçue et organisée, à la dernière minute, l'entrée de ses chars dans Paris. Porte de Saint-Cloud, Place de l'Etoile, Rond-Point des Champs-Elysées... Le chapelet des grands carrefours parisiens défile à mes oreilles, en ce petit coin lointain d'Indochine.

En opposition avec ces combats où il n'était question que de blindés, Massu me montre quelques documents saisis dans un petit P.C. de « rebelles » que nous avons attaqués et dispersés. D'autres souvenirs se réveillent en moi et m'émeuvent. Ces petits morceaux de papier hâtivement crayonnés, ces pages de cahiers d'écolier déchirées, ces recommandations nerveuses, ces demandes de munitions, ces messages improvisés pour introduire tel homme auprès de tel autre, tout cela, c'est la vie de réprouvé que j'ai moi-même menée il n'y a pas si longtemps. Il est simplement dommage que ce « maquis » annamite fonctionne aujourd'hui contre nous et se soit grossi de tant de prisonniers japonais !

Si j'ai rejoint trop tard pour l'affaire du Song-Bê, quelque chose dans l'air m'avertit que je suis, par contre, arrivé trop tôt pour une autre opération, dont

Digitized by Google

personne ne me parle, mais que je sens être en préparation.

Massu s'intéressait trop au Poste des Trois Frontières, où il compte d'ailleurs envoyer X..., et à l'opération que la 5e R.I.C. a menée sur Ban Me Thuot, pour qu'il n'aît pas quelque idée derrière la tête. Je sais lire la carte, et j'imagine assez facilement qu'un jour ou l'autre, nous allons tenter de couper le Sud-Annam des plages du Nord, en dévalant vers la côte des hauteurs de ce même plateau que nous commençons à occuper.

Preuve supplémentaire de ma clairvoyance, le Général Leclerc arrive aujourd'hui. Comme tout le monde, je suis allé le saluer à sa descente d'avion, un Pipper Cub qui vient de se poser sur le terrain de Loc Ninh. Je m'empresse d'ajouter que ce terrain n'a que deux jours d'existence. Mais nous ne sommes pas pour rien à la Colonie et un tour de force de plus n'est pas pour nous surprendre. Quelques centaines de coolies, coupant et dessouchant les hévéas, ont en quelques dizaines d'heures, préparé la piste nécessaire à l'atterrissage.

A Saïgon, j'avais déjà vu le Général Leclerc, qui m'avait probablement accueilli avec les mêmes arrière-pensées que Massu.

— Mon Général, je suis venu voir un peu ici ce qui se passe.

— Eh bien ! Vous voyez !

Et, mi figue mi-raisin, le Général, du bout de sa canne, me montre les plantations réoccupées, avec l'air de me dire que je ne vois pas grand'chose, sinon la paix, ce qui est exact !

Toutefois, hier, lorsque Massu a voulu lancer pour la première fois une locomotive sur le rail qui s'étend

Digitized by Google

de Loc Ninh à Saïgon, une explosion avait tout fraîchement endommagé le remblai, à quelques kilomètres du P.C.

Et demain, lorsque le convoi qui me ramènera à Saïgon atteindra les environs de Bencat, je rencontrerai cinq cadavres pourrissant dans un fossé, en un endroit où je suis passé il y a trois jours et où je suis sûr qu'ils ne figuraient pas !

La nuit même où j'embarquerai sur le « Samport » qui va me conduire à Singapour, des grondements ininterrompus de camions feront enfin résonner les rues de Saïgon. Ce sont les troupes qui montent en renforts, et qui, après avoir roulé toute la nuit, attaqueront demain matin, suivant les plans qui s'établissaient en effet autour de moi moins d'une semaine plus tôt !

Digitized by Google

Route Mandarine d'hier... et d'aujourd'hui !

Une fois de plus me voici à Tan Son Nhut. Une place m'est réservée dans le « régulier » qui relie officiellement Saïgon à Hanoï, et ma joie est vive de redécouvrir bientôt cette atmosphère tonkinoise que j'ai tant aimée jadis.

Mais notre voyage d'aujourd'hui n'a que de lointains rapports avec ceux d'autrefois, le pilote se souciant peu de suivre les méandres de la côte et de la Route Mandarine. Piquant droit vers le nord, nous survolons les hauts plateaux de l'intérieur, où je reconnais la plantation de Loc Ninh au passage. La Route Mandarine ! Alors que gronde l'insurrection, que s'abiment dans les flots les ponts minés, qu'explosent des portions entières de remblai, je me demande ce qu'il peut bien rester de la célèbre voie qui unissait jadis verticalement Saïgon à Hanoï et que j'avais parcourue dans son entier à sept reprises ? C'était le moment où le chemin de fer n'existait encore que par tronçons et où il fallait trois journées d'auto pour relier la Cochinchine et le Ton-

Digitized by Google

kin. Mais c'était aussi ce stade de notre colonisation où il était permis de dire que celui qui n'avait pas emprunté les détours de la célèbre Route — au risque de se faire couper en chemin, de temps à autre, par quelque typhon ? — ne connaissait pas l'Indochine et ses populations.

Pourquoi ne pas laisser alors chanter les mêmes syllabes que j'employais autrefois...?

« Ne nous attardons point au long des *arroyos* de la Cochinchine sillonnés d'énormes jonques ocellées qui débarquent à Cholon leurs pleines cargaisons de paddy et remontons sans trêve. C'est maintenant, au-delà du sémaphore phallique du Varella, labourant les flots de son étrave de roc, les solitudes âpres et douloureuses de l'Annam, avec ses lambeaux de plaines pourchassées par la brousse ; la trame indéfinie de ses rizières sur lesquelles un peuple couleur de boue arrache péniblement à la boue sa pitance quotidienne ; ses troublantes heures nocturnes, à bord d'un sampan que berce la molle brise de la Rivière des Parfums, alors qu'une « petite princesse » en tunique rose veille scrupuleusement sur la flamme de l'énigmatique lampe à huile, divin compagnon des heures d'insomnie.

« Mais peut-être est-il temps de se pencher sur la vie profonde de ce peuple annamite, ses réalités familières, ses rites, ses légendes et la mystique de ses croyances ?

« Me voici parvenu au cœur de ces provinces du Nord-Annam, traditionnellement ravagées par la famine, ensanglantées par la révolte. Par une étrange ironie de la nature, le plantureux territoire de Thanh-Hoa leur succède, ce territoire qui est en quelque sorte l'Ile-de-France de l'Annam. Il précède lui-même de

Digitized by Google

très peu les multiples « casiers » du Tonkin, où une population la plus dense qui soit au monde ne parvient à se survivre qu'en édifiant continuellement de nouvelles digues contre les empiètements du Fleuve Rouge, débordant de son lit par-dessus ces terres de limons.

« Chemin faisant, j'ai découvert de nouveaux types d'hommes, d'extraordinaires échantillons d'humanité. Mandarins précieux et solennels dans leurs longues tuniques de soie brodée, et le triple turban qui couronne leur chef. Lettrés parcheminés, vénérables et délicats, à la barbiche folle et agitant en un réflexe de défense des mains démesurément longues aux ongles démesurément longs. Notables tout de noir vêtus. Humbles paysans du Quang-Ngaï piétinant à longueur de journées les palettes de norias géantes. Caricatures de vieilles femmes édentées, abritées sous le large chapeau de latanier, accroupies au long des routes en mâchonnant le bétel pourpre, dans l'attente problématique d'une aumône de quelques sapèques.

« Le voici tel qu'il est, tout ce menu peuple annamite qui vit, prospère, et souffre — et souffre surtout ! — de l'incurable pauvreté de son sol et du fait, plus simplement, de sa propre multitude.

« Sur le sommet des diguettes, à travers la rizière, apparaît une procession. Musique criarde. Oripeaux. Un enterrement ? Dans cette région, la terre est grumeleuse de tombeaux !

« Entre une haie de pavillons triangulaires plantés dans le sol, un autre cortège se hâte vers une demeure aux toitures biscornues surmontées de dragons tordus et grimaçants. Quelle étrange divinité ces hommes vont-ils implorer là ? Bouddha, oui, peut-être encore ? Ou déjà Confucius, qui imposa sa morale à

Digitized by Google

ce peuple ou Laotius, qui lui donna son éthique de la « Voie », ou encore un de ces innombrables génies de village que le Céleste révère ?

« Hanoï ! Délicatement ajourée dans l'encadrement des flamboyants aux corolles carminées, effleurant à peine la surface des eaux, la célèbre Pagode du Pinceau, émergeant sous le ciel laiteux de l'écrin d'un lac immaculé, compose le plus harmonieux des paysages de paravent... d'un paravent chinois... »

*
**

A moitié engourdi par la chaleur ambiante, je n'ai pas pris garde cependant, au milieu de mes rêveries, que si mon esprit est déjà parvenu au Tonkin, mon corps, lui, se trouve encore enfermé dans cet avion qui se prépare à atterrir. Un sillon nacré sur l'horizon nous a en effet annoncé le Mékong que nous venons de remonter jusqu'à Paksé.

Or l'appareil est tout près de toucher le sol. Au dernier moment il me semble que nous arrivons bien vite sur la piste, et je n'ai toujours pas songé à assujettir ma ceinture. Puis il y a un choc violent.

Les passagers ont été précipités les uns sur les autres. Instinctivement, je me suis cramponné de toutes mes forces à je ne sais quelle aspérité de la carlingue. Deux idées m'obsèdent, l'espace d'un éclair: la première, le reproche instinctif et enfantin d'avoir été justement aujourd'hui si négligent ; la deuxième, qu'il faut pourtant que je continue mon manège, car il va y avoir un deuxième choc, et cette fois-ci l'avion va certainement s'ouvrir.

Le deuxième choc a lieu en effet, beaucoup plus violent que le premier, Aveuglé par un nuage de pous-

Digitized by Google

sière rouge, je ne distingue plus rien de ce qui se passe à l'extérieur. Mais la course de l'avion n'en est pas ralentie pour cela. Un dixième de seconde j'imagine que le pilote a remis les gaz et je m'effraye à la pensée que nous n'avons peut-être plus assez de piste devant nous ? Or l'appareil retombe une troisième fois, se met à trépider, et brusquement, il semble qu'il ait buté à l'avant sur quelque obstacle invisible, cependant que sa queue effectue un large quart de tour vers la droite. Une intense vibration. A nouveau nous nous écroulons sur le plancher. Nous sommes arrêtés net !

Nous nous précipitons dehors et sommes stupéfaits de constater que l'avion vient de sortir de la piste, et qu'il gît maintenant, la carlingue et le moteur gauche, lui-même sectionné en deux, écroulés sur le sol, une hélice ayant de plus crevé le réservoir dont l'essence s'écoule à gros bouillons. Les pales de l'autre hélice sont retournées. C'est un magnifique gâchis. Tout le monde pâlit à retardement à la pensée du danger que nous venons de courir et dont, je crois, personne ne s'est exactement rendu compte. La moindre étincelle, et nous aurions flambé comme dans une boîte d'allumettes.

Que s'est-il passé ? Comme un diable, le pilote sort à son tour de son poste, furibond, et traîtant le mécanicien de tous les noms possibles. D'abord la piste a été abordée trop vite ; mais il paraît surtout qu'après notre deuxième bond, le mécanicien s'est trompé de commande et qu'il a accidentellement relevé le train d'atterrissage : d'où cet écroulement sur le sol de l'avion encore en pleine vitesse. Nous n'avons pas le temps de nous renseigner davantage que, déjà, les responsables de l'aérodrome accourent. Dans l'ef-

Digitized by Google

froyable nuage opaque soulevé par l'appareil, ils n'ont pas vu grand'chose, mais ils s'imaginaient avoir aperçu des flammes et se précipitaient pour éteindre l'incendie, nous croyant perdus.

En attendant qu'arrive un autre avion transportant une commission d'enquête, nous passerons toute cette journée à Paksé, ce qui me vaudra l'occasion de refaire la connaissance du Laos. Promenade dans la petite ville, baignade au crépuscule, dans le Mékong, et, le soir, chez l'administrateur, un *Basi* : garçons et filles des environs se sont réunis pour nous donner le spectacle de leurs chansons. Par rapport aux vieux airs laotiens d'autrefois, je constate une évolution très nette dans le rythme des chœurs et des danses. Le Laos lui-même a donc changé. La soirée se terminera par l'habituel fil de coton qu'on me lie autour du poignet, en signe d'alliance avec Bouddha.

Digitized by Google

Le Tonkin d'Ho Chin Minh

Comme Tan Son Nhut, le terrain de Gia-Lam est méconnaissable de saleté. Mais ici, à Hanoï, une caractéristique essentielle me frappe immédiatement. La garde de l'aérodrome est assurée par des soldats chinois ; celle du Pont Doumer, un peu plus loin, par des Vietnamiens groupés autour d'un blockhaus improvisé. Les premiers portent l'étoile blanche sur fond bleu, les seconds l'étoile jaune sur fond rouge.

Je n'ai pas le choix des couleurs... Mais, en ce qui me concerne, le résultat est le même : par réflexe instinctif, j'ai trop longtemps vécu au Tonkin au temps où la France y paraissait une puissance inattaquable, pour que la vue des uns comme des autres insignes me soit, je l'avoue, particulièrement agréable ! Subitement je me sens sur une terre devenue étrangère, et suis obligé de me répéter qu'il n'y a que bien peu de jours en définitive que les accords signés avec Ho Chin Minh nous ont permis de réoccuper la ville.

Je m'apprêtais à trouver à Hanoï une situation beaucoup plus tendue, sinon plus dangereuse qu'à

Digitized by Google

Saïgon. A cet égard mes premières courses ne me rassurent en effet qu'à moitié.

Cette charmante petite cité, si coquette naguère avec ses beaux boulevards parallèles plantés d'ylang-ylands qui embaument, donne assez l'impression de se trouver encore en état de siège, tant il y a, à chaque carrefour ou devant chaque bâtiment public, de postes de garde chinois ou vietnamiens derrière leurs barbelés. De même si le français y a totalement disparu, les noms des rues et les enseignes des boutiques ayant été vietnamisés, partout flottent des drapeaux nouveau style ou, d'une maison à l'autre, de larges banderoles rouges couvertes d'inscriptions guerrières, dont la fatidique exigence, *doc-lap*, l'indépendance !

Sur les trottoirs, les Tonkinois ne paraissent témoigner aux Français aucune hostilité apparente. Mais il y a quelque chose d'indéfinissable, pour qui a connu le pays, dans leur démarche, dans leur regard, qui paraît plus assuré. Par contre, aux termes des accords intervenus, nos soldats circulent sans arme et la plupart des quartiers populaires, les plus pittoresques, au-delà du Petit Lac, leur demeurent interdits.

Autant, en Cochinchine, ces hommes ont quelquefois, dans les premiers temps, dépassé la mesure, autant je les trouve à l'heure actuelle magnifiques de calme, de sang-froid et de bonne humeur. Pourtant, ils ont eu une tâche assez rude, depuis ce cruel débarquement d'Haïphong où une légère erreur d'horaire provoqua le feu des batteries chinoises sur une troupe qui, avec une scrupuleuse discipline, se laissa tirer dessus sans répondre. C'est ainsi que j'assisterai tout à l'heure, après le dîner, à un commencement

Digitized by Google

de rixe dans la rue, mais si j'entendrai nettement le bruit d'un pistolet qu'on arme, deux officiers, un français et un vietnamien, se mettront rapidement d'accord pour liquider sur place l'incident.

Comme aux premiers temps de la conquête, où notre seule force réelle dans ce pays consistait dans les quelques détachements — auxquels je songe qu'appartenait mon père ! — occupant la Citadelle, par un curieux retour des choses celle-ci est naturellement redevenue notre principale base dans cette ville, qui dépasse de loin en possibilités d'incidents Batavia. D'ailleurs, des mois durant, la Citadelle ne vient-elle pas de servir de prison à bon nombre de Français du Tonkin que le gouvernement du Viet-Nam y avait parqués.... pour leur sécurité, prétend-il ?

En effet, pas plus que ceux de Saïgon, nos compatriotes d'Hanoï n'ont eu ici la vie drôle avant leur libération. A un moment même, ils ont bien cru être tous massacrés. Un de mes camarades d'autrefois, que je suis allé retrouver au « Métropole », me montre le couloir où les boys de l'hôtel — les mêmes qui ont repris normalement leur service maintenant — l'ont tenu de longues minutes, lui et quelques autres personnes, collés au mur et délibérant s'ils n'allaient pas les faire passer sur-le-champ de vie à trépas. Le sort que mon ami B... a évité, d'autres par contre l'ont subi.

A la vérité, les événements ont cependant évolué à Hanoï avec moins de spontanéité qu'à Saïgon. La Cochinchine avait connu le bref déchaînement d'une insurrection aveugle et frôlé de véritables « vêpres saïgonnaises ». Tandis qu'à Hanoï l'avance immédiate des troupes chinoises suivie de l'instauration d'un gouvernement qui s'efforçait de paraître régu-

Digitized by Google

lier, firent que les sévices et vexations subis par les Français ont pris l'allure d'une longue persécution mi-raciale, mi-politique, les assassinats ou actes de pillage ayant été plutôt œuvres individuelles.

Mais que représentait lors de mon arrivée ce gouvernement du Viet-Nam ? Incontestablement sa principale force fut, à l'origine, de s'être longuement préparé à l'action dans les provinces voisines de la Chine, où la bienveillance des généraux locaux avait permis que se reconstituassent divers partis indochinois. Le Viet Minh qui rassemblait quelques-uns de ces partis et constituait en quelque sorte une variété de notre « Front national » parut, dans ces conditions, lorsque le moment fut venu, le plus qualifié pour diriger la lutte contre « le colonialisme français ». Puis, un peu plus tard, son autorité s'étendant sur tout le Tonkin et tout l'Annam et son prestige ayant été renforcé par les efforts qu'il avait faits pour nous disputer la Cochinchine, il est incontestable que les élections du 6 janvier 1946, les premières jamais réalisées à Hanoï, lui avaient donné, même si elles ne furent pas absolument régulières, une majorité écrasante. C'est dans ces conditions que le Viet-Nam venait de traiter avec nous, au grand soulagement d'ailleurs, semblait-il, du petit peuple tonkinois fatigué de tant de désordres.

Ainsi documenté, j'avais fait demander au « président » Ho Chin Minh une audience qui me fut rapidement accordée.

Trajet dans une « Jeep » de la Commission de Liaison franco-vietnamienne, laquelle s'orne symboliquement à l'avant des drapeaux des deux nations...

Digitized by Google

ce qui me vaut incontestablement, pour la première fois, des regards de sympathie de la part des passants dans les rues.

Me voici maintenant devant l'ex-Résidence Supérieure du Tonkin, une demeure dont j'ai bien souvent franchi le seuil. Les sentinelles me présentent les armes avec une application intentionnellement soutenue. Avec une ironie rentrée, je reconnais le planton qui m'accueille et est un ancien du Gouvernement Général, venu bien souvent jadis dans mon propre bureau. Le plus curieux est que si celui-ci a changé de maître, j'ai au contraire serré la main, il y a quelques jours, à Saïgon, à son collègue — car ils étaient deux — le second étant demeuré au service de l'amiral Thierry d'Argenlieu. Pauvre Indochine, décidément, et pauvres Indochinois ballottés au gré des circonstances...

A peine ai-je le temps de pénétrer dans un salon que voici Ho Chin Minh. Il est bien tel qu'il a été souvent décrit, mais la douceur des yeux et la pénétration de la voix me frappent. La tête intelligente a du charme. Très simplement nous prendrons ensemble quelques tasses de thé et fumerons des cigarettes.

Ce que m'a dit Ho Chin Minh ? A peu près ce qu'il a répété à tout le monde. A savoir que ses sentiments ne sont pas spécifiquement antifrançais, mais que l'ère du colonialisme de jadis est révolue, qu'il faut donc que le Viet-Nam et la France s'entendent sur des bases rajeunies ; qu'il y est, en ce qui le concerne, tout disposé. Ho Chin Minh espère surtout que la France n'enverra plus ici que des hommes de qualité et des techniciens d'esprit neuf ; ils seront accueillis le mieux du monde.

Digitized by Google

Je discute pied à pied certaines allégation, et fais remarquer à mon interlocuteur l'intérêt que le Viet-Nam a, somme toute, à demeurer lié avec l'Indochine et avec la France ; que des voisins le guettent, que l'Annam a connu autrefois, par exemple, la domination chinoise...

Ho Chin Minh en convient, mais il me demande alors comment la France entend que le Viet-Nam vive, en lui disputant, comme elle le fait actuellement, la Cochinchine ? J'entends encore sa phrase, que je devais répéter ultérieurement à Saïgon :

« Ne créez pas une Alsace-Lorraine annamite ! »

Avec Vo Nguyen Giap qui passe, malgré sa jeunesse, pour être la meilleure tête politique de Hanoï et a d'ailleurs, en ce moment, la haute main sur la jeune armée vietnamienne, j'aurai par la suite une conversation de même nature, sinon de même esprit. Giap fut, à nos côtés, un des chefs de la Résistance contre le Japon, et c'est avec une satisfaction visible qu'il évoque ce souvenir. Mais il a déjà la réputation — et il ne devait pas la démentir depuis — de nous être particulièrement opposé. De fait, malgré son intelligence rapide, directe, Giap me laisse l'impression d'être plus intransigeant qu'Ho Chin Minh dans ses revendications. Ou alors sait-il moins dissimuler ?

Cette question, je m'en apercevrai un peu plus chaque jour au cours de ce bref séjour au Tonkin, c'est au fond la véritable énigme du moment.

En effet, les accords que nous avons signés avec le Viet-Nam présentent pour les deux parties un commun avantage : celui de pouvoir ensemble, les uns officiellement, les autres officieusement, nous retourner vers le gouvernement de Tchoungking pour lui demander, conformément aux stipulations de la capi-

Digitized by Google

tulation joponaise, de retirer ses troupes du Tonkin, maintenant que les Français y sont revenus. D'ailleurs ces détachements commencent à rebrousser chemin, quoique bien lentement et en emmenant avec eux tout ce qu'ils peuvent emporter : et jusqu'aux tuiles de certaines maisons !

Mais, en ce qui concerne la France et le Viet-Nam demeurés face à face comment les choses vont-elles ensuite évoluer ? Ici, toujours comme à Batavia, une atmosphère de méfiance épouvantable empoisonnera désormais toutes les négociations. Alors que nous désirons, comme c'est notre droit, réoccuper toutes les villes du Delta, le Viet-Nam qui nous a en somme laissés rentrer l'arme à la bretelle à Haïphong et à Hanoï, s'effraye avec le temps de notre force... et de nos blindés, et se demande s'il n'a pas payé trop cher le départ des troupes chinoises ?

Quant à nous, il est compréhensible que la situation ambiguë où nous nous trouvons et cette nécessité de perpétuellement composer avec ces jeunes guerriers vietnamiens d'un voisinage d'autant plus difficile qu'ils se sentent plus faibles, ont tendance à énerver nos hommes, alors qu'il suffirait de si peu de moyens supplémentaires, leur semble-t-il, pour dissiper une éventuelle opposition. D'autre part, cette éternelle affaire de Cochinchine, pour tous ces Français ici qui n'en peuvent mais... continue à peser sur tous les pourparlers.

Telles sont les conditions dans lesquelles Ho Chin Minh partira pour les conférences de Dalat et de Fontainebleau, tels sont les prodromes de l'impardonnable attentat que Giap organisera finalement contre nous à Hanoï dans quelques mois, le 19 décembre. A la même époque, Nguyen Binh délégué du

Digitized by Google

Viet-Nam en Cochinchine, multipliera ses attaques contre Saïgon.

Depuis toutes relations officielles entre la France et Ho Chin Minh devaient nécessairement cesser d'exister.

Digitized by Google

In Memoriam

LORS de mon séjour en Indochine, il y a quinze ans, j'avais beaucoup connu Pham Quynh.

Ecrivain et journaliste, ce lettré annamite de grande classe, fin comme l'ambre, avait obliqué vers la politique. Au retour de France du jeune empereur Bao Dai, en 1932, il était devenu un des ministres et le conseiller le plus écouté du souverain. Il me souvient avoir passé chez lui de nombreuses soirées. Après avoir dîné, nous devisions longuement en compagnie de quelques mandarins de la Cour, rejetant nos cigarettes et recrachant de concert notre bêtel dans un même grand vase de cuivre placé au milieu de notre cercle amical.

Ces moments-là sont bien morts ! Bao Dai, que j'avais vu célébrer la nuit, à la flamme des bûchers et au milieu du plus exotique des cérémonials millénaires, l'étrange sacrifice triennal du Nam Giao, Bao Dai a suivis les chemins que l'on connaît.

Quant à Pham Quynh, il a été assassiné.

Que lui reprochait-on ? Je ne sais exactement. Les révolutions sont, injustement, de grandes mangeuses

Digitized by Google

d'hommes. Il était un réel patriote, faisant en une époque donnée ce qu'il pouvait pour son pays. Mais les morts ont pour les vivants cet énorme avantage de ne plus exister. On a donc tué Pham Quynh pour avoir été trop logique avec lui-même et de trop bonne foi. Il fallait que sa pensée disparût !

Pour ceux qui douteraient qu'une amitié franco-annamite aît été ou soit encore réellement possible, je voudrais faire revivre un article de Pham Quynh. Cet article, intitulé « La Mission de la France », n'a pas été écrit en prévision des jours agités qui allaient venir, étant donné qu'il avait paru dans le journal « France-Indochine » du 19 février 1932. Je l'avais précieusement conservé depuis lors :

« Il fut un temps, s'exprimait l'auteur, où le loyalisme des Annamites était jugé selon le degré de conviction avec lequel ils devaient prononcer certaines phrases bien senties à l'adresse de la France généreuse et protectrice, apportant dans ce pays les bienfaits de sa civilisation.

« Ces « clichés » étaient à la mode. Ceux qui en émaillaient leurs discours plus ou moins dithyrambiques n'étaient pas toujours sincères, et ceux à qui ils s'adressaient ne s'abusaient peut-être pas davantage. On savait, de part et d'autre, à quoi s'en tenir, mais cela faisait bien, et ces manifestations de loyalisme verbal devenaient peu à peu une tradition du régime.

« Les temps ont changé ; les esprits ont évolué, et au fur et à mesure que Français et Annamites se sont rapprochés dans tous les domaines et par conséquent connus davantage, il entre aussi plus de sincérité dans leurs rapports réciproques.

« Les Annamites ne sont plus tenus de manifester

Digitized by Google

bruyamment leur loyalisme envers la France. Il suffit qu'ils acceptent la domination française. Leur demander de l'accepter avec enthousiasme, comme une grâce des dieux ou un bienfait de la providence, jusqu'à oublier qu'ils avaient une patrie et ne plus la regretter, ce serait peut-être trop exiger. Mais l'accepter comme un fait devant lequel il faut s'incliner et tâcher de tirer de ce fait le meilleur parti possible, c'est ce qu'ils font tous les jours, avec une bonne volonté inlassable.

« La conquête de ce pays par la France était une fatalité historique ; sa présence ici est devenue aujourd'hui, pour nous, une nécessité politique...

« Mais cette nécessité *politique*, il ne tiendrait qu'à la France, à ceux qui la représentent ici et là-bas, d'en faire une nécessité que j'appellerai *humaine*, car elle ne s'imposerait plus du fait de contingences politiques susceptibles de changer au gré des événements et des circonstances, mais en vertu d'une mission de solidarité humaine qui s'inspire du plus noble idéal que puisse servir une grande nation sur le plan d'un vrai humanisme vivant et élargi, tel qu'il découle de la tradition même de la France.

« Que faudrait-il pour cela ?

« Il faudrait que ceux qui ont charge des destinées de ce pays, « réalisent » toute la grandeur et toute la noblesse d'une pareille mission et qu'ils réfléchissent aux moyens de la remplir convenablement pour le plus grand bien du peuple annamite et le plus grand honneur de la France. Il faudrait qu'ils imprègnent pour ainsi dire toute leur politique du sens de cette mission éminente. Il faudrait même que, dédaignant les voies et moyens ordinaires de la politique qui se traduisent le plus souvent par un gouverne-

Digitized by Google

ment étroit et une administration jalouse et tâtillonne, ils élèvent leur âme à la hauteur de cette mission humaine entre toutes.

« Dans un message à l'Occident de Rabrindranath Tagore, que j'ai eu déjà l'occasion de citer quelque part, le grand poète hindou a dit :

« — Le fait le plus significatif des temps modernes c'est que l'Occident a rencontré l'Orient. Une rencontre aussi importante pour l'humanité, afin d'être féconde, doit être accompagnée de quelque grande émotion imaginative, généreuse et créatrice. Il n'est pas douteux que le choix de Dieu s'est porté sur les chevaliers de l'Occident et les a mis au service de l'époque moderne ; ils ont reçu les armes et l'armure, mais ils n'ont pas encore conçu dans leur cœur, la fidélité à la cause qui peut résister à toutes les tentations de corruption venues du démon.

« Et c'est cela qui donne à cette rencontre un caractère souvent tragique. Une grande tâche est dévolue aux chevaliers errants de l'Occident : ils n'en conçoivent pas encore toute la beauté et l'importance. Ils ont reçu les armes et l'armure, ils ne s'en servent encore que pour des buts de conquête matérielle et de domination politique, humiliant ainsi les peuples qui ont eu la malchance de se trouver sur leur chemin, en accumulant dans leur cœur des germes de haine et de rancœur.

« Mais deux peuples humains, malgré tout ce qui les sépare, sont faits pour s'entendre, et pourvu qu'ils le veuillent et qu'ils s'y efforcent, il pourra résulter de leur rencontre un véritable enrichissement d'humanité. Tel me paraît être le cas des Français et des Annamites. Nous sommes deux peuples profondément humains, et si par rapport aux Français, les Anna-

Digitized by Google

mites sont en général d'une tonalité de vie plus basse — ceci étant la conséquence de ce dynanisme particulier de l'Occident qui fait que les peuples occidentaux vivent toujours d'une vie plus intense que le reste de l'humanité — ils leur sont au fond semblables.

« On a bien des fois remarqué, jusque dans la masse du peuple, les points de ressemblance que présentent les Annamites avec les Français. On a noté leur gaîté, leur bonne humeur, leur esprit railleur et volontiers caustique, leur scepticisme souriant et jusqu'à cette « gauloiserie » qui se manifeste dans toutes les locutions de leur langage populaire si savoureux et si direct. A un degré plus élevé, on a vanté leur sociabilité, leur sens de la continuité et de la hiérarchie, autrement dit de l'ordre social et de l'ordre politique, et surtout ce qu'on peut appeler leur « sens politique », lequel est bien la caractéristique de l'homme social, si tant est comme l'a constaté Aristote, que ce dernier est avant tout un « animal politique ».

« Mais je crois qu'on n'a jamais encore fait suffisamment ressortir le caractère fondamental de l'Annamite et du Français, qui fait qu'ils sont plus capables que tous autres peuples, de sympathiser entre eux et d'exercer l'un sur l'autre cette influence bienfaisante en quoi consiste ce que j'ai appelé la mission humaine de la France.

« Car qu'est-ce que le Français ? Le Français est plus qu'un peuple, plus qu'une race, puisqu'il est le résultat de la fusion, du malaxage d'une infinité de races qui se sont rencontrées à travers les siècles dans une contrée prédestinée, sous un ciel béni ; le Français est, suivant un mot que m'a dit un jour un

Digitized by Google

ami français et que je trouve profondément juste, le Français est un *état d'esprit.* »

J'arrête ici, aux deux tiers environs, la reproduction de cet article exhumé littéralement de la tombe, et ayant d'autre part, on l'aura deviné, de fortes raisons pour connaître « l'ami français » dont parlait Pham Quynh. Mon but est sans doute atteint, car je voulais démontrer qu'avec des hommes comme lui, nous étions tout près de nous entendre...

Le malheur est qu'il me semble toujours, en écrivant ces lignes, entendre le Gouverneur Général Pasquier, le délicat auteur de « l'Annam d'Autrefois », s'affliger devant ses intimes de la mentalité détestable d'une grande partie des colons d'Indochine se refusant à connaître le pays et ses habitants autrement qu'au travers de petites histoires domestiques de « *bêp* » ou de « *congaï* ».

Or, à mille petits symptômes, je n'oserais affirmer aujourd'hui, au bout de tant d'années, que l'esprit de nos compatriotes se soit réellement sur ce point modifié ? Les circonstances de la guerre et de l'après-guerre ne les y ont pas aidés, il est vrai... Mais étonnons-nous alors que le Viet-Nam se soit lassé d'hommes comme Phan Quynh, que nous lassions sans doute lui-même...

Que si certains me reprochent, suivant la formule toujours consacrée, de « faire le jeu des Annamites », je les renvoie aux lignes que je viens de faire sortir de l'oubli. M'en voudra-t-on de faire miennes, s'il en est temps encore, les conclusions de cet Annamite, assassiné par d'autres Annamites pour être allé trop avant à la rencontre de notre pays ?

Digitized by Google

Bilan d'une politique

Le lecteur, qui ne saurait certainement m'en vouloir, aura déjà compris pourquoi j'ai surtout insisté jusqu'ici et sur le passé de l'Indochine, et sur les divers épisodes que j'ai moi-même vécus et qui ont marqué notre retour dans ce pays. J'ai conscience d'avoir procédé de la manière la plus instructive. Le reste est, si j'ose dire, de l'histoire moderne, de l'actualité que chacun peut interpréter à sa guise en lisant les journaux.

On sait comment l'empereur Bao-Daï, depuis la résolution de notre gouvernement d'ignorer Ho Chin Minh, est redevenu la principale vedette de la politique indochinoise ; comment aussi, dans le maquis indochinois, une longue lutte meurtrière s'engageait, hélas, dont nous ne voyons toujours pas le terme.

Le résultat de tous ces événements a été, le 6 juin dernier, la signature des accords dits de la Baie d'Along, entre M. Bollaert et le gouvernement constitué à Hanoï, aux lieu et place du gouvernement d'Ho Chin Minh, par le général Xuan, accords contresignés par surcroît par Bao-Daï.

Naturellement, je m'abstiendrai de tout pronostic

Digitized by Google

concernant ces accords, car s'il est généralement agréable à un écrivain de faire un « pèlerinage aux sources », pour parler comme Lanza del Vasto ou, au contraire, d'extrapoler sur l'avenir, il doit au moins laisser les événements présents parler d'eux-mêmes.

Pourtant on m'a trop souvent demandé mon opinion sur la politique que nous avons suivie en Indochine depuis 1945 pour que je tente seulement de me dérober.

Avec le recul du temps, j'imagine d'ailleurs que la plupart des erreurs que nous avons pu commettre étaient, malgré la bonne volonté des uns ou des autres, inévitables. Elles résultaient de la marche du temps.

Si les Français d'Indochine, à partir du 9 mars 1945, ignoraient tout de la France, je crois qu'on n'a pas suffisamment attribué d'importance à ce fait que la réciproque était vraie, autrement dit que la France — et c'était beaucoup plus grave, parce que c'est elle qui avait l'initiative — était totalement privée d'informations sur l'Indochine. Tant et si bien que lorsque Français de France et Français d'Indochine et Annamites allaient un beau jour, et si brusquemment, se retrouver, il devait nécessairement se produire entre eux ces froissements, ces incompréhensions qui, en France même, caractérisèrent la reprise des rapports entre Français de Londres ou d'Alger et Français de l'Intérieur... qui les caractérisent peut-être encore. Et ces phénomènes, déjà infiniment douloureux en France, ont eu là-bas de beaucoup plus graves conséquences.

Il me souvient que le 9 mars 1945, j'appartenais à l'Etat-Major du général Blaizot, commandant désigné des Forces Expéditionnaires Françaises d'Ex-

Digitized by Google

trême-Orient. J'ai pu savoir, à ce moment-là, l'angoisse qui s'était emparée à Paris de tous ceux qui avaient la charge de préparer cette affaire d'Indochine, combien passionnément nous avons suivi l'héroïque résistance de nos troupes là où elle avait été possible, combien nous avons espéré qu'il leur serait au moins réalisable de s'accrocher à une petite parcelle de sol indochinois, ne serait-ce qu'en pleine montagne, de manière à ce que nous puissions encore avoir un point d'appui là-bas. Puis, lorsque quelques éléments eurent pu retraiter sur le Yunnan, le silence se fit sur l'Indochine.

Trois mois plus tard, les événements avaient changé de face. La rapidité avec laquelle le Japon flanchait laissait supposer la proximité d'une grande attaque anglo-américaine pour octobre, et, dans le but d'affirmer une fois de plus sa solidarité avec nos Alliés, notre gouvernement avait résolu d'y participer.

C'est ici qu'on saisit sur le vif les différences de mentalité entre Français de France et Français d'Indochine. Alors que les seconds s'imaginent, parce qu'ils y vivent, que la France s'intéresse à l'Indochine pour elle-même (je songe à mon médecin de Calcutta !) les premiers ne considèrent avant tout l'Indochine que comme un élément de notre puissance en tant que nation ayant des intérêts mondiaux. Les deux divisions — 1re et 2e D.C.E.O. (Division Coloniale d'Extrême-Orient) — péniblement montées en France à destination de l'Indochine, sont donc offertes par un négociateur militaire de très haut rang aux autorités américaines pour prendre part aux opérations projetées, en partant éventuellement des Philippines.

Deux autres mois passèrent. Nouveau change-

Digitized by Google

ment de décor. Et quel changement : Hiroshima !

En quelques heures le général Leclerc qui, dans l'intervalle a succédé au général Blaizot (lequel, comme on le sait, lui a resuccédé ainsi qu'au général Valluy et commande en chef, en ce moment, à Saïgon), décolle vers les Indes, précédant de très peu l'amiral Thierry d'Argenlieu. C'est aussi le moment où mon ami Jean-Claude et le Corps Léger d'Intervention, concentré près de Trincomali, la grande base militaire de Ceylan, sont jetés vers Saïgon. A Calcutta, la D.G.E.R., munie des maigres renseignements qu'elle possède, fait parachuter en Indochine quelques équipes, dans des conditions non moins improvisées.

Et, derechef, l'angoisse reprend à Paris. On y reçoit d'un peu partout de telles nouvelles contradictoires — car l'insurrection annamite a été pour nous une surprise à laquelle nous n'étions nullement préparés — que nous avons bien du mal à nous y retrouver dans tous ces télégrammes et dans tous ces noms nouveaux. Tous les jours je me rends moi-même auprès du gouverneur de Langlade, du cabinet du général de Gaulle, et au ministère de l'Information pour contribuer à faire le point... jusqu'à ce qu'enfin le service de collationnement de ces dépêches soit organisé aux Colonies.

***

Tous ces détails ont été un peu longs, et je m'en excuse, mais il me semble qu'ils éclairent mieux toute la suite des événements ultérieurs....

Parvenu à Saïgon, quelle politique pouvait suivre en effet l'amiral Thierry d'Argenlieu, homme d'une grande probité intellectuelle et d'un rare caractère, sinon celle pour laquelle il avait été dépêché là-bas,

Digitized by Google

c'est-à-dire l'application de la charte promise à l'Indochine par la France dès le 23 mars 1945, immédiatement après l'agression japonaise ? Le malheur est que le climat moral de l'Indochine après l'insurrection faisait que cette charte fût déjà caduque sans que Paris l'ait compris à temps, et que l'amiral, trop peu au courant du passé du pays et peut-être un peu prisonnier de Saïgon, va pourtant s'obstiner à vouloir l'imposer.

C'est à cet égard que je me suis autorisé à lui exprimer un jour mon regret qu'il ne fût pas suffisamment entouré de Français membres de la « résistance intérieure ». Il m'a toujours semblé en effet que ceux-ci, par une espèce de vocation instinctive, auraient mieux compris la nouvelle mentalité des Annamites, devenus des adversaires sans doute — et même des adversaires ingrats — mais aussi des patriotes faisant le coup de feu. En ce qui me concerne personnellement n'avais-je pas immédiatement là-bas prononcé le mot de « maquis » que bien des officiers généraux ou supérieurs n'ont osé employer que six mois après ?

Quoi qu'il en soit, tôt ou tard, la politique de l'amiral — même si Français et Annamites s'étaient mieux compris sentimentalement — était condamnée à la faillite. Le Viet-Nam était vietnamien avant d'être indochinois. Autrement dit il réclamait avant tout son indépendance plutôt que de s'atteler à la reconstitution d'une « Fédération Indochinoise » qui ressemblait vraiment trop à l'ancienne « Union ». J'ajoute que la création du gouvernement de la Cochinchine, fruit de la confusion du moment à Saïgon et qui fut peut-être aussi un « grand dessein » de Paris, n'était pas venue arranger les choses. Mais je me suis déjà tout

Digitized by Google

à l'heure, chemin faisant, suffisamment expliqué sur ce point.

Finalement, il n'y avait plus qu'une solution, celle que M. Bollaert a adoptée, celle que — j'éprouve ici le regret de devoir me citer — dans un article publié dans un journal de Paris je m'étais également, il y a déjà longtemps, permis de préconiser :

« Alors pourquoi, m'étais-je exprimé, ne pas faire « comme en Afrique du Nord ? Nous disons aussi « Afrique du Nord » mais de cette entité géogra- « phique qui comprend trois pays différents, nous « n'avons jamais cherché à faire une réalité admi- « nistrative unique. Qui nous empêche de procéder « de même en Indochine, de laisser entrer le Viet- « Nam directement au sein de l'Union Française — « il y est prêt ; d'en user de même pour le Cam- « bodge ? Il faut tout de même bien que cette Union « Française devienne un jour quelque chose de vi- « vant... »

Telle est bien la formule où nous en sommes venus. Car, remarquons-le sans ambage, dans les conditions actuelles, la France ayant traité séparément avec le Cambodge, le Laos et le Viet-Nam quant à leur entrée dans l' « Union Française », l'ancienne « Indochine Française », celle dont j'ai signalé tout à l'heure le caractère presque paradoxal, est en voie de disparition. Par contre rien n'empêchera les trois pays intéressés de prendre entre eux tous les accords nécessaires... ce qui reconstituera, chaque fois que la chose sera utile, une Indochine de fait, comme il continue d'en exister une sur la carte.

Digitized by Google

*
**

Or, pour l'application de cette politique nouvelle, il faudrait au moins que les rapports entre Annamites eux-mêmes fussent éclaircis. Ici se pose la question d'Ho Chin Minh ?

Nombreux sont en effet les Français, dont moi-même je l'avoue, qui ont regretté, surtout après les accords du 6 mars 1946, que nous n'ayions pu nous entendre définitivement avec lui. Le général Leclerc — et la chose, quoique peu connue, est tout à son honneur par ce qu'elle projette d'humain sur la figure de ce grand chef de guerre — n'avait pas hésité à le tenter, lorsqu'après avoir réoccupé la Cochinchine, il avait compris que ses forces étaient insuffisantes, ou que ses pertes eussent été trop nombreuses, pour pouvoir marcher de vive force sur le Tonkin.

Mais j'ai déjà décrit l'atmosphère de méfiance qui régnait à Hanoï après le 6 mars. Ho Chin Minh était un pur communiste — il me l'a répété en propres termes — il se peut donc que lui-même n'ait considéré les accords qu'il avait signés que comme « un moment de relâche », suivant des documents dont on a fait état par la suite. Au surplus, l'attentat du 19 décembre est venu régler la situation.

De toutes façons, la question d'Ho Chin Minh est aujourd'hui, sauf imprévu, dépassée. Portion intégrante du Sud-Est Asiatique, l'Indochine demeure soumise aux mêmes agitations et aux mêmes fluctuations. C'est-à-dire que, s'il est vrai que dans cette portion du monde un véritable combat soit déjà engagé entre des forces d'autant plus hostiles qu'elles demeurent encore souterraines, ainsi que l'Angleterre et que la

Digitized by Google

Hollande, la France a, ces derniers mois, lentement, insensiblement, mais maintenant très nettement, pris là-bas position. Et nos hommes continuent à tomber pour une cause qui, à première vue, nous dépasse, mais est en réalité celle de la civilisation de l'Europe occidentale.

L'avenir nous dira si les sacrifices de la France en Indochine auront été vains ou au contraire utiles à ce qui lui reste de grandeur et de possibilités d'évolution ?

Digitized by Google

Digitized by Google

Et le Pacifique ?

Digitized by Google

Digitized by Google

Regards sur l'Extrême-Orient

PARVENUS au-delà de Singapour jusqu'en Cochinchine et au Tonkin, peut-être serait-il malséant d'achever ce livre sans avoir dit au moins un mot des perspectives actuelles de la Chine ?

La Chine, en effet, nous l'avons déjà, chemin faisant, souvent rencontrée sur notre route, tant sa pesante masse, cependant excentrique par rapport à l'Océan Indien, pèse de tout son poids sur le destin des peuples, ses plus proches voisins.

En particulier, si les relations directes entre la Chine et l'Inde étaient jadis à ce point difficiles que l'Histoire a conservé le nom du grand voyageur chinois Hsuan Tang, parvenant pour la première fois à franchir, en plein Himalaya, les passes de Minaka, à 4.000 mètres d'altitude, la technique moderne a maintenant projeté par-dessus ces montagnes le double sillon des routes de Birmanie et de l'Assam. Je ne parle même pas naturellement des facilités nouvelles qu'offre l'aviation.

L'Asie est une, ai-je écrit dans l' « Avant-propos » de ce livre... Qu'il me soit permis de sou-

Digitized by Google

ligner combien, dans ces conditions, il serait anormal et dangereux de séparer d'une manière trop abstraite les problèmes de l'Océan Indien de ceux du Pacifique, c'est-à-dire en définitive de ceux de l'Extrême-Orient. Au reste nous savons qu'entre eux le Sud-Est Asiatique sert de trait d'union : de telle façon que tout conflit déclanché dans l'un quelconque des deux océans gagnerait l'autre sur l'heure.

C'est à cet égard que la situation présente de la Chine, du *vacuum* chinois comme on s'exprime maintenant, est également fort loin d'être rassurante, accusant progressivement un durcissement de mauvais augure.

Plus heureux que d'autres voyageurs, abordant généralement la Chine par Shangaï, complexe difforme issu du produit de deux civilisations, avec les « buildings » de son Bùnd, son Hai Alai et son fronton de pelote basque, ses taxi-girls et ses immenses maisons de jeu de *mah-jong* de Nanking Road, j'avais eu la bonne fortune jadis de pénétrer pour la première fois dans ce pays par la voie du Yunnan — la haute province des Nuages du Sud — laquelle, d'un seul coup, m'avait livré les secrets de la vieille Chine, celle que les étrangers généralement ignorent.

Il me souvient ainsi du labyrinthe des petites venelles tortueuses et tumultueuses autour du lac de la Pagode aux Poissons ; des mille petits marchands exerçant en plein air toutes sortes d'industries, y compris celle de louer une brosse à dents qui servira successivement dans la même matinée à cinquante clients différents ; de l'invraisemblable grouillement d'une foule crasseuse uniformément habillée de bleu, exception faite des pantalons garance des femmes lolotes, en équilibre de justesse sur leurs pieds mu-

Digitized by Google

tilés ; de l'odeur extraordinaire de cette foule, opium, graisse bouillante, camphre, gingembre et encens ; des promenades en palanquin la nuit, dans l'obscurité trébuchante maigrement trouée par le lampion ventru balancé par le guide qui vous précède ; du *yamen* compliqué du gouverneur Long Yun m'offrant une tasse de thé sous le regard attentif de ses lieutenants surveillant à la fois mes propos et mes gestes... Que d'autres impressions encore !

Or qu'est devenue Yunnan-Fou ?

D'abord, la ville a maintenant changé de nom : elle s'appelle Kun Ming. Et c'est en tant que Kun Ming qu'elle est bien connue des pilotes américains : car cette ville qui avait été une des plus lointaines et des plus inaccessibles de la Chine, était au contraire devenue pendant la guerre la principale plaque tournante du pays.

Faisant littéralement sans arrêt la chaîne depuis Calcutta, les avions des U.S.A. y atterrissaient toutes les trois minutes, débarquant ici l'essentiel du ravitaillement des armées de Tchang Kaï Chek, un long moment coupées de tout autre concours extérieur... Que disais-je tout à l'heure des nouvelles relations de voisinage entre l'Inde et la Chine ? Mais que penser aussi de l'effroyable commotion morale qu'une intrusion aussi intense et aussi subite de l'Occident a pu faire subir aux habitants du Yunnan ?

J'entends bien que la Chine est éternelle. Un autre souvenir, en écrivant, me revient. Celui de M. Lou à Changchoun... Changchoun a retrouvé aujourd'hui son nom et est redevenue capitale de la Mandchourie. Mais, à ce moment-là, elle s'appelait Hsinking, et la Mandchourie était le Manchoukouo, comme di-

Digitized by Google

saient les Japonais qui venaient de s'en emparer et croyaient bien s'y être installés pour toujours.

Or que me confia M. Lou, ancien fonctionnaire du *Wai Chiao Pou*, du ministère des Affaires Etrangères, à qui j'exprimais ma surprise de voir tant de Chinois comme lui travailler de bon cœur — du moins il le semblait — auprès des Japonais occupés à rénover la Mandchourie...?

— ...Aidez nos conquérants nous est indifférent, du moins par raisonnement. Les Japonais ont commencé une grande œuvre. L'avenir dira jusqu'à quel point cette œuvre servira ou ne servira pas la Chine !

La réponse était typique. Ce fut en effet la force gigantesque de la Chine, au cours des siècles passés, d'absorber successivement, avec le temps qui ne compte pas, ses innombrables envahisseurs. Il est vrai qu'à ce moment-là régnaient sur l'immense Empire du Milieu des souverains qui étaient les chefs spirituels non pas de tout un peuple, mais de toute une civilisation !

***

Mais peut-on vraiment conserver les mêmes sentiments aujourd'hui, alors que l'Occident est venu infecter du poison de son nationalisme l'Extrême-Orient tout entier ? J'ai bien peur que mon interlocuteur de Changchoun ait trop cru aux miracles de la tradition et pêché par optimisme.

La vérité est qu'à l'heure actuelle, faute d'un pouvoir central suffisamment fort à Nankin, les provinces extérieures de la Chine ont plus que jamais tendance à se détacher d'elle. Déjà la Mongolie Extérieure est pratiquement rattachée à Moscou, mais de plus le gouvernement d'Oulanbator fait pression sur la Mongolie

Digitized by Google

Intérieure. On sait que le Turkestan Soviétique en fait autant sur le Turkestan chinois, sur la vaste province du Sin-Kiang notamment. Il n'est pas enfin jusqu'à l'étrange Thibet, pays de légende, « Toit du Monde », qui n'ait envoyé ces derniers mois, sans en référer au gouvernement chinois, des envoyés extraordinaires à Washington ! Je serais curieux de savoir si ces dignes *lamas* avaient emmené avec eux leurs « moulins à prières », tels ceux qu'ils utilisent dans leur temple de Pékin ?

Reste la Chine elle-même pratiquement réduite aux bassins des grands fleuves charriant les masses de leurs flots limoneux vers le Pacifique. Cette Chine représenterait encore pas mal de millions de kilomètres carrés et de centaines de millions d'habitants si, depuis plus de vingt ans, elle n'était la proie de l'effroyable guerre civile résultant du duel qui oppose Tchang Kaï Chek aux communistes. De telle façon que de nos jours, comme il en a si souvent été dans le passé et notamment, il y a juste un siècle, au moment de la grande révolte des *Taïpings*, on doit presque constater que deux Chine, celle du Nord et celle du Sud, s'affrontent de nouveau en un conflit meurtrier pour le pays. Nous voilà loin de la « reconstruction » et de l' « unification » qui constituaient le programme de Tchang Kaï Chek à ses débuts !

Depuis la fin des opérations contre le Japon — qui amenèrent une trêve entre le gouvernement chinois, alors réfugié à Tchoung King, et Mao Tsé Tsoung — on sait comment a rebondi ce conflit qui s'est alors progressivement inséré dans la grande trame des antagonismes mondiaux. Soutenu jusqu'en 1945 par les Américains, Tchang Kaï Chek n'a pas cessé depuis de bénéficier de leur appui, soit par l'envoi de Was-

Digitized by Google

hington de conseillers militaires de premier ordre — et parmi eux le général Marshall — ou de nombreux instructeurs, soit par des prêts de capitaux ou des dons de matériel. Quarante divisions chinoises auraient ainsi, paraît-il, été équipées par les U.S.A. et nombre d'entre elles auraient été transportées et ravitaillées par avions ou bateaux américains.

De son côté Mao Tsé Tsoung a obtenu des Russes la faveur indéniable d'utiliser à son profit les immenses stocks accumulés par l'armée japonaise de Mandchourie et si la présence d'instructeurs russes n'a pas été constatée dans son armée, on estime généralement que ses propres officiers seraient envoyés en Sibérie — celle-ci n'est-elle pas à proximité ? — pour y recevoir l'éducation voulue.

Telle est à l'heure présente la situation militaire des deux camps en présence et on a pu en suivre, ces derniers mois, les développements. Mais, derrière la façade des armées, si Mao Tsé Tsoung semble avoir obtenu de réels succès dans l'administration des provinces qu'il a ralliées à sa cause, le gouvernement de Tchang Kaï Chek se heurte au contraire à des difficultés de plus en plus sérieuses.

Quel que soit l'appui que lui ait apporté l'Assemblée Nationale, laquelle lui a confié en avril dernier des pouvoirs dictatoriaux quasi illimités, et la confiance que continuent à lui témoigner son vieux parti du Kouomintang et les partis de la Jeune Chine et social-démocrate, le premier président constitutionnel de la République chinoise éprouve de plus en plus de mal, dans une perpétuelle atmosphère d'intrigues et de prévarications, à mettre de l'ordre dans un pays dont les députés sont trois mille cinq cents et les généraux plus de six mille, paraît-il. Non seulement

Digitized by Google

il a été obligé de mettre hors la loi la Ligue Démocratique, mais encore il lui faut continuellement réprimer les manifestations de plus en plus fréquentes des étudiants, ce qui est toujours un mauvais symptôme. Enfin la valeur du dollar chinois est tombée (1) presque à zéro. Il est incontestable que les aspirations à peine dissimulées de Tchang Kaï Chek à la dictature et les si maigres résultats qu'il a obtenus ont profondément déçu Washington.

*
**

Ce qui rend donc la situation de l'Extrême-Orient encore plus délicate, c'est que, mécontents de la Chine nationaliste et n'osant pourtant la soutenir plus ouvertement ce qui autoriserait l'U.R.S.S. à en faire autant en ce qui concerne Mao Tsé Tsoung, on n'ignore pas que les Etats-Unis se sont rattrapés sur le Japon dont le général Mac Arthur a poursuivi avec un succès qu'il affirme réel, la démocratisation.

Que cet espoir soit vérifié dans les faits, la chose est possible tant est grande la malléabilité des foules japonaises. A vrai dire j'avais toujours eu l'impression, en parcourant autrefois le Japon, que le petit peuple des rues, si policé, si gai, si rieur à l'occasion dans les gracieux parcs de Nara ou à Dotemburi et Akasuka, les quartiers des plaisirs à Osaka et à Tokio, était surtout entraîné dans les voies du militarisme par les généraux de l'époque, alliés aux grands trusts industriels du *Daibutsu*. Toute cette propagande s'exerçant naturellement autour du nom

(1) Le dollar chinois a été remplacé récemment par le yuan-or : celui-ci vacille à son tour. N. d. A.

Digitized by Google

de l'empereur, petit-fils supposé de Ameratsu, déesse du Soleil, et petit-fils réel du Grand Meiji dont j'avais également visité, dans la capitale l'immense chapelle si bien conçue pour que soit pieusement entretenu et perpétué le culte du fondateur du Japon moderne.

Cependant, la décision des Etats-Unis de laisser subsister dans ce pays un potentiel de production important, de manière à le transformer en un « atelier industriel » travaillant spécialement pour l'Extrême-Orient, la façon particulièrement sévère également dont le cabinet Yoshida lutte non seulement contre le communisme du leader Tokuda mais aussi contre les syndicats ouvriers, bien d'autres petits détails encore ont naturellement éveillé l'attention de Moscou. Et les Soviets accusent ouvertement aujourd'hui Washington de soutenir le Japon, sinon de chercher à s'en faire un allié, dans le double but de pallier à l'insuffisance de son action en Chine et de contribuer à affermir sa politique en Corée. Dans les deux cas, de préparer la guerre contre l'U.R.S.S.

Il ne m'appartient pas de prendre parti dans ce débat, mais il est au moins intéressant à son propos de noter que Tchang Kaï Chek qui avait jusqu'alors hésité, tout en combattant le communisme, à paraître heurter de front la diplomatie de l'U.R.S.S., vient au contraire, cet été, de prendre deux initiatives particulièrement significatives.

La première fut de reconnaître le gouvernement de la Corée du Sud institué par les Etats-Unis pour lutter contre la Corée du Nord d'obédience soviétique.

Et la seconde, beaucoup plus importante sans doute à long terme si toutefois ce voyage a pu éclaircir l'atmosphère, celle d'envoyer en éclaireur au Japon son ancien ministre des Affaires Etrangères Tchang

Digitized by Google

Tchoung, avec mission probable de préparer un rapprochement entre les deux pays.

Mais il est évident que, dans un cas comme dans l'autre, les initiatives de Tchang Kaï Chek ne pourront influer sur la situation générale en Extrême-Orient que dans la proportion où lui-même aura réussi à consolider l'autorité de son gouvernement dans son propre pays.

Une fois de plus le destin de l'Extrême-Orient tend donc à se confondre avec celui de la Chine.

Souhaitons, sans trop y croire, que le destin du monde ne se confonde pas avec celui de l'Extrême-Orient !

Digitized by Google

Digitized by Google

CONCLUSIONS

Les hasards d'une vie aventureuse auront fait que c'est à Berlin que je rédigerai les dernières lignes de ce livre...

Au-dessus de moi, la sarabande des avions continue sans arrêt son vacarme assourdissant. Nous vivons ici en plein « blocus » en effet. Et je ne puis m'empêcher de songer — avec un petit grain d'ironique fierté — qu'ayant déjà connu de semblables conditions à Bandoeng, je suis vraisemblablement, au milieu de ces trois millions d'Alliés et de Berlinois, la seule personne qui bénéficie ainsi pour la seconde fois dans sa vie des ressources d'un « pont aérien ». Après tout, la chose n'est positivement pas si ordinaire. Mais, cette fois-ci, aux modestes Dakota ont succédé les Skymaster et les Sunderland, c'est un progrès... au moins technique !

Ceci dit, puisque j'aborde maintenant le chapitre des conclusions que je dois donner à ce livre, je tiens donc à préciser que ce n'est pas ma position actuelle qui est à l'origine du pessimisme avec lequel j'envisage plutôt l'évolution future des événements dans

Digitized by Google

le monde. Dès le « Transit Camp » de la R.A.F. à Batavia, où j'ai vécu un certain moment dans l'intimité des aviateurs qui s'y trouvaient, cependant que nous examinions ensemble les diverses chances qui s'offriraient tôt ou tard à nos nations, plusieurs d'entre eux avaient conclu : « We must stop Russia ! ».

Ce qu'exprimaient alors ces aviateurs britanniques, peu experts en politique internationale, mais par contre bien placés dans ce Sud-Est Asiatique pour pressentir intuitivement la gravité et les répercussions possibles des troubles qui s'y déroulaient, peu de mois après Washington s'en emparaît officiellement à son tour.

Je crois aussi que c'est un député travailliste anglais d'extrême-gauche, M. Zilliacus, qui a, peut-être sans le vouloir, résumé le mieux la situation :

« De l'autre côté de Suez, a-t-il écrit un jour, la « Révolution française et la Révolution russe sont « arrivées la main dans la main. »

C'est à peu près exact. A cette différence près que si la France a jadis indiqué les voies théoriques de la liberté au monde, Moscou est passé à l'action pratique par sa propagande sur des foules qui n'étaient pas mûres encore pour cette liberté : d'où, sous le masque d'un communisme plus ou moins orthodoxe, le déchaînement absolument réel d'un nationalisme asiatique, c'est-à-dire d'un nationalisme de masses à tendances totalitaires qui n'a rien à faire avec ce qu'avaient été et ce que demeurent les formules de l'Occident. Mais Jdanov, qui vient de mourir, n'avait-il pas proclamé la nécessité de « saper les arrières des pays capitalistes » ?

Telles sont les conditions qui m'ont conduit à pen-

Digitized by Google

ser que, fidèles aux enseignements de Lenine démontrant que c'est par l'Asie qu'il fallait abattre l'Europe, les dirigeants actuels de l'U.R.S.S., en dépit de la rigueur du jeu qu'ils jouent à Berlin, Trieste ou autres lieux bien visibles, n'ont toujours pour principal objectif que capter à leur profit l'enthousiasme présent des foules de l'Orient. Auquel cas, il est évident que dans un conflit futur, et quelles que soient les rigueurs auxquelles l'Europe serait exposée, l'enjeu principal de la guerre serait le contrôle de l'Asie. Inconcevable autrefois, cette grande querelle, avec les moyens techniques modernes, devient parfaitement possible. Bien mieux, il faut de la place, beaucoup de place désormais aux tacticiens pour mettre en œuvre ces moyens techniques.

Et nous voici maintenant revenus dans la logique de ce livre qui a voulu exposer comment, en réplique au souhait que formulaient mes jeunes aviateurs de Batavia, tant de préparatifs s'effectuent présentement dans l'Océan Indien, mais s'effectuent à distance respectueuse, comme il importe dans les guerres modernes où il est bon d'avoir du champ devant soi. Ajouterai-je que la décision prise ces jours derniers à Londres de ramener à Singapour le commandement de la marine d'Extrême-Orient basé jusqu'ici à Hong-Kong, n'est pas faite pour m'amener à changer d'opinion. Par contre, plus l'Océan Indien semble être considéré par l'Amirauté britannique comme le « mare nostrum » du futur, plus l'Inde elle-même devient un véritable « no man's land » entre les puissances anglo-saxonnes et la puissance soviétique, en attendant, qui sait, de devenir un théâtre d'opérations ?

Cette éventualité, un homme l'a déjà envisagée depuis longtemps. C'est le pandit Nehru, dont il est

Digitized by Google

particulièrement révélateur de suivre la politique.

C'est lui, en effet, qui, reprenant une idée émise à Bangkok de constituer une « Ligue pour l'Unité de l''Asie du Sud-Est », a convoqué l'an passé à Delhi cette « Conférence Panasiatique » dont j'ai déjà parlé, et à laquelle ont assisté des délégués de presque toute l'Asie. Or en même temps, l'Union Indienne se hâte d'établir toutes sortes de contacts avec ses principaux voisins : c'est en ce moment, à Delhi, le défilé incessant d'ambassadeurs nouvellement accrédités ou de missions commerciales provenant alternativement de Turquie, d'Iran, de Chine, ou même du Japon. L'ancien ministre des Affaires Etrangères de l'Indonésie, Sœtan Sharir, la veuve d'Aung San, le grand leader birman assassiné, y ont été également reçus. L'idée d'une « Troisième Force asiatique » est en marche...

Cette « Troisième Force asiatique », car c'est sa propre expression, Nehru la conçoit, dans l'hypothèse d'une conflagration, comme l'affirmation par toutes les puissances groupées autour de l'Inde de leur volonté de stricte neutralité entre les deux blocs en présence. On sait qu'en Europe également semblables idées ont cours.

Avec le danger qui se précise, la puissance d'attraction de l'Inde a donc crû et grandi considérablement en Asie depuis quelques mois. Nehru a en même temps cette chance de pouvoir disposer de l'appui de toutes ces colonies d'émigrants essaimées tout au long des côtes de l'Océan Indien, depuis le Cap jusqu'à Singapour — où je rappelle ici qu'une partie des cendres de Gandhi ont été, non sans intentions, immergées — en passant par ces huit cents Indiens qui, tout au fond du Golfe Persique, travaillent à

Digitized by Google

des postes quelquefois importants aux raffineries de pétroles d'Abadan.

Ainsi l'Angleterre doit-elle compter aujourd'hui avec le successeur de Gandhi car, si la « Troisième Force asiatique » se constituait réellement, il est probable qu'elle-même serait amenée à reviser toute la stratégie qu'elle a inaugurée dans l'Océan Indien.

Bien entendu, d'après un tel schéma, la situation comporte nombre d'inconnues dont la moindre n'est pas l'attitude qu'adopterait de son côté le Pakistan dont la capitale, Karachi, clef de l'Iran et des frontières nord-ouest de l'Inde, pourrait jouer, vis-à-vis d'éléments en provenance d'Afrique ou d'Australie, le même rôle de port de débarquement qui fut celui de Calcutta jusqu'en 1945 ?

Par contre, il est clair qu'une révolte généralisée du Sud-Est Asiatique couperait les Anglais des Américains, opérant eux-mêmes en Chine, devant Vladivostok et par l'Océan Arctique ?

Mais, en définitive, la victoire ne pencherait-elle pas en faveur de celui des deux adversaires qui pourrait pleinement utiliser, soit pour son offensive, soit pour sa défensive, l'immense plate-forme de l'Inde ?

Paris-Berlin, juin 1947, juillet 1948.

Digitized by Google

Digitized by Google

Table des Matières

Avant-Propos 7

Découverte des Indes

Petit précis du voyage aérien 13
La nouvelle route des Indes 19
Les métamorphoses de Delhi 25
Invité d'un Maharajah ! 30
Les Indiens entre eux 36
Splendeurs de l'Inde 42
L'Inde, grande puissance ? 48
L'Inde sans les Anglais ? 54
Bénarès ! 59
La grande querelle de l'Hindoustan et du Pakistan 65
Eternelles contradictions de l'Inde 70
L'inoubliable Chowringhee 75

Entre deux Mondes

Le rendez-vous de Singapour 85
Où va la Malaisie ? 91
La grande maladie du Sud-Est Asiatique 97

Difficile naissance de l'Indonésie

Nouveaux visages de Batavia 105
Hollandais et Indonésiens 109
L'imbroglio de Java 117
A Bandœng, ville assiégée 122
Etats-Unis d'Indonésie ? 129
D'île en île 134

Australie, Continent inconnu

Paradoxes de l'Australie 145
Sydney et le Pacifique 149
Un peuple heureux et son histoire 158
Melbourne la Britannique 166
Consolidation de la prospérité ? 173
Canberra, capitale du futur 180
Une politique sur deux océans 185
Adieux à l'Australie 191

Viet-Nam contre Indochine

Saïgon 1946 199
Un peu de passé... et de présent 209
En colonne... sans gloire ! 216
Route mandarine d'hier... et d'aujourd'hui ! 224
Le Tonkin d'Ho Chin Minh 230
In Memoriam 238
Bilan d'une politique 244

Et le Pacifique

Regards sur l'Extrême-Orient 253
Conclusions 264

Digitized by Google

ACHEVÉ D'IMPRIMER
LE 20 NOVEMBRE 1948
SUR LES PRESSES DE
L'IMPRIMERIE CLERC (S.A.R.L.)
— O. P. L. 313223 —
POUR LE COMPTE DE
LA NOUVELLE ÉDITION, PARIS

11/48. Dépôt légal 4e T. Editeur n° 140. Imprimeur N° 231.

Digitized by Google

Digitized by Google

"DEMAIN... L'OCEAN INDIEN"

Alfred SILBERT

En écrivant "**DEMAIN... L'OCÉAN INDIEN**" M. Alfred SILBERT n'a pas entendu faire un livre de guerre, car, quelque précaire que soit notre paix actuelle, on peut et on doit espérer encore qu'elle sera préservée. Toutefois, il n'est pas interdit, au cas où une troisième guerre mondiale éclaterait, d'imaginer ce que pourrait être cette guerre, et notamment quels seraient les principaux théâtres d'opération.

Riche des connaissances amassées depuis vingt ans aux quatre coins du monde et des impressions qu'il a recueillies lors de son dernier périple, l'auteur soutient la thèse que le principal de ces théâtres d'opérations se situerait dans l'Océan Indien : il envisage des concentrations de troupes dans le nord-ouest de l'Inde et l'Iran, avec, pour objectif direct, les steppes du Turkestan et les "combinés" de l'Oural. Les précisions qu'il fournit à l'appui de son hypothèse sont, en effet, troublantes... si l'on veut bien, comme lui, considérer le monde comme ne formant plus qu'un tout petit ensemble de continents désormais en rapports étroits les uns avec les autres.

Pour M. Alfred SILBERT qui fut un des premiers Français à traverser le Sahara à l'époque héroïque, qui a longtemps séjourné à Dakar, en Indochine, en Extrême-Orient, parcouru l'U.R.S.S., de tels rapprochements sont faciles. Son livre, qui est en même temps un reportage, fourmille en tous cas d'aperçus et de tableaux pittoresques et se lira d'un seul trait.

Prix 345 frs

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

19Oct'60 8 M

REC'D LD

JAN 27 '61

LD 21A-50m-4,'60
(A9562s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

Digitized by Google

YB 2355

Digitized by Google